Zwei Brüder.

Novelle

von

Claude Tillier,

Verfasser von „Mein Onkel Benjamin“.

Deutsch

von

Eduard Prätorius.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1879.

Vorwort.

Wer ist Claude Tillier? höre ich den Leser fragen. Leider muß ich darauf antworten: ein vergessener französischer Pamphletschreiber und einer der bedeutendsten Humoristen, welche Frankreich in den letzten hundert Jahren hervorgebracht. Und doch vergessen bei seinen Landsleuten? Ja, vergessen und verschollen, wie der liebliche Gesang eines Vögleins vergessen und verschollen ist, das fortzog von uns und vergaß wiederzukommen.

Claude Tillier ist ein Kind der Revolution, ein Kind des Volkes. Er wurde am 21. April 1801 zu Clamecy im Nièvre-Departement geboren, wo sein Vater ein ehrsamer Schlosser war. Der talentvolle Claude besuchte auf Kosten seiner Vaterstadt, welche einen Studienfonds besitzt und ihn „für die Besten" verwendet, das Lyceum zu Bourges und kämpfte, feurig und enthusiastisch, wie er war, während der zweiten Restauration, nachdem er heimlich die Schule verlassen, mit den alten Veteranen auf den

Hügeln von Montmartre und Chaumont. Viele wackere Streiter fanden hier ihren Tod; für Tillier gab es keine Kugel. — Im Jahre 1819 hatte er das Lyceum absolvirt, und wir finden ihn als Hülfslehrer an dem Collège zu Soissons und dann in einem Privatinstitut zu Paris. Die Conscription zwang Claude, Soldat zu werden und den Feldzug in Spanien mitzumachen (1823). Er, das Kind der Freiheit, ist nunmehr gezwungen, die Freiheit Spaniens zu bekämpfen! Dabei brachte er es nicht weiter als bis zum Unteroffizier in einem Artillerietrain! Im November 1828 vertauscht er die Uniform mit dem Rock eines Schulmeisters zu Clamecy. 1841 finden wir Tillier in Nevers als Schriftsteller und Redacteur einer Zeitung „Association", für Politik und Literatur, und hier war es, wo er seine Pamphlets und famosen Erzählungen schrieb. Leider starb Tillier schon am 12. October 1844 und zwar infolge einer quälenden Brustkrankheit, die er sich sicherlich während des oben erwähnten Feldzugs zugezogen, einige Kinder und eine arme Wittwe hinterlassend, welche sich, wie sie mir selber wiederholt schrieb, kümmerlich als Hebamme ernährte.

Tillier ist in seinen Pamphlets ein unermüdlicher Vertheidiger der heiligen Volksrechte und seine Waffen sind Begeisterung, Kühnheit und — Wahrheit! Er ist durch die Hitze des Kampfes — und an starken Gegnern fehlte es nicht — durch die Furcht, Gegenstöße zu empfangen, zur Offenheit gezwungen und vollständiger Isolirung preisgegeben. In seinen übrigen Schriften hat sich Claude Tillier ein bleibendes Denkmal als ausgezeichneter Humorist und Satiriker gesetzt. Da er von seinen sehr zahlreichen Widersachern häufig als egoistisch und gefühllos verschrieen wurde, so lassen wir hier einige Stellen aus verschiedenen

Werken folgen. »Le style c'est l'homme«, und so wird der Leser bald herausfinden, weß Geisteskind der französische Schulmeister und Schriftsteller ist. Das Urtheil über ihn ist freilich längst gesprochen: Tillier zeichnet sich durch hohen Geist aus; er ist Philosoph, Künstler, Denker, Poet, weder zu idealistisch noch zu realistisch; er besitzt das echte Genie der französischen Nation. Sein Stil muß vollendet genannt werden.

In Nachstehendem richtet sich Tillier gegen die Unterdrücker der Lehrer und der Schule. Seine Klagen und Gegenbeschuldigungen sind ernst und nachdrücklich. Lesen wir sie!

„Hätten wir Lehrer zu predigen, was würden wir über Euch Bischöfe und Priester sagen müssen? Was müßten wir von den Elementarlehrern sagen, welche auf eine gewissenhaftere Weise ihr bischen Brod verdienen als jene geistlichen Würdenträger ihre großen Besoldungen?

Wir sind von morgens bis abends zwischen zwanzig verschiedenen Gruppen, welche wie eine Meute lärmen und schreien, um jene schwerfällige Maschine in Bewegung zu setzen, welche man Schule nennt; um Buchstaben und Silben in das harte Hirn der Kinder einzuprägen; um unsere Brust zu zersprengen und unser Blut bei den langweiligen, verdrießlichen, hundertfach zu wiederholenden Erklärungen zu vergällen! O, der arme Chausseewärter kann einen Augenblick die Hacke sinken lassen, um die Hand einer alten vorüberziehenden Bekanntschaft, welche sich in der Erinnerung bereits zu verwischen begann, zu drücken; der Maurer auf seinem Gerüste kann sich für einige Zeit von der Arbeit abwenden, um seine Blicke auf ein Mädchen zu richten, das ihm freundlich zunickte; der Schlosser kann

von seiner Heimat, von seinem alten Mütterchen und von der Stunde träumen, die ihn in das geliebte Elternhaus zurückführen wird, während er ein bestelltes Schaukelbret prüfend auf- und absteigen läßt; der Schneider darf gefahrlos in einer Naht einhalten, weil ihm die Melodie eines gern gesungenen Liedes nicht ganz einfallen will; aber wir? Wie sieht es bei den Lehrern aus? Wir müssen über unsere Gedanken wachen, wie die Schildwache über das ihr anvertraute Terrain zu wachen hat. Wir müssen uns unbarmherzig jeder Träumerei enthalten, allen Erinnerungen und Ideen entsagen, welche unserer Schule fern stehen; wir müssen beobachten und reden zu gleicher Zeit, um diesen zu bändigen, jenen aufzumuntern, um auf dieser Seite Befehle auszutheilen, auf der andern Seite dagegen die Fortschritte zu fördern; mit kurzen Worten: um eine Arbeit zu thun, welche dreifache Kräfte verlangt. Manche unter uns sind mit glänzenden Anlagen begabt, sobald sich aber solche Männer vermöge ihrer Intelligenz in jene reinen und ungetrübten Regionen der Phantasie erheben wollen, müssen sie auch schon enttäuscht die kräftigen Flügel sinken lassen, um sie an die Breter des Katheders zu nageln.

Indessen Ihr, mächtige Herren Bischöfe! was macht Ihr während dieser Zeit? Ihr spielt die Rolle kleiner Götter unter einem Traghimmel, laßt Euch von Leviten beräuchern und schickt durch einen Federzug einige alte Priester aus der freundlichen Pfarre ins Elend. Für diese harte Arbeit verleiht Euch die Regierung fünftausend Gulden oder Thaler. Aber Ihr gehört nicht zu jenen Leuten, welche sich mit einer solchen Bagatelle begnügen. Jährlich macht Ihr eine Amtsreise. Nachdem Ihr zwanzig Stunden zurückgelegt, kehrt Ihr, von Müdigkeit

überwältigt, zurück in Euern herrlich eingerichteten Palast, ruht Euch aus, und für dieses mühevolle Unternehmen sprecht Ihr nicht weniger an als tausend Gulden, indem Ihr solche Gelder mit dem sinnigen Wort Diäten bezeichnet!

Ach, wie viele unter uns würden das Ziel ihrer Wünsche erreicht haben, wenn sie für ihre saure, undankbare Arbeit eines ganzen Jahres nur die Hälfte dessen erhielten, was die Bischöfe während eines kurzen Triumphzugs beim Frühstück und Mittagessen verdienen! Und können die Bischöfe sagen, daß ihre Arbeit, die man so glänzend honorirt, in richtigem Verhältniß zu der Arbeit eines Lehrers stehe? Ein guter Lehrer muß Alles wissen, selbst ein wenig Theologie; aber was braucht ein Bischof außer der Theologie noch zu wissen?

Die Diöcese war vier Monate ohne Bischof und Niemand nahm es wahr. Die Glocken läuteten, die große Messe wurde gelesen und die Frauen gingen wie gewöhnlich zur Beichte. In der Stadt befand sich ein Priester weniger, und seitdem der Bischof wieder da ist, haben wir einen Priester mehr in den Mauern; das ist Alles! Wäre aber die Diöcese vier Monate lang ohne Lehrer, könnte man dann annehmen, die Sache bliebe sich gleich?

Seht, Ihr mächtigen Bischöfe! wir Lehrer kommen nicht in Verlegenheit, Euch zu antworten!“

Fahren wir zu lesen fort; denn Tillier's Leben ist in seinen Schriften enthalten. Den Baum erkennt man an seinen Früchten, sagte Christus, und die Früchte eines Schriftstellers sind seine niedergeschriebenen Ideen, sind seine Werke.

„Wisset Ihr, Ihr mit irdischen Gütern so reich Gesegneten! aus welcher Sorte Menschen die Majorität einer

Nation besteht? Ihr, die Ihr Euch von dem Schweiße Anderer ernährt, seid Ihr wie der arme Holzhauer von morgens bis abends in gereiftem Grase des Waldes beschäftigt, Ulmen und Eichen niederzuhauen, deren Aeste von der Last des Schnees sich senken und den Armen durchnässen?

Durchwühlt Ihr wie der Weinbergsarbeiter mit einer schweren Hacke den harten Boden unserer Weinberge und erhaltet Ihr als Lohn für die Arbeit eines ganzen Tages nur einen Frank fünfundzwanzig Centimes und eine Flasche gefälschten Wein?

Taucht Ihr wie der Flößer bis zum Gürtel in das eisige Wasser, um die lange Kette von Baumstämmen, welche der Strom mit sich fortschleppt, ans sichere Land zu führen?

Schwingt Ihr wie der Drescher bis zum späten Abend den Flegel, durch dessen lautes Geräusch aber schon am frühen Morgen die Hähne der Nachbarschaft wachgerufen werden?

Stampft Ihr wie der Lastträger den Staub und Schmutz unter einer Bürde, die hinreicht, ein Pferd zusammenzudrücken?

Haben Eure Frauen ihre Sohlen auf dem Ufer des Flusses durchgetreten und gehen sie als Wäscherinnen dahin?

Sitzen sie wie die arme Obsthändlerin, vor Kälte zitternd, ach, und oft mit knurrendem Magen, vor einer armen Bude, deren Inhalt man mit fünfundzwanzig Franken auskaufen könnte?

Seid Ihr schon, von der Arbeit heimkehrend, mit dem Werkzeug auf den Schultern und zum Umsinken müde, von dem daherbrausenden Wagen eines hohen Herrn in den Koth geschleudert worden? Oder hat Euch schon eine

unter erleuchteten Fenstern spielende Festmusik mit Hohngelächter und Grinsen empfangen?

Hattet Ihr, wenn Ihr heimgekommen, unter Euern alten, vom Rauch geschwärzten Balken nichts als einiges an Hecken aufgelesenes Reisholz, um Eure nassen Füße und kalten Hände zu trocknen und zu erwärmen? Und fandet Ihr nichts in Eurer elenden Hütte als eine magere, schwarze Suppe und ein kaum gesalzenes, schlechtes Gemüse zum Stillen des Hungers, um Euch für den neuen Morgen voller Lasten und Sorgen zu stärken?

Habt Ihr manchmal Eure Lieben fasten sehen, die Euch mit kranker und matter Stimme nicht anzureden wagten, aber in Euern Blicken zu lesen suchten, ob Ihr einige Speisen mitgebracht? Seid Ihr unter solchen Verhältnissen hinaus ins Freie geeilt, um nach Herzenslust zu weinen, um in Eurer Wuth und Verzweiflung Verwünschungen gegen den zu schleudern, der Alles sieht und hört? Waret Ihr manchmal genöthigt, den Sohn fortzuschicken, damit er seine kleinen erstarrten Hände den in warme Mäntel eingehüllten, durch die Straßen eilenden Herren flehend entgegenstrecke, und ist dieser Sohn dann mit thränenfeuchten Augen und leeren Händen zurückgekehrt? Deine Frau, dieses milde, sanfte Wesen, das Dich anlächelte, als ein schwarzer Abgrund Deine Seele zu verschlingen drohte und der Kummer sich auf Deine Stirn lagerte, dieses holde Geschöpf, das seine Thränen auf Deine Hände weinte, als Du Dich unterfingst, wider ein herbes Geschick zu klagen, entwand sie sich jemals leise und unbemerkt Deinen Armen, als der Schlaf Deine Augen schloß, um zu stricken und zu spinnen? Hast Du Deine Frau, die Gott mit Dir vereinigte, wie er Epheu mit alten, abgestorbenen Bäumen vereinigt, vor Hunger,

Frost und Elend zusammengedrückt gesehen und warst Du dann nicht einmal im Stande, einige Tropfen Fleischbrühe auf ihre Lippen zu träufeln?

Hast Du den Pfarrer des Kirchspiels angefleht, Dir ein Stück schwarzes Tuch zu geben, um ihren Sarg auszuschlagen, und hat Dir der fromme Priester die heiße Bitte abgeschlagen, weil Du nicht zehn Franken zu hinterlegen vermochtest?

Das sind die Männer des Schweißes und der Thränen, aus denen die Majorität der Nationen zusammengesetzt ist, und zwar in der Zeit der Noth, in der Ihr Euch arm zu nennen wagt. Aber vergleicht doch einmal die Lage solcher Menschen mit der Eurigen. Diese Armen haben keine Schuhe — und Ihr? Ihr besitzt zwanzig Wagen und hundert Pferde. Sie finden kaum einen Bissen Brod — und Ihr? Ihr gebt täglich große Festessen. Sie wohnen in verfaulten, vom Rauch ekelhaft schwarz gewordenen erbärmlichen Hütten und zusammengefallenen Dachstübchen — und Ihr? Ihr könnt unter zehn Schlössern eins zum Wohnen aussuchen. Ihr, die Ihr die Ratten und Mäuse auf Euern Speichern vor Wind und Wetter schützt, Ihr besitzt mehr Möbel, als man deren für fünfhundert Familien nöthig hätte; aber wenn Ihr morgen über den Marktplatz kommt, so könnt Ihr das Hausgeräth von wenigstens zehn Familien sehen, welches durch den Gerichtsvollzieher zum Verkauf ausgeboten und zugeschlagen wird.

Und was findet sich seit der Zeit, wo man die Hütten der Armen leert, noch in denselben vor? Die Wiege ihrer Kinder, die Krücke des alten Vaters, der Verlobungsring der Frau, der Schemel, auf den sie sich, müde von der Arbeit zurückgekehrt, niederläßt. Rupft der Adler etwa den

kleineren Vögeln Federn aus und heftet sie an seine Flügel, um sich besser der Sonne nähern zu können?

So oft Ihr aber an einer alten Wand ein vom Pulverdampf geschwärztes Ehrenkreuz findet, rathe ich Euch, es zu nehmen."

Wir haben nur nöthig, wollen wir Tillier's poetische Empfindung kennen lernen, von der man getrost sagen darf, daß sie die Basis seines Wesens ist, ihn mit langsamen Schritten auf dem Nachlaß des Herbstes wandern zu sehen! Hören und sehen wir Claude nicht in Person in seiner lebendig quellenden Prosa? Gibt er uns nicht den besten Beweis der tiefsten Empfindung und Anmuth seiner Seele, wenn er mit so viel Melancholie schreibt:

„Glaubt Ihr, die Feder des Pamphletschreibers, die er stets wie ein Schwert führen muß, sei nicht schwer genug, die sie umschlingenden Finger zu ermüden?

In diesem Augenblicke liege ich, auf die Ellenbogen gestützt, im Fenster meiner Stube und betrachte das herrliche, sich mit Schatten anfüllende Nièvrethal, dessen Pappelwald einem riesenhaften Aehrenfelde gleicht. Hinter mir geht die Sonne unter; ihre letzten goldenen Strahlen erleuchten wie eine Kohlenglut das Ziegeldach der Mühle und die schwankenden Gipfel der Ulmen und verleihen den kleinen, sanft dahinziehenden Wölkchen rosenfarbige Rahmen. In der Ferne steigen wellenförmig die blassen Dünste des Pont-Saint-Ours auf und vergehen in dem sie aufnehmenden Winde wie eine vorüberziehende Gespensterprocession. Die wie eine Najade geschäftige Nièvre hat Feierabend gemacht, nachdem sie sich gezwungen sah, die Häute der Lohgerber zu waschen; frei und ungehindert schlendert sie nun zwischen ihrem Schilf dahin und liebkost leise die alten Wurzeln der Weiden.

In dieser schönen und feierlichen Stunde regt sich eine Saite meiner alten Leier, und ich empfinde Lust, diese reizenden Bilder zu besingen, und vielleicht findet die Spitze meiner Feder in der sonst so unreinen Tinte einige Goldfäden. Aber ach! so oft ich malen und singen will, sehe ich mich gezwungen, meine Feinde anzugreifen und Phrasen zu schmieden und zu hämmern; ich muß bedacht sein, dem auf meinem Tische liegenden, kaum aus dem Rohen gearbeiteten Bündel Pfeile Spitzen zu schneiden. — Füllt sich, wie dieses Thal, meine Seele mit Ruhe und Frieden, so muß ich mich der Sorge hingeben, daß in meiner Brust der Zorn wach bleibe; ich muß vielleicht in dem Augenblick, wo ich malen will, mein Gesicht zum Lachen verzerren! ....

Hinter dem fernen Grün jener bläulich schimmernden Hügelkette, deren Name mir unbekannt ist, erheben sich die ersten Hügel und Bäume, die mich in der Jugend vor Unwetter schützten und die ich so fröhlich und sorglos erstieg. Dahin eilen meine Gedanken, wie eine in weiter Ferne freigemachte Taube zum heimischen Schlag eilt. Dort wohnt meine Mutter, mein Bruder; dort sind alle meine Lieben. Welches Schicksal hat mich von jenem Orte vertrieben? Warum kann ich nicht mit meiner Frau und meinen Kindern in der Heimat sein? Warum verrinnt mein Leben nicht ebenso leise und geräuschlos wie die klare Welle eines Bächleins? Ach, die Sonne, welche sich über meiner Wiege erhob, geht nicht über meinem Grabe unter! Verflucht seien jene unvorsichtigen Verfolger, die mich zur Gegenwehr zwangen und mich fühlen lehrten, daß ich eine furchtbare Waffe handhabe! Reißende Wölfe! während ich Euer Blut leckte, überfiel mich der Hunger nach demselben. Und was kann ich dafür, wenn die Zei-

tungen predigen und Priester sich in Zeitungsschreiber verwandelten? Grausames Pamphlet, lasse mich einen Augenblick ungestört träumen! Du verscheuchst mit den lauten Ausbrüchen deines Spottes die mit weißen und rothen Federn geschmückten Vöglein meiner Phantasie. Lasse mich mit den Händen ihr Gefieder glätten; ach, sie kommen vielleicht sobald nicht wieder zu mir zurück! — Mit was beschäftigt Ihr Euch in diesem Augenblicke, meine Lieben? Unterhaltet Ihr Euch in der Laube des Gartens so oft von mir, wie ich hier von Euch träume und im Geiste Eure Gestalten um mich versammelt sehe? Das ist die Stunde, in der meine Mutter in den Schatten ihres kleinen Gärtchens eilt. Gewiß träumt sie, ihre Blumen begießend, von mir. Vielleicht nennt sie ihrer kleinen Enkelin meinen Namen. O Mutter! Das rauhe Handwerk eines Pamphletschreibers ist die Ursache, daß ich Dir nicht oft Briefe sende. Doch beruhige Dich! Bald werde ich Dich wiedersehen. Ich werde Dich sehen, sobald der Winter zwischen uns seinen Schnee gestreut. Sobald der Himmel weißer zu werden beginnt, sobald sich die Bäume gelber färben und ein matteres Lächeln auf den Lippen des Herbstes ruht, werde ich Dich wiedersehen, werde ich zu Deinem Herde eilen und meine kranke Brust in der Luft stärken, die Du einathmest. Ich will die schönen Wege besuchen, auf denen ich Verse dichtete, die sich aber verloren wie ein Gesang im unermeßlichen Raume. Dort will ich noch einmal lustwandeln zwischen den großen, wie aus Gold und Purpur zusammengewebten Hecken. Und vielleicht wird das dann das letzte Mal sein!....

Ich will noch einmal den bekannten Wellen meines Beuvronbaches nachschauen. Steht meine alte Weide noch

auf der Petite-Vanne, deren Wurzeln das Wasser umspült? Sind diese noch von Blumen umrankt und von altem Schaum bedeckt? Unter ihrem Schatten will ich eine Stunde weilen und bald die im Aether schwimmenden Schwalben, bald die lange Blätterkette betrachten, welche traurig in des Baches Strom dahinzieht, wie ein vorüberrauschender Zug auf dem Schienengeleise. Diese traurigen Bilder thun meiner Seele wohl; denn durch sie wird mein Gemüth mit süßer, ja, ich möchte sagen, mit mildlächelnder Trauer erfüllt. Das Jahr stelle ich mir wie eine schwindsüchtige Frau vor, welche, den Tanzsaal verlassend, langsam ein Band nach dem andern loslöst, um sich in den Sarg zu betten.

Lebe wohl, meine gute Mutter! Lebe wohl, mein altes Clamecy! Man ruft mich. Ich habe mich zum zornigen Verfolger der Unterdrücker der menschlichen Gesellschaft gestempelt und es ist meine Pflicht, die Aufgabe zu vollenden!"

Wen ergriffe nicht Tillier's Ausdruck der Liebe und Besorgniß, die er für seine Mutter hegte und zwar noch in dem Augenblicke, wo der letzte Keim seines edlen Lebens zu verlöschen begann? Doch lesen wir noch nachstehendes Gedicht in Prosa und schämen wir uns nicht der Thränen, die sie dem fühlenden Herzen entlocken:

„Meine Mutter sitzt in der Nähe meines Krankensessels. Sie ist taub, die arme Frau, und wir können uns kaum verständlich machen; aber ihre Blicke ruhen auf mir und suchen aus meinen Augen das, was ich wünsche, zu errathen und an der geringsten Falte meiner Stirn das zu erforschen, was mir mißfällt. Die gute Mutter verließ die übrigen Glieder der Familie, welche ihrer nicht bedürfen, um mich zu pflegen, um Theil an meinem Todes-

kampfe zu nehmen. Die Sorgfalt, welche sie meiner Kindheit lieh, übt sie nun auch noch in meinem frühzeitigen Alter aus. Schon einen Sohn sah sie sterben, und nun kommt sie und reicht mir den Arm als Stütze, damit ich sanfter und leiser den Abhang des Lebens hinuntergleite.....

Arme Mutter, mit welch schwerer Hand hat Dir Gott die Thränen zugemessen, die er unter Deine Lider barg!.... Wird Gott nicht gerecht gegen Mütter sein? Ein Sohn kann nur einmal seine Mutter begraben, aber wie oft trägt sie für ihre Kinder Trauerkleider!.... Bin ich ihr letztes Kind, das sie zu Grabe tragen lassen wird? Bleibt ihr noch ein Sohn, um ihm die Augen zuzudrücken und um seine theure irdische Hülle mit unsern Gebeinen zu vereinigen? Ist sie dazu bestimmt, den Schlüssel unserer ärmlichen Wohnung wegzutragen?.... O, wie ist meine Mutter beklagenswerther als ich!.... Ich sterbe einige Jahre früher als die Uebrigen meiner Generation; aber ich sterbe in einem Alter, wo die Jugend aufhört und das Leben nur noch ein langer Verfall ist. Ich gebe Gott meine Gaben so wieder zurück, wie er mir sie gegeben; meine Phantasie bewegt sich freien Flugs im Raume der Zeit und diese hat nicht die Schwingen ihrer Flügel gebleicht. Ich habe nichts weiter als Einige, die ich liebte, verloren, und wenn ich am Tage Aller-Seelen den Friedhof besuche, wo unsere armen Vorfahren ruhen, so finde ich im Rasen kaum noch einige Ueberreste jener Namen, die mir theuer sind. Ich gleiche dem Baum, den man fällt, während noch Früchte über dem Stamme, aus dem er getrieben, und unter den noch sprossenden Zweigen hängen. Schöner, blasser Herbst, du hast mich dieses Jahr nicht auf deinen mit welken

Blumen eingefaßten Wegen gesehen; ich habe nur deine milde Sonne gesehen und vom Fenster aus deine mit Wohlgeruch angefüllten weichen Lüfte eingesogen; aber wir werden zusammen von hinnen gehen! Mit dem letzten Blatt der Pappel, mit der letzten Blume der Wiese, mit dem letzten Gesang des Vögleins, ja, mit Allem, was lieblich, mit Allem, was schön ist im Jahre, will ich sterben. Der erste rauhe Wind soll mir sagen: Du mußt scheiden! .... Ist es nicht besser, bei Zeiten zu sterben, als zu altern?"

Eduard Prätorius.

I.

Ich bin weder Schulinspector noch Steuerdirector, ich bitte Euch, mir das zu glauben; ich kenne nicht alle Dörfer des Nièvre-Departements. Indessen wette ich doch mit dem ersten besten Unterbeamten, daß von allen Dörfern Armes das schönste ist. Armes liegt an dem Wege, welcher von Clamecy nach Avallon führt, acht Stunden von Avallon und zwei Schritte von Clamecy*), von welchem es unaufhörlich näher herangezogen und schließlich verschluckt wird, wie die Erde ein vorwitziges Meteor anzieht und verschluckt, das in seinen Kreislinien ihr zu nahe kommt. Wenn Ihr Euch an den letzten Häusern der Vorstadt Clamecys eine Cigarre anzündet, so wird sie sicher bis nach Armes reichen. Ihr also, die Ihr kaum zwanzig Kilometer von Clamecy entfernt wohnt, rafft Euch auf und bewundert Armes, und wenn Ihr den Bleistift zu

*) Clamecy, ein freundliches Städtchen im Nièvre-Departement, der Geburtsort Tillier's und häufig der Schauplatz seiner reizenden Erzählungen.

führen versteht und im Besitze eines Skizzenbuchs seid, so bringt diese Zeichenutensilien mit, und ich bürge dafür, daß Euch die Reisekosten nicht reuen. Solltet Ihr aber dennoch bedauern, daß ich, der Rathgeber, nicht der Bezahler bin, so wendet Euch getrost an mich; ich, Claude Tillier, werde Euere Spesen tragen.

Ich liebe den Frühling mit seinen weißen und rosenrothen Sträuchern und Büschen; ich liebe den Sommer mit seinen gelben, von üppigem Grün umrahmten Saatfeldern; ich liebe auch den Winter mit seinen schwarzen Bäumen, welche mit ihren gereiften und eisverzuckerten Häuptern den perrückengeschmückten Männern des Gesetzes gleichen; aber über Alles liebe ich die linden und feuchten Tage des Herbstes; wenn die Sonne matt und glanzlos ist und große, flockige Wolken, weißen, vom Winde aufgewehten Flaumfedern gleichend, den ganzen Raum zwischen Erde und Himmel anfüllen; wenn die Berge, Wälder und Weiler grau und dunstig erscheinen, wie wenn sie sich in trübem Glase spiegelten, und wenn die vasten Felder einer großen elysäischen Landschaft ähnlich sehen; wenn das Grün der Bäume sich braun und roth zu färben beginnt und die Bäche lange gelbe Blätterketten langsam mit sich führen, die sich wie ein Leichenzug processionsweise fortbewegen; wenn endlich die fieberkranke und schwindsüchtige Natur noch einmal lächelt, und zwar mit jenem kranken Lächeln, das manchmal auf den Lippen Verstorbener zurückbleibt. — So brecht denn an einem dieser lieblichen und schönen Herbsttage von Clamecy auf! Ich sage Euch das,

weil alsdann die Flöße auf der Yonne verschwunden sind und die mächtigen Holzstöße an ihren Ufern aufgehört haben das Thal mit Schimmelgeruch zu verpesten und ihm das Aussehen eines gewaltigen Zimmerplatzes zu geben. Bis zur Maladerie, einem alten, aufgegebenen Spital für Hautkranke, von dem nichts weiter als die Kapelle übrig geblieben, führt ein prosaischer Weg, welcher von gestutzten Hecken und Kleeäckern begrenzt ist. Gedankenlos zieht er sich dahin, ohne nach rechts oder links zu blicken, und scheint sich im Frohndienste einiger Brücken zu langweilen; aber angekommen vor der Maladerie, regt er sich plötzlich aus seiner Schlaffsucht auf, wendet sich barsch zur Linken und beißt sich in den Rücken einer jener hohen Berge ein, welche sich, nachdem sie das ganze Nièvre-Departement durchzogen, nach und nach abflachen und dann völlig im Sand der Yonne verschwinden.

Zur Linken erblicken wir eine prächtige Terrasse, welche aus einer Höhe von fünfzig Meter ihre stolzen und hochmüthigen Blicke hinab ins Thal wirft. Vor unsern Füßen promenirt die Yonne durch die Wiesen und ihre Wellen werden durch unaufhörlich abfallendes Ufergebröckel in zitternder Bewegung gehalten, etwa wie ein Ochse, der fortgesetzt nach den ihn plagenden Fliegen schlägt. Die für den Holzhandel gelichteten Wälder ziehen sich an den jähen Ausläufern hinab und tauchen ihre Wurzeln in die grünen, schlafenden Fluten des Flusses. Weiter zur Linken erhebt sich, wie eine große Mauer einer Ruine, die zweite Stufe des Gebirges. Am Fuße dieser

gigantischen Gebirgswand verlieren sich nach und nach die kleineren Hügel, wie die weit hinaus gedehnten Landhäuser einer großen Stadt. Armes ist kein armer, elender Bauer! Aehnlich jenen Adeligen, die mit Gewalt Pagen halten wollen, hat es seinen Faubourg, wie eine Stadt. Alle seine Häuser sind neu; alle haben rothe Ziegeldächer und grüne Läden; alle zieren Weinstöcke und verleihen den Giebeln im Sommer ein liebliches Gewand. Die Wohnungen sind nicht, wie bei mir zu Hause, durch Mittelmauern zusammengeklebt; sie sind durch kleine Gärtchen getrennt, in deren Mitte die gemeinschaftlichen Nußbäume stehen und ihre starken Aeste über die Dachfirsten breiten. Sähet Ihr diese also geschmückten und koketten Häuser, Ihr würdet sagen, daß es schmucke Bäuerinnen im Sonntagsputze seien, welche sich gegenseitig die Hände reichen.

Pflanzen jeder Art wuchern zwischen dem von den Felsen losgelösten Gerölle und lassen ihre Blüten, Blumen und Insekten hinunter auf die Dächer regnen, wenn ein Windhauch kommt. Gegen die Mitte dieser Häuserallee begegnen wir der Schleuse von Armes, der ersten jener Schleusenreihe, welche der Yonne für einige Stunden der Woche eine künstliche Schifffahrt verleihen. Der Fluß, durch jenes ihm von den Holzhändlern gegebene Thor plötzlich in seinem Laufe gehemmt, fließt hier mit großem Geräusch, mit tausend gegen den Holzhandel geschleuderten Beleidigungen und Verwünschungen über die moosigen und grünen Schleusensteine und stürzt dann in zwei schäumenden Strahlen hinunter in den Graben. Das

nicht aufgenommene Wasser des Flusses läuft durch ein längs der Straße hingeführtes Mühlgerinne. Dieses Wasserbett ist eng und frei von Schilf; aber auf seinen Ufern wachsen im Ueberfluß jene beidlebigen Pflanzen, deren Wurzeln halb im Wasser und halb in der Erde stecken. Nachdem sein Gewässer ein kleines, völlig hinter zwei Ulmen verstecktes Mühlrad getrieben, beeilt es sich, sein Mutterbett zu erreichen.

Nichts ist reizender und anmuthiger als die kleine, von dem Mühlgerinne und dem Fluß eingeschlossene Insel. Die Yonne scheint sie mit Liebe in ihre Arme zu pressen, wie eine besorgte Mutter ihr Kind hält. Ihr wäret versucht, schweiften Euere Blicke auf dies freundliche Stück Erde, einen blühenden Zweig inmitten einer mit Wasser gefüllten Vase zu sehen; und doch sind es nur Ulmen- Weiden- und Haselsträucher und italienische Pappeln, welche durch tausend kleine, von dem Mühlgerinne auslaufende Wasserfurchen voneinander getrennt werden. Seid Ihr zu zwei und habt Ihr Euch süße Geheimnisse zu offenbaren, so nehmt nicht zu diesem Grün Euere Zuflucht; denn vor allem könntet Ihr von der garstigen Dogge des Müllers gebissen werden, und ferner würden Euere schöneren und besseren Worte von all den Wellen, welche hier fließen, fallen, plaudern, plätschern, stürzen und zwischen den alten Wurzeln der Bäume schäumen, von dem Gezwitscher der Vögel und von dem ewigen Geschwätz der Mühle, welche ihr schlapperiges Geklapper nicht einmal

vor der höchst eigenen Person des Herrn Dupin einstellt, übertönt und erstickt werden.

So wären wir also in Armes angekommen! Ihr befindet Euch auf dem freien Platz des Dorfes. Wollt Ihr mit dem Bürgermeister sprechen? Da drüben wohnt er mit den übrigen hohen Persönlichkeiten des Ortes. Ihre Häuser streben in derselben Weise und in derselben Wichtigkeit wie ihre Besitzer empor, je nach Amt und Rang; denn: wie der Herr, so das Geschirr. Oder: wie der Herr, so der Knecht! — Einige Häuser dieser gewaltigen Herren haben sogar Balkone und sind mit persischem Reichthum geschmückt. Habt Ihr Durst? Den freien Platz ziert ein fließender Brunnen. Sein Wasser ist sicher nicht so gut wie Burgunder, aber in der Entfernung einiger Kilometer ist es durch seine Klarheit berühmt und frischeres werdet Ihr wohl nie trinken können. Nachdem es sich dicht vor Armes in einem großen Bassin, auf welchem die Enten des Dorfes fröhlich herumschnattern und an dem die Kinder Schlamm aufwühlen, gesammelt, fließt es frei und ungenirt über den Kies des Weges dahin, um nicht weit von dem erwähnten Brunnen in einen schnöden Hinterhalt, den ihm einige Bierbrauer bereitet haben, zu fallen, und sich in Fässer und Bütten füllen zu lassen.

Aehnlich, wie dieser Quelle, ergeht es allen Freiheitsanläufen, denen man sich in der Jugend hingibt; im Alter tragen sie den Namen Knechtschaft! Arme Quelle! Du hast dich verlocken lassen durch Malz und lieblich

bitteren Hopfen! Aber wäre es nicht besser gewesen, anstatt in die Bütten zu wandern und von Schulfüchsen auf hundert Arten gepeinigt zu werden, zwischen grünen Sträuchern zu rieseln, Schaumflocken an hängendes Gras zu kleben, alten Wurzeln der Weiden anmuthiges Kielwasser zu leihen, den Himmel abzuspiegeln und mit zwitschernden Vöglein zu kosen? Du hast an ein Schicksal voll der herrlichsten Freuden gedacht und was erwächst dir nun aus allen deinen Träumen und Hoffnungen? Wenn dein Schaum in einem rein geschliffenen Glas einen Augenblick Bewunderung erregte, dann verschwindest du rasch im finsteren Orkus eines Durstigen oder eines Schlemmers, um später — wie schrecklich! — im Winkel eines Prellsteins. — Die einer solchen Willensäußerung erwiesene Gefälligkeit möge dir als Lection dienen!

Unmöglich könnt Ihr, die Ihr Zeichner seid, die das Dorf beherrschende Bergspitze unberücksichtigt lassen! Zwei enge Thäler klettern auf beiden Seiten wie Treppen an ihr hinauf, welche Ihr vielleicht für Freitreppen eines riesenhaften, eingestürzten Schlosses zu halten versucht seid. Auf dem buschigen Gipfel dieses Berges bemerkt Ihr täglich eine alte Frau; sie hütet ihre Kuh. Auch zeigt sich dort ein kleiner Schäfer. Seine fröhlichen Lieder zerreißt der Wind und nur einzelne Bruchstücke erreichen unser Ohr.

In Armes nun wohnte im Jahre 1780 ein gewisser Belle-Plante, Herr Belle-Plante für die Einen, Meister Belle-Plante für die Andern. Weil er reich war und Kirchenvorsteher obendrein, hieß er bei dem Pastor, dem

Maire und noch bei einigen andern Leuten Herr Belle-Plante; aber in seiner Eigenschaft als Pachter sagten die Bauern Meister Belle-Plante, falls sie kein Anliegen an ihn hatten.

Wir werden uns ebenfalls zu dem Titel Meister verstehen und nun ernstlich mit unserer Geschichte beginnen.

Meister Belle-Plante hatte fünf bis sechs Hofgüter in Pacht, was ihn übrigens nicht hinderte, seine eigene schöne Besitzung zu bebauen. Seine Frau hatte ihm zwei Buben hinterlassen: Franz Belle-Plante, den man kurzweg Belle-Plante nannte, und unsern Freund Cornelius.

II.

Ein schmutziger und regnerischer Märzmorgen war angebrochen. Belle-Plante und Cornelius wanderten auf der Straße nach Clamecy. Der eine trug einen starken Hasen auf seiner Schulter, der andere balancirte ein Bündel Bücher an einer Schnur. Beide befanden sich auf dem Wege zur Schule. Belle-Plante war ein grobknochiger Bursche; aus seinen vier Gliedern hätte man einen Karren zimmern können; seine Nase war nicht allzuschlecht geformt; der Mund konnte nicht zu groß und unförmlich genannt werden; aber im Kopfe steckten zwei kleine, graue Augen, mit denen der Bube übrigens ebenso gut sah, als wären sie groß und schwarz gewesen. Leider aber besaß er kein Herz, wenigstens hatte er keins jener Herzen von Eis, welche von dem warmen Hauch der Jugend zum Schmelzen gebracht werden. Belle-Plante war mit einem Wort eine jener schwerfälligen Organisationen, welchen die Natur ein gutes Gewicht an Knochen, Fleisch und Muskeln gegeben, in welchen aber jegliche Elektricität fehlt. Im Alter von sechzehn Jahren äußerte

das Thun und Treiben des Burschen nur Egoismus und Arglist. Er liebte Niemand; er hatte nur eine Leidenschaft: zusammenzuscharren. Er stieg vom Pferde, um eine Stecknadel aufzulesen. Für ein Geldstück von vierundzwanzig Sous hätte er dem Teufel seine Seele verschrieben und sicher wäre bei einem solchen Geschäft dieser zu kurz gekommen! Weil Belle-Plante aber etwas auf Reinlichkeit hielt, stellten ihn die Mütter des Dorfes als Muster für ihre Söhne hin. Cornelius mußte man das Gegentheil von seinem Bruder nennen, denn er war schön und hoch aufgewachsen; frei in seinen Bewegungen, hatte er eine Stirn wie aus Elfenbein geschnitzt; ihn zierten große, flammende Augen; sein braunes Haar fiel ungepflegt und unordentlich vom Kopfe herab, wie ein Büschel Geisblatt an einer Mauer. Er war gut, liebenswürdig, freigebig und hatte Thränen und Geld für alles Elend. Der heilige Martin ist canonisirt worden, weil er einem Bettler die Hälfte seines Mantels gegeben. Cornelius gab stets Alles her, gleichwohl aber ist unser Freund in der Hölle; denn weder der Pastor, noch der Schulmeister Guillerand von Clamecy, noch die große Peitsche des Meister Belle-Plante vermochten eine Canonisation zu bewirken! In diesem Burschen entwickelte sich schon früh eine große Intelligenz; in ihm sproßte jener merkwürdige kühne Geist, der Alles wissen, analysiren und ergründen will. Wenn es galt, irgend eine Wahrheit zu verfolgen, eine Wahrheit oder Theorie, wohlverstanden, die zu erfassen nicht ganz über seinen Horizont

hinausging, so benahm er sich wie ein Windhund auf der Spur eines Hasen: er gab sie nicht auf, solange er sich nicht durch eiserne Nothwendigkeit dazu gezwungen sah. Nichtsdestoweniger war Cornelius zerstreut bis zum Verzweifeln; er träumte, calculirte und stellte immer Vergleiche an. Wenn ihn zum Beispiel sein Vater ins Feld schickte, so legte er sich in die erste beste Wiese und betrachtete den Himmel; auch kehrte er dann niemals zurück, ohne entweder in einen Proceß verwickelt zu werden oder zwei bis drei Kühe verloren zu haben. Man erzählt von dem Burschen, was ich indessen nur schwer glauben kann, daß ihn eines Tages sein Vater in den Keller schickte, eine Flasche Wein zu holen. Statt der Flasche brachte er nur ihren Hals zurück. Er hatte sie unbemerkt an einer Treppe zerschmettert! Alles das gab Meister Belle-Plante zu der Aeußerung Veranlassung, daß sein Cornelius der einfältigste und tölpelhafteste Bube sei. Dieser kümmerte sich außerdem nicht mehr um seine Toilette als eine Zwiebel um ihre Schale. Hals und Brust trug er stets entblößt und der Rock hing meist in Fetzen an ihm herunter. Wo kein Loch war, befand sich sicher ein Fleck. Man mußte ihn jährlich einigemal vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden, und in Armes erfreute sich der Bursche nur der Achtung des Schneiders.

Belle-Plante zog respektvoll das Taschentuch über seinen Filzhut, um ihn vor Nässe zu bewahren, und schürzte in frommer Fürsorge seine groben Leinenhosen auf. Das geschah wegen einer der tausend Lebensregeln,

welche ihm seine Frau Mama auf dem Sterbebette gegeben, von der er zum Nachtheil oder Vortheil seines Bruders Cornelius allen Geiz eingesogen hatte. Ob der Weg staubig oder schmutzig war: gewissenhaft that Belle-Plante seine Schuldigkeit. Was Cornelius betrifft, so hatte er nichts zum Bedecken oder Aufschürzen, mit Ausnahme seiner Strümpfe, welche mit verzweifeltem Eigensinn an den Fersen herunterhingen. Belle-Plante wählte, bevor er den Fuß zur Erde setzte, wie eine Katze, die trockenen Stellen des Weges aus. Cornelius marschirte im Gegentheile blind darauf los und kümmerte sich nicht im geringsten um die unzähligen Pfützen und Schmutzlöcher, mit denen die Chaussee besäet war; er bemerkte sie nicht einmal, weshalb er sich denn auch wie ein Pudel besudelte.

Die beiden Brüder marschirten, wie Soldaten im Glied, nebeneinander fort, ohne ein Wort zu reden. Jeder überließ sich seinen eigenen Gedanken. Endlich brach Belle-Plante das Schweigen.

„An was denkst Du, Professor?“ (es war dies der Spitznamen, den man Cornelius im Dorfe beigelegt), sagte er zu seinem Bruder, indem er ihm kräftig auf den Rücken schlug.

„Keine Dummheiten, Belle-Plante, ich bitte Dich! Wären wir schon in der Stadt, ich hätte geglaubt, ein Balken sei auf mich gefallen.“

„Schon gut, ordentlicher, reinlicher Professor! Man

muß sich in Zukunft jener Dummheit enthalten; aber an was dachtest Du so eben?"

„Ich berechnete, wie viel Ellen Wachstuch nöthig wären, um alle großen Landstraßen zu überdecken und vor Nässe zu bewahren."

„Wahrlich, Du fürchtest nur für die Chausseen! Fällt denn für die Vicinalwege nichts ab, Professor? Hast Du für diese nichts übrig, auf denen man sich doch auch die Gicht holt?"

„Man kann sie mit Zwillich überdecken, das genügt."

„Gut! Dem Verdienste seine Krone! Aber wo kommt das Geld für solche Unternehmungen her? Du müßtest erst eine Goldgrube entdecken!"

„Nicht nöthig, Belle-Plante! Man wird die Steuern erhöhen; das reicht hin."

„Du bist sehr freigebig mit dem Gelde Anderer, Du Professor! Man merkt doch wenigstens, daß Du kein Oekonom werden willst. Die Steuern sind schon hart genug auch ohne Erhöhung."

„Hart, ich gebe es zu; aber sie sind es nicht, weil sie hoch sind. Weil sie schlecht verwendet werden, deshalb sind sie hart. Wenn die Steuern richtig verausgabt werden; wenn die Steuerbeamten nicht mehr an den ausgedehnten Domanialgütern des Fiskus sparen; wenn die Kapitalien des Staates nicht mehr in fremden Bankhäusern niedergelegt werden, so kommt das im voraus abgezogene Geld an die Steuerpflichtigen zurück, wie der Regen zur Erde zurückkommt, den die Sonne von ihr angezogen

hatte. Je beträchtlicher die Steuern sind, desto glücklicher ist das Volk, vorausgesetzt, daß man sie richtig verbraucht."

„Das ist wieder eine jener Dummheiten, die Ihr Gelehrten unter Euch als paradoxe Sätze bezeichnet."

„Nein, mein Lieber, das sind keine Paradoxen; das sind schöne und gute Wahrheiten. Denke Dir einen mächtigen Stamm, unter dem eine ganze Bevölkerung steht, um ihn zu schleppen. Die Leute von hohem Wuchs werden das ganze Gewicht tragen und die Kleinen gehen leer aus. Sie tragen nichts. Die Steuern sind für den Armen leicht und drücken den Reichen. Nehmen wir an, die allerchristlichste Majestät ließe in jeder Werkstätte eine große Arbeit ausführen. Was wird denn der einzelne Mann dabei verdienen? Einige Kupfermünzen und der beste Theil des ausgegebenen Geldes fällt thatsächlich wieder dem Zahler zu. Man säet ein Samenkorn, um eine Aehre zu ernten. Wir Philosophen suchen die Lage der untersten Klasse der Gesellschaft aufzubessern. Und wenn ein Mittel hierfür aufgefunden werden kann, dann liegt es in den Steuern, wohlverstanden, in den vernünftig vertheilten Steuern. Zwingt den Reichen, den Armen zu beschäftigen, und das ganze Problem ist gelöst."

„Vernünftig vertheilte Steuern! Ich sehe es kommen, Professor, Du möchtest, daß wir Gutsbesitzer Alles bezahlen und der Arme nichts! Und warum sollte denn der Reiche für den Armen bezahlen? Das soll man mir einmal sagen. Nach Deiner Theorie müßte die Regierung ihr Salz, ihr Schießpulver, ihren Tabak für hundert Thaler an den

Millionär verkaufen, wofür ein Armer zwei Heller hinterlegt! Dir gegenüber behaupte ich, daß in einer wohlorganisirten Gesellschaft die Steuern pro Kopf bezahlt werden müssen, wie in der Schenke jeder Einzelne seine Zeche, wie im Theater jedes Individuum seinen Platz bezahlt!"

„Das ist total unrichtig, Belle-Plante; denn fast alle socialen Ausgaben werden zum Profit der Reichen gemacht. Der Arme braucht keinen Flurschützen, weil er kein Land besitzt; er braucht keine Gensdarmen: seine entblößte Hütte ist ein ausgezeichnetes Schloß, das zu erbrechen die Diebe sich niemals einfallen lassen; er braucht kein Gefängniß, denn es ist ja für ihn schon da; er bedarf keiner Armee: falls Krieg ausbricht, nimmt man ihm die Söhne weg und in Friedenszeiten verhindert man ihn, der Stärkere zu sein; er bedarf keiner strahlenden Königswürde: der König ladet ihn nicht zu seinen Festen ein und setzt ihm auch keine Pension aus Staatsmitteln aus; er braucht keine Universität, denn er lehrt seine Kinder kein Latein; braucht keine Bibliothek, weil er nicht lesen kann; hat keine Kanäle und Chausseen nöthig, weil er höchstens einen Zwergsack zu schleppen hat; braucht —"

„Und so weiter!" unterbrach ihn Belle-Plante. „Was mich anlangt, so beschäftige ich mich mit ernsteren Dingen. Ich calculire, wie theuer wir den Hasen auf dem Markte verkaufen können."

„Aber dieser Hase ist nicht mehr unser", erwiderte lebhaft Cornelius. „Du weißt wohl, daß ihn der Vater Herrn Guillerand zum Präsent macht."

„Herrn Guillerand! Herrn Guillerand! Ein großes Unglück das, wenn er an dem Hamstergesicht des alten Fressers vorbeischnappt, der sich, so oft er einen Thaler in seiner Tasche fühlt, beim Conditor eine Pastete holen läßt!"

„Was geht das Dich an, wenn Herr Guillerand Wohlgefallen an Pasteten findet?"

„Gleichviel, Cornelius. Das geht mich nichts an; es ist wahr. Aber wird Herr Guillerand nicht ohnehin vom Vater bezahlt? Wie glücklich wäre er, wenn von seinen übrigen Schülern die Gelder so pünktlich eingingen als wie von uns! Siehst Du nicht, daß die Dücroc die ganze Woche Tuchröcke tragen und dabei das Schulgeld für drei Jahre schuldig sind?"

„Ist das etwa ein Grund, daß wir ihm den Hasen stehlen?"

„Das sage ich nicht, Cornelius; aber verstehst Du denn nicht, Du, mit so viel Verstand, daß wir Herrn Guillerand mehr schaden als nützen, wenn wir ihm den Hasen bringen? Wird er nicht zu dem gebratenen Hasen den schlechten Kerl von Benjamin Rathery einladen? Und den Trunkenbold Page? Und das Scheusal Arthus, der einen Kalbskopf schluckt wie eine dünne Suppe? Werden diese Menschen nicht dreißig Flaschen leeren und Alles aufzehren, was Küche und Keller bergen? Werden sie ihn nicht ins Kaffeehaus schleppen und ihn betrunken machen und ihm die Perrücke verkehrt aufsetzen, wie sie es vor einigen Tagen gemacht, sodaß Guillerand nicht mehr

wußte, ob sein Gesicht hinten oder vorn sei? Wird er dann nicht, kommt er zu Madame Guillerand nach Hause, seine Tracht Prügel in Empfang nehmen, von jener vortrefflichen Frau, die um Gnade für uns fleht, sobald er seinen Stock auf unserem Rücken tanzen läßt?“

„Demnach liegt es in seinem Interesse, wenn Du Herrn Guillerand den Hasen nicht ablieferst?“

„Gewiß liegt das in seinem Interesse, Cornelius. Würdest Du einen scharf geschliffenen Dolch oder eine geladene Pistole einem Kinde anvertrauen? Wenn man Dich gar dazu aufforderte, würdest Du Folge leisten?“

„Vorerst gebe ich mich nicht mit Aufträgen ab. Weißt Du nicht, daß man mit Deinen Beweisgründen Niemand bezahlen kann? Wer hat Dich zum Richter über die Interessen des Herrn Guillerand gesetzt? Wenn er den Benjamin Rathery, den Page und Arthus zu seinem Braten einladen will und ihnen seinen Wein vorsetzt, wenn er sich betrinkt, so ist das seine Sache. Mit welchem Recht kannst Du Dich der Handlungsweise des Herrn Guillerand widersetzen? Da ist ein Mensch von Geist, der sich ins Wasser stürzen will. Du, der Du nur ein Dummkopf bist, siehst sein Vorhaben voraus und hältst ihn zurück. Begreifst Du nicht, daß Du dadurch einen Act der Willkür vollziehst und daß Du vorwitzig in die individuelle Freiheit eines Menschen eingreifst? Wenn sich ein Mensch ertränken will, so hat er seine guten Gründe dafür. Weiß er nicht besser als Du, was er zu thun hat? Warum willst Du Dein willkürliches Benehmen an die

Stelle eines Andern setzen? Wenn ich Richter wäre, ich verurtheilte Dich in die Kosten und zum Schadenersatz. Du hältst einen Menschen zurück, weil Du glaubst, etwas Böses zu verhindern. Was beweist Dir sein Böses? Wirst Du mich wohl auch an meinem Vorhaben verhindern, wenn Du der Meinung bist, ich füge mir beim Stutzen des Bartes oder beim Schneiden eines Hühnerauges Schaden zu?"

„Und welche Fortschritte machen wir denn bei Herrn Guillerand?" fuhr Belle-Plante fort.

„Sprich in der Einzahl, Belle-Plante, ich bitte Dich! Trägt er etwa die Schuld, wenn Du keine Fortschritte machst? Läufst Du nicht, anstatt in die Klasse zu gehen, täglich auf den Markt, um zu hören, zu welchem Preis das Heu und der Hafer verkauft werden? Und steckst Du nicht regelmäßig das Geld für die Federn in die Tasche und schreibst mit Hanfstengeln, die Du, Gott weiß wo, findest?"

„Hast Du nicht die Kukuksuhr auseinandergelegt und das während der Katechismusstunde?"

„Warum fragt er auch immer nach dem Katechismus! Ich beschäftige mich natürlich viel lieber mit dem Zerlegen einer Uhr als mit den langweiligen Katechismusweisheiten. Ich habe dabei doch so viel gelernt, daß ich weiß, wie es mit dem Mechanismus einer Kukuksuhr steht."

„Wenn Du nur dabei kein Rad zerbrochen hättest! Der Kukuk ruft auch nicht mehr!"

„Was liegt denn daran? Wir hören endlich den dummen Vogel nicht mehr."

„Damit ist es nicht abgethan. Der Vater muß ihn

bezahlen. Meiner Treu, es wird Dir viel helfen, wenn Du die Einrichtung einer Wanduhr kennst. Zwanzig Franken Reparaturkosten kommen sicher auf unsere Rechnung. Ist das nicht ein Heidengeld?"

„Filzige Seele!" rief Cornelius aus, indem er sein Bündel Bücher als Schleuder um den Kopf schwang. „Du verdientest — aber nein; es ist nicht Deine Schuld, daß Du so und nicht anders geschaffen bist. Habe ich Dir etwa Vorwürfe gemacht, als Du unsern Esel vergiftetest, weil Du ihn purgiren wolltest?"

„Werde doch nicht böse, Cornelius", sagte besänftigend Belle-Plante, der für seine Haut ebenso wie für sein Geld besorgt war. „Ein Schlag, den Du mir gibst, wird Dir nicht wohl, meine Rippenstöße aber werden Dir weh thun. Laß uns auf unsern Hasen zurückkommen, anstatt uns als erwachsene Menschen zu keilen."

„Wenn wir auf den Hasen zurückkommen, so sage ich, daß dieses kleine Quadruped von Rechtswegen Herrn Guillerand gehört, und ich werde nicht dulden, daß ihm Unrecht geschieht. Das ist meine Art, die Sache zu betrachten."

„Sie ist schön, diese Art der Betrachtung! Geh', mein armer Professor, mit all Deinem Verstand, den Dir Herr Guillerand eintrichtert! Du wirst niemals damit Geschäfte machen!"

„Geschäfte machen! Diese dumme Phrase führen Alle im Munde; es scheint dies für die Welt ein moralisches Axiom zu sein. Ihr liegt wenig an Ehre, Rechtschaffen-

heit und Gerechtigkeit, vorausgesetzt, daß sie nur Geschäfte machen kann. Was nützen einem Geizhals Geschäfte in Deinem Sinn?"

„Zum Henker! um sein Vermögen zu verdoppeln, kurz, um zu sparen!"

„Ich sage noch einmal: was nützt ihm das gesparte Geld? Geld, das man aufspeichert und in todter Hand läßt! Es hat nicht mehr Werth als verfallene Münzen! Wenn Deine Sparbüchse unwiderruflich geschlossen bleibt, so ist es doch einerlei, denke ich, ob sie Geldstücke oder Scherben enthält. Wenn man zu gewissen Leuten sagte, die obendrein noch als gescheidt und vernünftig gelten wollen: Bringt den Rest Eueres Lebens im kalten und schwarzen Gefängniß zu, in welchem die modernde Erde Euer Bett ist, wo Euere Nahrung aus faulem Wasser und hartem Brod besteht; wo das niedrige, platte Gewölbe Euern Himmel bildet und Frühling und Sommer vorüberziehen, ohne daß Ihr es gewahr werdet; wo Ihr weder von dem Tode Euerer Frauen, noch von der Hochzeit Euerer Kinder hört; wo kein anderer Lärm an Euer Ohr schlägt als die schwerfälligen Tritte des Schließers, das Gerassel der Schlüssel und das Aechzen verrosteter Angeln; aber man wird Euch täglich hundert Franken einhändigen: so würden diese gescheidten und vernünftigen Leute ausrechnen, daß das im Verlauf von dreißig Jahren das nette Sümmchen von weit über einer Million Franken ausmacht, und den Handel mit Vergnügen eingehen! Und sind nach Deiner Meinung, Belle-Plante, die gehen-

den und kommenden Geschlechter etwas Anderes als Karavanen, die von der Wiege bis zum Grabe ziehen? Jeder gibt den ihm von der Vorsehung geschenkten Schatz der Freude aus, um seinen Weg zu machen: die jungen Mädchen ihre nackten Schultern, die jungen Burschen Augen voller Feuer und von Küssen trockene Lippen; sie ziehen zusammen durchs Leben und tanzen auf blühenden Grasplätzen; die Aelteren streuen die verwelkten Rosenblätter ihrer Hochzeitskränze in die vier Winde und ersetzen sie durch frische, duftende Blumen, und die Alten wiegen sich in süßen Erinnerungen. Aber er, der Geizhals? Weißt Du, was er thut? Er schleppt stöhnend und grinsend seinen mit werthlosen Münzen gefüllten Zwergsack von früh bis abends aus einer Ecke in die andere, und wenn er endlich seinen Weg durchs freudenlose Leben gemacht, setzt er ihn am Rande des Grabes für lachende Erben nieder. Nennst Du das ein Leben?"

„Alles das ist recht schön gesagt, Professor. Wie sieht es aber aus, wenn man krank wird und hat nicht gespart?"

„Dann geht man ins Krankenhaus."

„Wenn man aber schon in jungen Jahren siech, hinkend, einarmig oder gar blind wird und nicht mehr arbeiten kann?"

„So geht man zu seinen nächsten Verwandten, zu seinem Bruder oder zu seiner Schwester und bittet um einen kleinen Winkel an ihrem Herde."

„Sehr gut! Aber wenn sie Dich nicht aufnehmen wollen?“

„Dann erbettelt man sein Brod.“

„Das ist ein famoser Zustand, eine ehrenwerthe Lage, besonders die der Bettler!“

„Und was hast Du gegen die Bettler zu sagen? Der ärmste Bettler ist glücklicher als der reichste Geizhals. Wenn ein Bettler einen Sou besitzt, so erfreut er sich an ihm; aber eine Million würde den Geizhals ebenso wenig fröhlich stimmen wie der ihm zufallende Heller. Weißt Du, Belle-Plante, was ein Bettler ist? Das ist ein Mensch, der kein Korn säet und doch Brod hat; der keine Häuser baut und ein Dach über seinem Kopfe sieht; der kein Geld ausleiht und doch Renten einzieht; ein Mensch, der weder Tuchhändler noch Schneider beschäftigt und doch gekleidet ist. Die Unabhängigkeit ist das beste der Güter, das wirst Du wohl nicht leugnen. Ist der Bettler nicht etwa das unabhängigste der Menschenkinder? Er ist nicht durch die Wurzeln eines Geschäftes an die Erde, die Scholle gefesselt. Fühlt er sich hier unbehaglich, so schnürt er sein dürftiges Bündel und geht wo anders hin. Er ist wie ein Vogel, welcher geraden Weges fortfliegt und überall, wo er sich niederläßt, Samenkörner als Nahrung und einen Zweig zum Ausruhen findet. Die größten und reichsten Leute haben Pflichten, von denen sie sich nicht frei zu machen vermögen, Beschäftigungen, welche sie nicht aufgeben können. Bliebst Du selber nicht lieber im Bett liegen, anstatt aufs Feld zu gehen, wenn Du

frühmorgens heftigen Regen wider die Läden Deines Zimmers schlagen und den Wind im Kamin heulen hörst? Aber sobald die Hunde anschlagen und die Knechte im Hofe trappeln, gibst Du die behagliche Ruhe auf und marschirst ins Feld trotz Sturm und Wetter. Würde das ein Bettler thun? Er kennt keine ihn tyrannisirenden Pflichten, keine ihn vorwärts treibenden Geschäfte. Er ist wie eine Katze, die man nährt, ohne etwas von ihr zu fordern. Nichts vermag ihn an eine verdrießliche Arbeit zu spannen; er thut nur das, was ihm behagt. Ist er Dichter, so setzt er sich in die Sonne und macht Verse; ist er Mechaniker, so zeichnet er mit seinem Stock den Plan zu einer Maschine in den Sand, durch welche die Oberfläche der Erde verändert werden soll, und ist er gar ein entthronter Fürst, dann träumt er von einem Vertrag über die Politik der Nationen."

„Und was macht er mit dem Ungeziefer, das ihn plagt?" fragte Belle-Plante mit Achselzucken.

„Er kratzt sich einfach."

„Gib Acht, Cornelius! Wenn er aber einarmig ist?"

„Dann reibt er sich an einer Mauer, wie ein von den Fliegen geplagter Esel. Sich kratzen können ist eine Glückseligkeit, deren sich speciell der Arme erfreut und die dem Reichen versagt ist. Mancher König würde sich vielleicht Ungeziefer anschaffen, wenn er eine Ahnung von dem Vergnügen hätte, das man beim Kratzen empfindet! Schaffe dem Menschen ein unaufhörliches Bedürfniß und er wird das glücklichste aller Geschöpfe sein. Ich bin nicht ehr-

geizig, aber Gott möge mir ein kleines Geschwür schenken, das mich von Jahrhundert zu Jahrhundert zum Kratzen reizt, und wenn er mir nur einen einzigen Finger zum Kratzen läßt, so bitte ich um kein anderes Paradies."

Belle-Plante ließ gegen seine Gewohnheit Cornelius plaudern, denn er war damit beschäftigt, ein Thema aufzufinden, durch das er den Bruder für seine Pläne gewinnen konnte. Er schien auch das Gewünschte gefunden zu haben, denn er hielt Cornelius ohne weiteres zurück.

„Erlaube, Cornelius, ich habe Dir eine kleine Bemerkung zu machen. Du sagtest vorhin, daß das kleine Quadruped auf meinen Schultern mit Recht Herrn Guillerand gehöre? Mit welchem Recht gehört ihm denn das Gewehrschloß, das er Dir vor einigen Tagen abnahm und confiscirte?"

„Mit gar keinem!" antwortete Cornelius, dessen klarer Verstand und redlicher Sinn niemals gegen einen soliden Einwand ausschlug. „Confisciren heißt nicht für immer nehmen, das steht in allen Schulen angeschrieben und deshalb wird mir Herr Guillerand das Genommene zurückerstatten."

„Das ist klar", sagte Belle-Plante. „Wir sind noch so gut wie im Carneval, in einer der Völlerei und Narrheit gewidmeten Zeit; es gibt eine Menge Leckermäuler, welche nach Wildpret rennen; ich denke, wir werden für den Hasen drei Franken, zehn Sous und vielleicht noch etwas mehr lösen."

„Mein Gewehrschloß hat mich dreißig Sous gekostet",

sagte Cornelius; „ich werde ihm also fünf Sous zurückerstatten oder ich werde ihm, damit der Gegenstand so wenig als möglich seine Natur ändert, fünf bis sechs Lerchen kaufen."

„Das ist es! Gute Berechnungen machen gute Freunde", sagte Belle-Plante, fest entschlossen, sein Vorhaben auszuführen, damit Cornelius durch irgend etwas Anderes den Hasen ersetze.

„Ich habe aber eine Einwendung zu machen", entgegnete Cornelius.

„Welche?" rief Belle-Plante, indem er unwillkürlich seine Hände in die Taschen steckte und seinen Bruder betrachtete, etwa wie ein Triumphator von seinem Siegeswagen herunter die Menge betrachtet.

„Daß ich nämlich nicht aufgelegt bin, auf dem Markt wie ein Pfahl stundenlang neben Deinem Hasen zu stehen. Du, der Du sicher einmal meine Biographie schreibst, würdest gewiß davon erzählen."

„Woraus ein Flecken für Deinen Namen entstände! Sei ruhig; Du sollst bei der Affaire nichts zu thun haben, als höchstens Dein Geld einstecken. Ich, der ich keine Biographie zu fürchten habe, werde mich der Mühe unterziehen. Das muß ich sogar thun; denn Du würdest dem ersten Besten den Hasen für wenige Sous überlassen oder ihn an den ersten besten Bettler, der Dein Mitleid erregt, verschenken."

Angekommen an der Brücke von Chiches, trennten sich die beiden Brüder. Belle-Plante schlug den Weg

zum Markt ein und Cornelius schlenderte in die Promenade. Nach einer Stunde etwa kam Belle-Plante zurück und ließ die Scheidemünzen in seinen Händen erklingen.

„Sieh“, sagte er zu Cornelius, indem er ihm eine Hand voll dicker Sous gab, „das ist Dein Antheil.“

Unser Freund Cornelius hätte sich auf die Ehrlichkeit eines Gerichtsboten verlassen; wenn er aber seinem Bruder mißtraute, so bitte ich Euch, ihm das nicht übel zu nehmen; er kannte ihn genau und die Menschen, welche eine große und mittheilsame Seele haben, mißtrauen nur denen, die sie genau kennen. Cornelius schickte sich demnach an, seinen Antheil einer Zählung zu unterwerfen.

„Das Zählen lohnt sich nicht der Mühe“, sagte Belle-Plante; „Dein Antheil beträgt fünfundzwanzig Sous.“

„Wie kann das sein?“ erwiderte Cornelius; „die Hälfte von siebzig ist doch in aller Welt fünfunddreißig!“

„Ja, ich habe den Hasen nur für neunundvierzig Sous loswerden können. Ich gebe Dir ja noch zwei Liards zu viel; doch unter Brüdern nimmt man das nicht so genau.“

Thatsache ist, daß Belle-Plante den Hasen für vier Franken verkaufte, und obendrein schob der Schändliche seinem Bruder eine werthlose Münze zu, die er seit achtzehn Monaten in der Tasche führte.

„Ein Hase wird nicht so billig verkauft, wie Du angibst“, erwiderte ernst Cornelius.

„Ein Irrthum des Professors, welcher die Nase den

ganzen Tag in die Bücher steckt und von der praktischen Welt nichts versteht. Außerdem war der Hase wie eine Schindmähre dürr und mager. Das hast Du freilich nicht gesehen! Ich wette, daß der Kerl seine fünfzig Jahre auf dem Rücken hatte. Es muß wohl ein emeritirter Hase, ein pensionirter Trommler gewesen sein, welcher mit seinem Patron eines Compagniegeschäfts wegen in Streit gerieth."

Cornelius machte sich aufs neue ans Zählen, indem er die dicken Sous aus einer Hand in die andere gleiten ließ.

III.

Cornelius machte sich, wie wir im vorigen Kapitel schon mitgetheilt, aufs neue ans Zählen. Noch eine Minute, noch eine Sekunde vielleicht, und er kam auf das unglückselige Schaustück. Ein Mittel gab es nur, einer Katastrophe vorzubeugen, daß man ihn nämlich auf ein wissenschaftliches Gespräch führte. Belle-Plante war auf dem Gebiete der Strategie ein kleiner Hannibal; er versäumte also auch nicht, in dieser Richtung zu operiren.

„Ich habe noch nie so viel Hasen auf dem Markte gesehen wie heute“, sagte er. „Wenn irgend Jemand die Erfindung des Schießpulvers fatal sein muß, so ist es sicherlich der Hase, welcher sie beklagt. Denkst Du nicht, daß mit der Zeit die Wilddiebe jenes ehrsame Geschlecht der Nager ausrotten werden?“

„Jenes ehrsame Geschlecht der Nager ausrotten!“ rief Cornelius aus, nachdem er sich einen Augenblick gesammelt hatte. „Die Frage ist sehr ernst und —“

„Gut!“ sagte Belle-Plante, zufrieden, seinen Zweck

erreicht zu haben, und einen Platzregen von Beweisgründen voraussehend, mit welchen der Bruder auf ihn stürzen würde. „Da die Frage so ernst ist, so nehmen wir an, ich hätte nichts gesagt."

„Ganz und gar nicht!" sagte Cornelius; „es ist keine Zeit mehr, Deine Meinung zu widerrufen, und ich wäre ein Elender, würde ich das dulden! Du hast gesagt, daß die Jäger oder Wilddiebe mit der Ausrottung eines nagenden Geschlechts aufhören werden, und ich nehme von dieser Ansicht Notiz."

„Wirst Du mich wegen Beeinträchtigung verklagen, wenn ich Dich nicht anhöre?"

„Ohne Zweifel nein; aber Du hast den Wein gezapft, deshalb mußt Du ihn auch trinken. Glaubst Du, Belle-Plante, an willkürlich entstehende Geschlechter?"

„Was soll das heißen mit Deinen willkürlich entstehenden Geschlechtern? Lebt diese Thiergattung etwa im Wasser?"

„Ich frage Dich, ob Du glaubst, daß die Erde in ihrem Schooße eine schöpferische Kraft birgt, welche ohne Unterstützung einer andern Thätigkeit Wesen hervorzubringen vermag?"

„Ich sorge nicht für ungelegte Eier. Ich glaube aber, daß ohne Stier und Kuh kein Kalb entsteht und daß man zu einem Bohnenbrei Bohnen haben muß."

„Also glaubst Du, daß es Bohnen gibt, weil Gott sich ein Vergnügen daraus machte, die Bohne, nachdem er sie geschaffen, in die Erde zu stecken? Daß es Kälber

gibt, weil er einen Stier geschaffen und aus dessen Rippe, während er schlief, eine Kuh fabricirte?"

„Du ekelst mich an mit Deinen Kühen und Bohnen!"

„Desto besser, wenn ich Dich anekle! Erst ekle ich Dich an, dann hörst Du mich an! Ich werde die Aufmerksamkeit, die Du mir schenkst, zu der Frage benutzen, ob Du an die Sündflut glaubst?"

„Was wird Dir das einbringen, wenn ich an die Sündflut glaube?"

„Viele Vortheile, die ich Dir hier nicht alle aufzählen kann; aber glaubst Du an die Sündflut?"

„Nun denn, ja! ich glaube daran."

„In diesem Falle, und falls Du nichts von willkürlich entstehenden Geschlechtern wissen willst, mußt Du zugestehen, daß sich Noah mit Hülfe seiner Correspondenten alle Insektenpaare — die mikroskopischen nicht ausgenommen — und alle Samenkörner zu verschaffen wußte, um Alles, was Gott erschaffen, durch die Sündflut aber wieder vertilgte, der Erde zu erhalten."

„Wäre ich von der Sündflut so unterrichtet gewesen wie Du, so würde ich nie an sie geglaubt haben."

„Gut denn! ich übergehe die Sündflut; freilich wirst Du nun nicht klüger werden, mein armer Freund. Es ist nach den neuesten Forschungen in der Geologie bewiesen, daß die Erde verschiedene Perioden durchlief. Zuerst befand sie sich in einem gasartigen Zustande, in dem sie wie eine kolossale Kehrichtwolke im unermeßlichen Raume schwamm; dann wurde sie lauwarm und weich wie ein

gebratener oder, besser noch, wie ein gesottener Apfel. Die Materie, welche den Kern bildet, blieb in schmelzendem Zustande; aber die äußere Rinde kühlte sich nach und nach ab und ist das geblieben, was sie heute noch ist. Dieses Verhältniß der Erdrinde zu ihrer innern Masse wird sich am besten mit einem Ei vergleichen lassen, das nicht vollständig gesotten wurde und dessen Dotter flüssig blieb."

„Höre", sagte Belle-Plante, „bist Du willens, noch lange in diesem Tone fortzufahren?"

„Ich habe noch Stoff für eine und eine halbe Stunde."

„Nun denn, so mache ich Dich im voraus darauf aufmerksam, daß ich durchaus nicht in der Laune bin, für nichts und wieder nichts anderthalb Stunden den Zuhörer zu spielen."

„Du willst mich prellen, Belle-Plante! Das ist wenig delicat von Dir. Wie viel verlangst Du für die Aufmerksamkeit während der angegebenen Zeit?"

„Fünf Sous! Glaubst Du, daß das zu viel verlangt sei?"

„Hier hast Du sechs Sous", sagte Cornelius. „Ich fahre nun fort."

„Dummkopf!" sagte Belle-Plante mit unterdrückter Stimme; „ich bereue es, nicht zehn Sous verlangt zu haben."

„Die Bewohner der Erde, als diese sich in gasartigem Zustande befand", fuhr Cornelius fort, „konnten

kaum mehr sein als belebte Bläschen, die in der Atmosphäre herumtrieben. Während dieser Periode des Schmelzens mußten Menschen und Thiere in gebratenem Zustande leben, das heißt, statt des Ochsen sah man ein enormes Roastbeef, welches das gekochte Gras der Wiese abweidete, und die Obstbäume trugen statt der Früchte wohlschmeckende Compote. Meine Ansicht unterscheidet sich vielleicht ein wenig von der der Geologen, aber —"

„Einen Augenblick, Cornelius; ich setze in meinen mit Dir abgeschlossenen Vertrag die Erlaubniß, gähnen zu dürfen; solltest Du mir diese Zerstreuung verweigern, so mache ich Dich darauf aufmerksam, daß ich genöthigt sein werde, meine Geldforderung zu steigern."

„Du kannst nach Wohlgefallen gähnen, vorausgesetzt, daß Du mich anhörst. Du verstehst wohl, daß die Thiere, welche heute leben, nicht —"

„Das ist von vornherein verstanden; übergehe die heute lebenden Thiere; thue mir diesen Gefallen, mein guter Bruder!"

„Gut, ich übergehe sie. Man wird mir vielleicht sagen —"

„Wenn Du auf alles das, was man Dir sagen wird, antworten willst, so ist keine Aussicht vorhanden, daß Dein Vortrag endet."

„Meinetwegen! ich übergehe auch noch die Einwendungen und trete in den Kern der Discussion ein. Ich weiß wohl, daß die Nachkommen eines Hasenpaares Häschen heißen; ich sehe auch die in die Erde gepflanzte Bohne

emporsprossen, blühen und Schoten treiben. Aber wer kann endgültig bestätigen, daß die Häschen und Bohnen nicht auch auf anderem Wege entstehen?"

„Ei, ei, Cornelius, welche Dummheit verzapfst Du mir da?"

„Nun, mein Lieber, das ist ein Paradoxon; und wenn Du Jean Jacques Rousseau lesen könntest, so fändest Du noch ganz andere Paradoxa. Aber ich gehe nun zu sicheren Beweisgründen über. Angenommen, es befände sich auf dem Gipfel des Berges A ein Loch B, welches sich mit Regenwasser anfüllte. Nach Verlauf von vierzehn Tagen zappelt darin eine Menge kleiner Kröten, welche ich mit den Buchstaben A^{I} und B^{I} bezeichnen will und die von so egaler Größe sind, als wären sie zu gleicher Zeit entstanden. Wer hat sich denn etwa den Spaß gemacht, Froschlaich auf diesen Berg zu tragen?"

„Barmherzigkeit!" stöhnte Belle-Plante, indem er seinen Mund ungewöhnlich weit zum Gähnen öffnete; „ich werde Dir einen Sou zurückgeben, wenn Du in Deinem Vortrag aufhörst."

„Feiger!" rief Cornelius laut. „Was hättest Du denn davon, wenn Du einer Leichenfeier beiwohntest? Unser Vertrag ist geschlossen und Du mußt ihn halten. Angenommen noch, es käme ein Fürst zur Welt. Alle diejenigen, welche sich ihm nähern, ihn pflegen, sind rein und sauber von Ungeziefer; sobald ihm aber die Haare wachsen, ist jener Kopf, welcher einmal ein Diadem tragen soll — verstehst Du mich, Belle-Plante?"

Et la garde qui veille aux barrières du Louvre
N'en defend pas nos rois.*)

Wer hat denn auf diesen geweihten Führer unreinen Staub gestreut? — Hier ist noch ein junger Mann, stark und kerngesund, der durch einen Degenstich fiel. Man legt den Leichnam in einen gut und fest verlötheten Sarg; indessen —"

Hier bemerkte Cornelius, daß sein Zuhörer die Flucht ergriffen hatte.

„He! Belle-Plante! komm' zurück! Mit zwei oder drei Sätzen bin ich zu Ende. Wegen einer solchen Geringfügigkeit wirst Du Deiner Verbindlichkeit doch nicht untreu werden?"

Belle-Plante war schon weit fort.

„Räuber!" knirschte Cornelius; „er stiehlt mir mein Petitum; ich werde ihn diesen Abend schon wiederfinden."

Und wirklich kehrten die beiden Brüder am Abend zusammen zum Elternhaus zurück.

„Das ist sehr hübsch!" sagte Cornelius; „Du hast mir diesen Morgen einen schönen Streich gespielt. Mich bis zum Schluß anzuhören, hatte ich Dir im voraus bezahlt, und doch bist Du wie ein Gassenschlingel davongelaufen; Du hast Dich davongeschlichen wie ein Dieb, der den Schlüssel unter die Thür legt."

---

*) Und die Garde, welche vor dem Schutzgatter des Louvre Wache hält, davor behütet sie nicht unsere Könige.

„Was Du nicht sagst", erwiderte Belle-Plante in spottender Weise. „Hast Du wirklich bemerkt, daß ich Dir entflohen bin? Ich fand Dich in der That zu langweilig, mein Lieber. Ich will lieber in der Scheune eine Stunde lang dreschen, als Dir fünf Minuten zuhören."

„In diesem Falle wirst Du mir mein Geld zurückgeben."

„Zähle nur darauf, solange es Dir gefällt! Warum hast Du mich im voraus bezahlt? Lerne daraus, daß man nicht eher seine Kuh aus dem Stalle läßt, als bis der Hirte geblasen hat."

„Dann bist Du ein Spitzbube."

„Was liegt mir daran, wenn Du mich einen Spitzbuben nennst, jetzt, wo ich Deine sechs Sous in der Tasche habe!"

Daß sich Cornelius um sechs Sous geprellt sah, daraus machte er sich wenig; aber der Hohn als Zugabe erschien ihm als eine unerträgliche Frechheit. Er stürzte sich auf Belle-Plante, packte ihn am Kragen und schüttelte den Unverschämten, als sollten seine Ohren zur Erde fallen.

„Laß mich los, Cornelius, ich bitte Dich", stöhnte Belle-Plante; „Du zerreißt mich ja! Du siehst wohl, daß ich mich nicht zur Wehre setze! Wenn Du mich schlägst, so ist das eine Feigheit, von der Dein Biograph Notiz nehmen wird!"

Als jedoch Cornelius fortfuhr, seinen Bruder wie einen Baum zu schütteln, dessen Früchte zur Erde fallen sollen, schrie er:

„Kain, willst Du Deinen Bruder erschlagen? Zu Hülfe! Mörder! Er verrenkt mir die Glieder! Er mordet mich! Ich werde in eine schwere Krankheit fallen!"

„Gib mir mein Geld zurück!" schrie Cornelius mit Donnerstimme.

„Gut denn! Ich höre Dich bis zum Schluß an; bist Du nun zufriedengestellt?"

„Mein Geld! mein Geld! Ehe ich zur Hauptsache gekommen, wirst Du mir aufs neue entwischt sein."

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort, und zwar mein heiligstes, daß ich Dich gewissenhaft anhöre; sprich, solange es Dir beliebt."

„Dein Ehrenwort, Belle-Plante? Dein Ehrenwort und das Geklapper jener Mühle ist für mich ganz einerlei."

Cornelius kam auf eine lichtvolle Idee. Er bemächtigte sich des Hutes seines Bruders.

„Ich fahre nun in unserer Discussion fort", sagte er; „nämlich über das willkürliche Entstehen der Geschlechter; aber ich für meinen Theil gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich Deinen Hut, nachdem ich ihn mit einem Stein beschwert, in die Yonne werfe, wenn Du nur irgendwie Miene machst, davonzulaufen; wenn Du nicht fortgesetzt in einer Entfernung von achtzehn Zoll an meiner Seite bleibst; wenn Du gähnst oder mit den Achseln zuckst; wenn Du hustest, niesest oder mit einem einzigen Wort Deine Ungeduld verräthst."

„Bald", erwiderte Belle-Plante, „wirst Du die Leute auf der Chaussee anhalten und ihnen eine Pistole

unter die Nase halten, wenn sie Dich nicht anhören wollen."

„Nicht zu viel geschwatzt!" sagte Cornelius. „Aufgepaßt! Ich beginne!"

Zum Glück für Belle-Plante wurden die beiden Brüder von der zierlichen Desallemagne eingeholt, welche mit ihrer Magd vom Markte kam und auf ihrem Esel Madelon saß. Als sie bei Cornelius angekommen war, sagte sie zu ihrem dienstbaren Geist:

„Hanne, halte Madelon an; ich will absteigen und mit Cornelius gehen."

„Pfui!" sagte die brave Hanne, „ein Fräulein von zwölf Jahren will in Gesellschaft eines jungen Mannes gehen!"

„Was liegt denn Böses darin, meine gute Hanne? Ich kenne Mädchen, welche einen Kopf größer sind als ich und die ganze Nächte hindurch mit jungen Leuten tanzen und dabei noch nicht einmal Nachbarn sind. Cornelius aber ist unser Nachbar."

Dieser konnte galant sein, wenn er wollte. Er hielt Madelon an, nahm Louise in seinen Arm und ließ sie behutsam auf die Erde.

„Nun", sagte die Kleine, indem sie ihre durch den raschen Schritt des Esels in Unordnung gerathenen Bänder glättete und wie eine Gefallsüchtige von zwanzig Jahren die Kleider in die alten Falten zupfte, „Herr Cornelius, haben Sie einen guten Markt gemacht?"

„Einen sehr guten Markt, Louise. Nimm, ich habe das hier für Dich gekauft."

„Wie", erwiderte Louise, indem sie mit ihrer kleinen, zitternden Hand hastig den Umschlag von einer Rolle Band losmachte, „Sie haben an mich gedacht? Wie sind Sie so liebenswürdig, Herr Cornelius!"

„Und Du, Louise, hast Du auch an Deinen Freund Cornelius gedacht?"

„O ja, den ganzen Tag; und wenn ich Ihnen nichts gekauft habe, so liegt die Schuld nur an meinem Vater, der mir kein Geld geben wollte."

„Man hat Herrn Cornelius betrogen", sagte Hanne, nachdem sie das Band geprüft; „es ist abgeblaßt und außer Mode."

„Nun", erwiderte Cornelius, „Louise kann aus dem Bande, wenn es ihr nicht gefallen sollte, Strumpfbänder machen; damit werde ich mich schon zufrieden geben."

„Ei was!" sagte Louise, „das Band ist ja allerliebst! Sie haben einen vortrefflichen Geschmack, Herr Cornelius. Den nächsten Sonntag werde ich mich mit Ihrem Bande putzen und in die große Messe gehen."

„In diesem Falle", erwiderte Cornelius, „werde ich auch in die große Messe gehen."

„Ja, kommen Sie", erwiderte Louise; „es wird wohl keine Bußpredigt geben und ich halte Ihnen in unserem Stuhl einen Sitz offen."

„Zum Henker!" brummte Hanne, „es gibt keine Kinder mehr. Ich muß Herrn Desallemagne davon in Kenntniß setzen."

„Und Du“, sagte Belle-Plante, den dieses Gespräch langweilte, „Professor, was hast Du für Dich gekauft?“

„Sieh her“, sagte Cornelius, „rathe, was das ist.“

„Gott verzeih’ mir! Ich glaube, das ist ein Stück altes Eisen.“

„Armer Einfaltspinsel! Das ist ein Magnet. Ich wette, daß Du, so alt Du bist, noch nicht einmal weißt, welche Beschaffenheit ein Magnet hat.“

„Mir ist’s lieber, zu wissen, was man dem Ochsen eingeben muß, wenn er die Kolik hat.“

„Aber ich weiß es, Herr Cornelius“, fiel Louise ein, und zwar mit einem Ton der Freude. „Der Magnet zieht das Eisen an und aus ihm verfertigt man den Compaß. Sehen Sie, ich vergesse nicht, was Sie mich lehren.“

„Ich danke, Louise“, erwiderte verbindlich Cornelius.

„Sie würden besser daran thun, mein Fräulein, wenn Sie sich von der Hanne zeigen ließen, wie man Rahmkäse macht“, fiel in ungeschliffener Weise der Geprügelte ein.

„Sie sind sehr galant, Herr Belle-Plante“, erwiderte Louise, indem sie ihren schönen Mund etwas verzog.

„Du wirst bemerken, Louise, daß Belle-Plante keinen Anspruch darauf macht, Axiome loszulassen.“

„Ich verstehe mich auf ein Axiom besser als Du; wenn Du einmal so gelehrt sein wirst wie Herr Guillerand, dann hast Du es schön weit gebracht.“

„Sage doch: gelehrt wie der Abbé Mollet, Dummkopf! Wenn man dann von mir spricht, wird man sagen: der gelehrte, der berühmte, der tiefdenkende Cornelius.

Dann werden mir die Könige Tabaksdosen senden; man wird mir auf dem Platz in Armes ein Denkmal errichten, welches der Maire, mit der Schärpe umgürtet und von den festlich geschmückten Pompiers begleitet, mit einer schwungvollen Rede enthüllt. Glaubst Du, daß sich unter solchen Umständen das Studium nicht lohne?"

„Der Ruhm", meinte Belle-Plante, „läßt sich nicht mit Oel und Essig essen. Auch fängt man nicht bei den Ohren an fett zu werden. Ein Gelehrter bleibt ein armer Teufel und wäre sein Wissen so tief wie der Brunnen von Varroucille, und läge in seinem Schädel der Schatz einer schimmeligen Scharteke; das bleibt sich ganz gleich. Gehe und sage dem Bäcker, daß er Dir einen Laib Brod borge, wohlverstanden, Dir, der Du das Pulver erfunden hast, und Du wirst alsdann hören, was er Dir antwortet. Du wirst es wahrhaftig weit gebracht haben, wenn man Dir auf dem Platz in Armes ein Denkmal aus Chevroche-steinen errichtet!"

„Aus Marmor, wenn Du erlaubst, Belle-Plante."

„Meinetwegen auch aus Marmor, Professor. Das wird die Mücken nicht hindern, ihre Frechheiten auf Deiner erhabenen Nase zurückzulassen, und die Hunde nicht abhalten, an Deinem Piedestal eine kurze Haltestelle zu etabliren."

„Ich erkenne Sie wohl an diesem Gespräch, Belle-Plante", fiel Louise ein; „ich erkenne Sie, der Sie die Aepfel und Nüsse, welche Sie zum Vesperbrod erhalten, an die Kinder des Dorfes verkaufen."

„Und glauben Sie, daß ich damit ein Unrecht begehe, mein Fräulein? Auf diese Weise macht man Geschäfte. Mir ist es lieber, wenn die Leute von mir sagen: der reiche Belle-Plante. Wenn man in den Büchern über Mechanik nicht von mir spricht, so wird man doch auf den Märkten, auf den Messen und bei gerichtlichen Protokollirungen von mir reden. Wenn die Gelehrten vor Cornelius den Hut abziehen, so verneigen sich die Bauern vor meiner Unterschrift und das ist mehr werth. Was liegt mir denn an einem Denkmal, das man meinem Bruder vielleicht errichtet? Der Unterschied zwischen dem Ruhm des Cornelius und mir besteht darin, daß der Bruder sich seines Ruhms erst dann erfreuen kann, wenn er im Sarge liegt, während ich mich meines Ruhms bei Lebzeiten erfreue. Was haben Sie denn davon, Sie, Fräulein Louise Desallemagne, wenn man, während Sie schlafen, Ihr Häubchen mit Rosen schmückt und sie wieder wegnimmt, sobald Sie ein Zeichen des Erwachens geben?"

„Das bleibt sich gleich", erwiderte Louise; „ich will lieber die Frau eines Gelehrten als die eines Tagelöhners sein."

„Aber ich", bemerkte Belle-Plante, „werde eher eine Frau heirathen, die stricken kann, als eine solche, welche gelehrt ist."

„Du würdest den Abbé Mollet in eigener Person heirathen", fiel Cornelius ein, „wenn er Dir eine Mitgift von fünfzigtausend Franken brächte."

„Und dann", versetzte Louise, „würde Belle-Plante noch bedingen, daß der gelehrte Abbé stricken lernte."

Bei diesen Worten erreichte die Gesellschaft die ersten Häuser des Dorfes. Hanne, welche viel auf Anstand hielt, nöthigte Louise, ihren Esel zu besteigen.

IV.

Einige Wochen später kam Herr Guillerand unter dem Vorwand auf den Hof, sich nach der Gesundheit des Meister Belle-Plante zu erkundigen, für den er das lebhafteste und uneigennützigste Interesse hegte, wie er vorgab; thatsächlich aber richtete er sein Augenmerk auf ein saftiges Gabelfrühstück, zu welchem sich der gute Mann gleich beim Eintritt ins Haus freundlichst einlud.

Wenn ich Herausgeber einer großen Romanzeitung wäre, so würde ich es machen wie jener Schildschreiber, welcher für jeden Buchstaben ein Bestimmtes erhielt und deshalb seinen Verdienst dadurch erhöhte, daß er das Wort Barbier erweiterte und Ballwiehrer schrieb, das heißt, ich würde Herrn Guillerand von der äußersten Spitze seines Dreimasters bis herunter zu seinen Leinenstrümpfen beschreiben und mich dabei eine anständige Zeit bei den zwischen jenen beiden Endpunkten liegenden Dingen aufhalten. Aber ach! es kann nicht so sein. Die Tinte und das Papier werden täglich theurer und meine Einnahmen vergrößern sich nicht! Ihr werdet Euch also auf Hörensagen verlassen

müssen, wollt Ihr Euch eine einigermaßen richtige Vorstellung von Herrn Guillerand machen. In Anbetracht dessen lasse ich Euch freien Spielraum; nur mache ich darauf aufmerksam, daß der gute Mann in seinem Gesicht ein kolossales rothes „Heft“ sitzen hatte.

Herr Guillerand speiste mit vorzüglichem Appetit, wie er das immer zu thun pflegte, wenn er an dem Tische Anderer saß. Der Teufel schien Herrn Guillerand zu zürnen, weil er den Kirchenchor dirigirte, und flößte deshalb Meister Belle-Plante die Frage ein, ob er, Guillerand nämlich, mit Franz zufrieden sei.

„Sehr zufrieden; eine Steigerung des Ausdrucks gibt es hier nicht für mich, Herr Belle-Plante. Sie müssen sich erinnern, daß er voriges Jahr sieben erste Preise erhielt, ohne die zweiten mitzuzählen, welche nur zu einem einfachen Lob berechtigen.“

„Ich erinnere mich dessen, Herr Guillerand, und ich danke Ihnen vielmals dafür; aber —“

„Wie, Herr Belle-Plante, Sie danken mir dafür? Und warum danken Sie mir dafür? Bitte! Wenn Sie das etwa des Eifers wegen thun, mit welchem ich Ihren Sohn in den schönen Wissenschaften unterrichtete, um seinen Geist zu bilden, das heißt, um seinen Verstand auszuschmecken, auszuschmücken — verteufeltes Wort! — und um sein Herz zu veredeln, so nehme ich den Dank mit Vergnügen an; ja ich werde sogar sagen, daß ich ihn mit Stolz annehme. Danken Sie mir aber einer angeblichen Gunst wegen, die ich Ihrem Sohne hätte angedeihen lassen,

so weise ich Ihren Dank als eine Beleidigung zurück, ja, mein Herr, als eine Beleidigung. Ei, ei, zu sagen, daß in meiner Schule mit Gunst verfahren werde! Sie wissen nicht, Herr Belle-Plante, welchen Kummer Sie mir bereiten. Sehen Sie, Sie kennen mich nicht. Fern von mir seien jene strafbaren Gefälligkeiten, welche die große Mehrzahl meiner Collegen, ja, ich sage, alle meine Amtsbrüder für ihre Schüler äußern und bethätigen. Lieber möchte ich gleich sterben, als mir ähnliche Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen lassen!"

„Davon bin ich völlig überzeugt, Herr Guillerand; aber wie kommt es wol, daß alle Ihre Schüler Preise bekommen?"

„Wie das kommt, mein Herr? Meine Antwort ist ebenso leicht und einfach wie natürlich: weil alle Preise verdienen. Und das ist es gerade, was meiner Anstalt den guten Ruf verschafft hat, dessen sie sich im ganzen Lande und noch weit darüber hinaus erfreut. Bei mir gibt es keine Schwachen, keine Ersten, keine Letzten und keine Nachzügler; denn alle meine Schüler schreiten zusammen fort und halten dabei gleichen Schritt. Und fände sich einmal einer vor, der aus irgend einem Grunde den andern nicht zu folgen vermöchte, so würde ich ihn fortschicken und wäre es selbst ein souveräner Prinz. Ja, Herr Belle-Plante, ich würde mir ihn vom Halse schaffen, wie man sich in Sparta die schwächlichen und verkommenen Kinder vom Halse schaffte, indem man sie in den Eurotas warf. Sind Sie nun zufrieden gestellt, Herr Belle-Plante?"

„Ich werde zufrieden gestellt sein, sobald Sie mir gesagt haben, wie es mit Franz geht."

Der Schweiß trat dem würdigen Pharospieler auf die Stirn und tropfte über sein Bausbackengesicht; aber die wenigen Tropfen, welche hier und da auf seinem Antlitz stehen blieben, waren das einzige seine Angst verrathende Zeichen. Ihr hättet ihn, als den gemeinsten der Menschen, in eine Situation höchster Verlegenheit bringen, ihn aber niemals verwirren können.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Belle-Plante, daß ich mit Franz vollkommen zufrieden bin; er ist für sein Alter ein weit vorgerückter Bursche."

Man wird sich erinnern, daß dieser seine sechzehn Jahre zählte.

„Im Katechismus ist er ausgezeichnet."

„Das wollen wir sehen", sagte der Pachter. „Höre, Franz, warum hat Dich Gott erschaffen? Warum hat er Dir das Leben gegeben, mein Sohn?"

„Um billig einzuhandeln und sehr theuer zu verkaufen, Papa."

„Gut! sehr gut! bravo! Franz", rief Herr Guillerand. „Sehen Sie, Herr Belle-Plante, mit welcher Sicherheit er antwortet! Franz ist ein wahrer Levite. Ich werde ihm zum Chor der Hauptkirche Zulaß verschaffen, wie ich ihn selber habe. Auf die Gesundheit Ihres Sohnes, Herr Belle-Plante! Sie haben da einen kleinen Weißwein, der nicht zu verachten ist. Ist es Ihr eigen Gewächs, Herr Belle-Plante?"

„Wahr ist es, Franz hat nicht schlecht geantwortet: um billig einzuhandeln und sehr theuer zu verkaufen. Wahrhaftig, wenn das nicht im Katechismus steht, so muß man es hineinsetzen. Doch scheint mir, daß so etwas nicht im Katechismus steht."

„Verzeihen Sie, Herr Belle-Plante, das steht wohl darin; man ist Ihrem Wunsche zuvorgekommen. Sehen Sie, seitdem Sie Ihre Studien gemacht haben, wurde der Katechismus sehr verändert. »Um ihn zu lieben, ihm zu dienen und um dadurch das ewige Leben zu erlangen....« o ja, gewiß, so heißt es nicht mehr wie früher, wie zu Ihrer Zeit; das ewige Leben ist aus der Welt verschwunden; es liegt nicht mehr in unsern Sitten. Durch die Schriften eines Voltaire und eines Rousseau wurde diese Neuerung gebracht. Haben Sie Voltaire und Jean Jacques Rousseau gelesen, Herr Belle-Plante? Voltaire, den lasse ich mir noch gefallen; er ist ein Philosoph! Aber jener Jean Jacques Rousseau ist ein Mensch von schlechter Richtung, ein schlechter Logiker, ein Moralist, der sich für ein Nichts ereifert, ein stets in Aufregung lebender Schriftsteller."

„Das ist möglich, Herr Guillerand. Aber sagen Sie mir, wie weit Franz im Rechnen ist."

„O, sehr weit, Herr Belle-Plante. In seinem Alter kann man nicht weiter sein. Die vier Species haben keine Schwierigkeiten mehr für ihn. Franz ist einer meiner besten Mathematiker."

„Laß sehen, Franz", sagte Meister Belle-Plante.

„Rechne mir einmal diese Kleinigkeit: ein Mann, der zwei Augen hat, bekommt eins ausgeschlagen; wieviel bleiben ihm übrig?“

„Dann ist er schel“, erwiderte Franz.

„Gut! sehr gut!“ rief Herr Guillerand, indem er fast in seinem Ueberzieher erstickte. „Sind Sie diesmal zufrieden, Herr Belle-Plante? Eine Totalsumme durch ein Adjectiv auszudrücken, ist doch gewiß elegant; das ist schön und sinnreich! Nur Ihre Söhne, Herr Belle-Plante, können solche gediegene Ausdrücke finden. Herr d'Alembert von der Encyklopädie hätte nicht besser geantwortet.“

„Um die Wahrheit zu sagen, Herr Guillerand, es wäre mir lieber gewesen, wenn sich Franz der Zahlen bedient hätte.“

„Nun, Franz, mein Freund, rechne mit Zahlen! Du siehst, Dein Vater treibt seine Forderung bis zum äußersten Punkt. Höre also! Ein Mann, der zwei Augen im Kopfe hat, bekommt eins ausgeschlagen. Auf beiden Seiten sind doch zusammen zwei Augen. Also auf der einen Seite kommt das eine Auge hinweg; verstehst Du mich?“

Franz nahm eine Kohle, und nachdem er einige Zahlen auf die Kaminplatte gekritzelt hatte, öffnete er gewaltig seinen großen Mund und sagte:

„Drei!“

Herr Guillerand brach bei dieser Antwort in heftiges Husten aus, aber er erreichte damit keineswegs seine Ab-

sicht, daß die unglückselige Totalsumme an den Ohren des Meister Belle=Plante wirkungslos vorübergehe.

„Das ist sehr gut, Franz“, sagte dieser trocken, „und Sie, Herr Guillerand, beglückwünsche ich über die Art und Weise, wie Sie Ihren Schülern Mathematik beibringen.“

„Erlauben Sie, Herr Belle=Plante, ich unterrichte meine Schüler im Rechnen mit Anwendung von Livres, Sous und Deniers; aber Sie? Sie stellen an Ihren Sohn eine Frage aus der Physik, der Naturgeschichte, Physiologie und was weiß ich! Wie können Sie verlangen, daß das Rechnen solche Ungereimtheiten aufbeißt? Ein Mann, der zwei Augen hat, bekommt eins ausgeschlagen — in welcher Beziehung steht das, ich bitte Sie, mit der Arithmetik? Glauben Sie, daß die Araber nur deshalb die Zahlen erfunden haben, damit solche und ähnliche Fragen aufgelöst werden? Er ist schel, antwortete Ihr Sohn. Das ist doch eine klare, richtige und bestimmte Antwort, welche bei Franz ein großes Observationstalent bekundet. Sie, Herr Belle=Plante, hätten vielleicht in seinem Alter geantwortet: er ist blind. Außerdem fallen Ihre Vorwürfe auf mich. »Ich beglückwünsche Sie über die Art und Weise, wie Sie Ihren Schülern Mathematik beibringen!« Diese Phrase ist ein Verbrechen, Herr Belle=Plante. Ist unser Geschäft nicht schwer genug durch sich selbst, ohne —“

„Ei, so werden Sie doch nicht böse, Herr Guillerand; wenn Franz nicht rechnen kann, nun, so wird man ihm einen Rechenknecht kaufen.“

„Das ist es! Werden wir nicht böse, Herr Belle-Plante; trinken wir, essen wir, frühstücken wir, wie Horaz sagt, und sprechen wir nicht mehr vom Unterricht. Wenn uns das Leben hier und da eine wohlriechende Rose spendet, so sollen wir sie nicht in roher Weise und mit eigenen Händen entblättern. Dieser Schinken hier, Herr Belle-Plante, ist ganz ausgezeichnet!“

„Ein wenig Geduld, Herr Guillerand; ich möchte auch noch wissen, wie weit Franz im Lesen ist.“

„Sehr wohl! Man kann nichts Besseres thun, Herr Belle-Plante! Er liest Latein ganz fließend. Haben Sie vielleicht einen lateinischen Schriftsteller?“

„Nein; aber ich habe die Psalmen David's zur Hand.“

„Schlechte Latinität das, Herr Belle-Plante; sie wird die Aussprache Ihres Sohnes verderben.“

„Gut denn! ich erhielt eben aus Clamecy einen Brief. Es soll mich freuen, wenn Franz ihn herausbrächte.“

„Wenn Franz ihn herausbringt, Herr Belle-Plante; sprechen wir grammatikalisch. Man kann zwar einen Verstoß gegen die Grammatik machen und dabei ein ehrbarer Mensch sein; aber sehen Sie, in meiner Eigenschaft als Schulmeister bin ich gezwungen, die Regeln der Sprache zu respectiren. Wenn man in Gegenwart eines Lehrers einen Sprachfehler macht, so ist das gerade so viel, als wenn man ihn vor einem Priester blasphemirt; und unser Herr Pastor, welcher viel für mich übrig hat, sagte mir letzthin über diesen Gegenstand, daß —“

„Komm', Franz, lies diesen Brief hier und beeile Dich."

Franz nahm den Brief mit Murren und indem er sich dem Fenster näherte, begann er:

„Geh — Geher — Gehrt — Geehrter Herr —"

„Sehr gut!" sagte Herr Guillerand; „Muth, Franz!"

„Geehrter Herr Bett — Batt — Butt — Bitt —"

„Geehrter Herr Belle-Plante! Dummkopf!" rief der Pachter. „Vieh von Esel! kannst Du nicht einmal Deinen eigenen Namen lesen? Ich wiederhole Ihnen meine Glückwünsche, Herr Guillerand!"

Der unglückliche Schulmeister ergriff den Brief, und nachdem er ihn rasch überflogen, rief er:

„Zum Henker auch! ich bin nicht mehr erstaunt, daß Franz das nicht zu entziffern vermag; das ist ja ein Brief von meinem Freund Page. Außer mir gibt es keinen Menschen in der Provinz, der seine Schrift zu enträthseln im Stande wäre. Denken Sie sich, Herr Belle-Plante, daß mich kürzlich der Amtmann rufen ließ, damit ich ihm ein Briefchen von zwei Zeilen läse, das ihm der Advocat geschrieben. Und Sie ereifern sich noch gegen mich! Arme Menschheit! Ueberall sind wir doch dieselben: erst richten, dann prüfen wir."

„Aber ich, ich lese den Brief ganz gut", bemerkte der Pachter.

„Dann ist die Reihe an mir, Sie zu beglückwünschen, Herr Belle-Plante. Ich werde morgen extra zu meinem Freunde gehen und ihm mittheilen, daß Sie seine Spinnenfüße lesen können. Gewiß wird er sich freuen, zu ver-

nehmen, daß es nun zwei Leute in der Provinz gibt, die seine Pfote zu entziffern verstehen."

„Ausgemachte Sache ist es also", fuhr der Pachter fort, „daß Franz nur Latein liest. Es wird daher nöthig sein, diejenigen, mit denen er Geschäfte zu machen gedenkt, zu benachrichtigen, daß bei Briefen nur die Lateinschrift in Anwendung kommen darf. Schließlich möchte ich noch wissen, wie der Bursche schreibt. Er bringt niemals seine Hefte nach Haus."

„Wie? Franz!" sagte Herr Guillerand, durch diese Mittheilung von einem ungeheueren Gewicht erleichtert, „Du weigerst Dich, Deinem braven Vater Gelegenheit zur Beurtheilung Deiner Schrift zu geben? Das ist nicht recht, mein Freund. Ich bekräftige Ihnen, Herr Belle-Plante, daß Franz zu den besten Kalligraphen meiner Anstalt gehört. Der Sohn des Bürgermeisters, der junge Stoffel, schreibt lange nicht so schön wie Franz. Ich schenkte den Armen sechs Franken, hätten Sie seine Keilschrift gesehen. Ihr väterliches Herz würde vor Freude gezittert haben. Warum, Franz, zeigst Du Deinem Vater nicht die Hefte?"

„Weil ich sie an die Butterhökin verkaufe", antwortete der Angeredete.

„Sehr gut! recht gut!" rief Herr Guillerand. „Wie glücklich sind Sie, Herr Belle-Plante, einen Sohn zu besitzen, der seine Hefte an die Hökerinnen verkauft! Wissen Sie, mein lieber Herr, daß in dem zarten Alter des Franz solch eine Ordnungsliebe, solch eine Sparsamkeit, solch ein haushälterischer Sinn nicht gewöhnlich ist? Ein glänzen-

des Vermögen, das man gut angelegt zu haben glaubt, geht oft durch einen Bankerott verloren und das gemeine Volk fragt sich, wie das zugehen konnte. Die Sache ist indessen ganz einfach: weil nämlich der Besitzer jenes Vermögens weder Ordnung noch Sparsamkeit kannte; es ist versiegt, ohne daß man sah wie? Es ist verschwunden, wie das Wasser in einer Vase verschwindet, indem es durch ein feines unbemerktes Ritzchen sickert."

„Das, was Sie da sagen, ist wahr", erwiderte der Pachter; „aber wenn Franz auch kein großer Schreibmeister geworden, so hoffe ich doch, daß Sie mit Cornelius mehr zufrieden sind."

„Ich bin mit Herrn Cornelius ebenso zufrieden wie mit Herrn Franz, obgleich jener nicht denselben Ordnungssinn, nicht dieselbe Sparsamkeit entwickelt wie sein Bruder. Dagegen zeichnet sich aber Cornelius im Auseinanderlegen der Uhren aus. Ein Lehrling, der drei Jahre in der Werkstätte zugebracht, kann es nicht besser machen."

„Ich verstehe", sagte der Pachter; „Sie wollen mich daran erinnern, daß ich Ihnen achtzehn Franken für die Kukuksuhr schulde, die der Schlingel außer Gang gesetzt."

„Keineswegs, Herr Belle-Plante; ich will Sie durchaus an nichts erinnern. Es würde mir außerordentlich leid thun, wenn Sie mir eine solche Absicht zuschrieben. Sie werden mich bezahlen, wenn es Ihnen beliebt, und ich werde mich nur dann zur Annahme jener Summe verstehen, wenn Sie dabei stehen bleiben, die Kleinigkeit sofort in Ordnung zu bringen."

„Damit die Sache ihren Abschluß erhält, zahle ich Ihnen gleich achtzehn Franken aus.“

Meister Belle-Plante zog bei diesen Worten einen großen Lederbeutel aus der Tasche und legte ein Goldstück auf den Tisch.

„Sie bekommen sechs Franken zurück“, sagte Herr Guillerand; „wenn Sie wollen, so lassen wir diesen Ueberschuß für das nächste Rad stehen, das Herr Cornelius an der Uhr zerbrechen wird.“

„Ganz und gar nicht“, erwiderte der Pachter; „wenn Cornelius noch einmal Ihren Kukuk mißhandelt, so halten Sie sich an den Burschen. Was er findet, legt er auseinander. Sie müssen ihn von dieser Manie heilen, Herr Guillerand.“

„Das ist fatal, Cornelius,“ sagte der Schulmeister, „Dinge auseinanderzulegen, die man dann nicht wieder zusammenzusetzen versteht. Weißt Du, warum die Maschinerie dieser Welt so schlecht geht, daß sie uns öfters im Februar Veilchen und im Juni Schnee bringt und zwar das Erstere durch Vorlaufen und das Letztere durch Zurückbleiben? Weil der Teufel diese Maschinerie, indem er sie auseinanderlegen wollte, in Unordnung brachte.“

In diesem Augenblick setzte ein dienstbarer Geist des Meister Belle-Plante ein Hasenrückenstück von ganz besonderem Wohlgeruch auf den Tisch. Herr Guillerand schnalzte vor Eßbegierde mit der Zunge und sein feistes Gesicht klärte sich auf wie ein mit spanischem Klee besäeter Acker nach einem warmen Gewitterregen. Der

Schulmeister kannte keinen größeren Leckerbissen als einen zarten Hasenbraten. Cornelius und Belle-Plante theilten nicht das Vergnügen ihres Lehrers, obwohl auch sie im Allgemeinen Wohlgefallen an Braten fanden; sie saßen in der Kaminecke und knaupelten Brod.

„Die Schüssel, welche eben auf den Tisch kam", sagte Cornelius zu seinem Bruder, „bringt uns Unglück; wenn Du willst, so würfeln wir, wer von uns beiden die Zeche bezahlt."

„Gib mir fünf Sous", erwiderte Belle-Plante, „und ich übernehme die Verantwortlichkeit der Affaire mit dem Hasen."

Cornelius erhob drei Finger und schloß die beiden andern.

„Ich verstehe! Du hast nur noch drei Sous. Verschwender! Nun, so gib sie nur immer heraus; Du bleibst mir zwei Sous schuldig."

Cornelius machte ein Zeichen der Einwilligung und die Sache war wie vor einem Notar abgemacht.

„Verstehen wir uns recht", fuhr Belle-Plante leise fort; „es ist selbstverständlich, daß die sechs Sous von wegen der willkürlichen Entstehung von Geschlechtern der Verjährung anheimgefallen."

Cornelius gab durch ein wiederholtes Nicken des Kopfes sein Einverständniß zu erkennen.

„Wie finden Sie dieses Stück Hase?" fragte der Pachter seinen Gast.

„Ausgezeichnet, Herr Belle-Plante, untadelhaft, vor-

trefflich! Mein Freund Arthus selbst würde sich daran laben. Es ist schade, das zur Fastenzeit zu verspeisen; es ist ein echtes Carnevalsstück!"

„Sind Sie mit dem Hasen, den ich Ihnen kürzlich geschickt, zufrieden gewesen?"

„Wie? Was?" rief Herr Guillerand, indem er vor Aufregung zuckte. „Von welchem Hasen sprechen Sie?"

„Nun, von dem Hasen, den ich Ihnen durch Franz überbringen ließ. Sollten Sie ihn vielleicht nicht erhalten haben?"

„Leider nein!" sagte Herr Guillerand bestürzt, „ich habe keinen Hasen erhalten."

„Die Sache wird Ihnen aus dem Gedächtniß gekommen sein. Ich bin meiner Sache gewiß, Ihnen einen Hasen geschickt zu haben."

„Wie? So etwas sollte mir aus dem Gedächtniß kommen, Herr Belle-Plante? Kann einem ein solches Präsent wohl aus dem Kopfe verduften? Einen guten Hasenpfeffer, wie ihn Madame Guillerand zu bereiten versteht, ein gutes Rippenstück, gespickt mit Speck, wie sie es spickt, das vergißt man im Laufe eines ganzen Jahres nicht! Man sagt, indem man von irgend einem Ereigniß spricht: Das passirte einen Tag vorher oder einen Tag nachher, als wir jenen guten Hasen verspeist haben. Sehen Sie, Herr Belle-Plante, wenn Sie mir einen Hasen zum Präsent gemacht hätten, so würde ich für Sie ewige Erkenntlichkeit bewahren."

„Franz! Cornelius! Tretet näher, Schlingel! Was

habt Ihr mit dem Hasen angefangen, den ich Euch für Herrn Guillerand gab?"

„Er ist mir abgenommen worden", antwortete Franz.

„Wie? Unglückseliger!" stöhnte Herr Guillerand, „man hat es gewagt, Dir meinen Hasen abzunehmen? Gib wohl Acht, was Du sagst; ich habe einen kleinen Finger, der Alles weiß!"

„Nun ja, man hat mir ihn abgenommen", erwiderte Franz mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit; „fragen Sie Cornelius, der ist sicherer als Ihr kleiner Finger."

Cornelius sagte nichts; er hatte bezahlt, um zu keiner Lüge genöthigt zu werden.

„Und wie hat man Dir meinen lieben, guten, frommen Hasen abgenommen, Herr Schlingel?" schrie Herr Guillerand.

„Ei, wie man einen Hasen abnimmt: man packte ihn mit der Hand an den Hinterläufen!"

„Und weiter?"

„Nun", fuhr Franz fort, der seinen Roman gefunden hatte, „ich setzte mich ermüdet auf den Chausseegraben und legte den Hasen vor mich auf den Weg. Da kam ein Mann vorüber, ergriff ihn rasch und lief damit fort."

„Großer Dummkopf! daß Du Dir einen Hasen, einen für mich bestimmten Hasen wegnehmen läßt. Aber Du mußtest um Hülfe rufen, Unglücklicher!"

„Das haben wir beide redlich gethan; Cornelius und ich, wir sind noch ganz heiser. Es half nichts; der Dieb

lief fort, als wäre er von dem Hasen fortgeführt worden, so pfeilschnell ging es."

„Du verdienst, Franz, daß ich Dich den Hasen bezahlen ließe."

„Bezahlen lasse", verbesserte Cornelius; „diesmal ist es der Hohepriester selbst, welcher verballhornt."

„Das ist richtig, ganz richtig, Herr Cornelius. Sehen Sie, Herr Belle-Plante, das ist, wie wir Lateiner sagen, ein lapsus linguae, das heißt, ein Sprachfehler. Wie stark der kleine Cornelius in der Syntax ist! Man muß sich jetzt vor ihm in Acht nehmen!

Maxima debetur puero reverentia.*)

Wenn Sie, Herr Belle-Plante, die Angelegenheit ins richtige Geleise bringen und mir für den abhanden gekommenen Hasen ein paar Hühner schicken wollen, so bitte ich Sie, Cornelius mit der Ueberbringung zu betrauen. Wäre die Rede von einer Uhr, würde ich das gerade nicht wünschen."

Der Pachter hörte still und schweigend diesem Wortwechsel zu. Von Zeit zu Zeit schenkte er sich, und zwar zur besseren Erleuchtung seines Bewußtseins, das Glas gestrichen voll und that mit frommem Eifer ein Gleiches für Herrn Guillerand.

„Die Affaire ist hinlänglich besprochen!" rief er jetzt, indem er sich erhob. „Ich verurtheile Franz —"

*) Der Jugend gebührt die größte Ehrerbietung.

„Erlauben Sie mir, Herr Belle-Plante“, fiel der Schulmeister ein, „an mir ist's, zu verurtheilen! Ein Urtheil ist rasch und unvorsichtig ausgesprochen. Ist Ihnen, der Sie Franz verurtheilen wollen, weil er sich einen Hasen stehlen ließ, niemals im Leben etwas gestohlen worden? So sind alle Eltern: sie stäuben in ihren Kindern das Unrecht aus, das sie sich selber zu Schulden kommen ließen. Der Vater prügelt seinen Sohn durch, weil er raucht, während der thätige Theil einer solch unerquicklichen Scene selbst fest darauf los schnupft. Die Mutter schlägt ihre Tochter, weil sie so unvorsichtig ist, eine Porzellantasse zu zerbrechen; die erstere aber ließ eigenhändig den Tag vorher ein ganzes Kaffeeservice zur Erde fallen. Die Menschen sind so geschaffen: für die eigene Person verlangen sie alle Freiheit und für ihre Untergebenen absolute Abhängigkeit. Die Römer führten nichts als die Freiheit im Munde und warfen ihre Sklaven den Muränen als Speise vor. Nirgends wird das Recht des Stärkeren in despotischerer Weise geübt als im Elternhaus; denn der Geschmack, der Instinkt oder Naturtrieb, die rechtmäßigen Leidenschaften der Kinder müssen stets der Laune der Eltern weichen. Diese möchten, daß ihre Maulaffen schon im achten Lebensjahre die Rolle erwachsener Personen spielten. Ich sage das zwar nicht in Bezug auf Sie, Herr Belle-Plante; aber wem hat denn Franz eigentlich Schaden zugefügt? Ihnen etwa? Nein; Sie entsagten ja dem Quadruped und zwar zu meinen Gunsten; gilt der Schaden mir? Noch weniger. Es würde

mich heute wahrlich weit bringen, wenn mein Magen vor vierzehn Tagen einen Hasenpfeffer verdaut hätte! Außerdem ist es gar keine leichte Sache, Ihren Franz zu prellen; das kann nicht oft passiren. Und wenn man ihn thatsächlich bestahl, so trägt der Bursche keine Schuld daran. Wäre von Cornelius die Rede, so sagte ich keine Silbe."

„Alles das ist schön und gut gesagt", meinte der Pachter; „aber man kann doch einem Menschen, der sich einen Hasen stehlen läßt, kein Recht zusprechen. Meine Ansicht lautet so: Franz muß ausgestäubt werden!"

„Barbarischer Mann! Brutus!" rief Herr Guillerand; „ich, ein Schulmeister, muß für Ihren Sohn flehen! Erlauben Sie mir, daß ich an Sie die Worte richte, welche Abner in der Tragödie «Athalie» zu Mathan spricht:

Eh quoi, Mathan! d'un prêtre est-ce lâ le langage?
Moi, nourri dans la guerre aux horreurs du carnage,
Des vengeances des rois ministre rigoureux,
C'est moi qui prête ici ma voix aux malheureux!"*)

„Was soll dieses Latein bedeuten, Herr Guillerand?" fragte der Pachter.

„Latein? Sie spaßen, Herr Belle-Plante! Sie sind in Ihrem eigenen Hause und kennen sich nicht mehr? Doch

*) Und wie, Mathan! Ist das die Sprache eines Priesters?
Ich, erzogen im Krieg, in den Schrecken des Blutbads,
Der Rache der Könige strenger Gesandter,
Ich bin es, der hier seine Stimme den Unglücklichen leiht.

die Schuld soll nicht auf Sie fallen. Sehen Sie, es gibt zwei Landessprachen; die eine ist für uns Männer der Wissenschaft und die andere für den großen Haufen Bauern. Die Wahrheit ist die, daß jene Strophe aus Versen besteht, welche in unserer Muttersprache gedacht und niedergeschrieben wurden. Ich gäbe meinen Weinberg darum, dürfte ich diese Verse mein Eigenthum nennen. Was meinen Sie, Herr Cornelius?"

„Ich", sagte Cornelius, „wünschte eher der Erfinder des Schubkarrens zu sein."

„Des Schubkarrens? Sind Sie ein Narr, Cornelius? Der Schubkarren muß in der That ein feines Juwel sein, um mit Racine'schen Versen verglichen zu werden!"

„Ja, der Schubkarren, Herr Guillerand, der Schubkarren."

„Wie er originell ist, der kleine Cornelius! Wenn er eine Menge Menschen über eine Brücke gehen sieht, wirft er sich lieber in den Fluß, um nur nicht das zu thun, was Andere thun. Was haben Sie überhaupt an diesen Versen auszusetzen?"

„Es sind zu viel Worte für einen Gedanken, Herr Guillerand! Und dabei sind die Worte jener Verse für einen ziemlich abgedroschenen Gedanken zu schwülstig. Das Ganze gleicht dem Manzanares, über den eine Brücke mit dreißig Bogen führt, obgleich ein einziger genügt hätte."

„Der Manzanares ist ein kleines Flüßchen, das nach

Madrid fließt. Sie sehen, Herr Belle-Plante, wie sicher Cornelius in der Geographie ist."

„Wenn man", fuhr Cornelius fort, „nur ein kleines Briefchen von zwei Zeilen schreibt, wählt man dazu keinen großen Bogen. Sie selbst, Herr Guillerand, würden sich auch keine dreißig Ellen Band kaufen, wenn es sich nur darum handelte, in den Besitz eines Zopfbandes zu kommen."

„Das nennen wir Philosophen einen Beweisgrund ad hominem, Herr Belle-Plante. Fragen Sie einmal Depouilly, ob seine Schule Zöglinge aufzuweisen vermag, welche Schlüsse ad hominem ziehen. Fahren Sie fort, Herr Cornelius. Obwohl Sie eine Ansicht äußern, welche die entgegengesetzte unseres Jahrhunderts ist, das selbst einen Racine bewundern durfte, und die in völligem Widerspruch mit meinem Ideengang steht, so bin ich doch überzeugt, daß Ihr Herr Vater großes Vergnügen an unserer Disputation findet."

„Moi, nourri dans la guerre", fuhr Cornelius fort, „ist ein unangenehmes Bild, weil es aus dem thierischen Leben genommen ist und ihm außerdem die nöthige Genauigkeit fehlt. Man könnte wohl von einem Athleten sagen: erzogen im Kampf, in der Boxerei, weil die Athleten einer besonderen, ihrer Profession angemessenen Lebensweise unterworfen sind. Was gibt man denn einem Soldaten zu essen, damit er sich an die Greuel des Blutbades gewöhne, an jene horreurs du carnage? Uebrigens leidet dieser zweite halbe Vers an dem Fehler,

dasselbe auszudrücken, was die erste Hälfte sagt. Warum hat Abner nicht ganz einfach gesagt: Moi qui suis un soldat, anstatt uns ein langes Gepuff von vier Versen vorzumachen? Der Gegensatz wäre frappanter geworden. Wenn Sie durch eine Umschreibung oder durch Umschreibungen die Objecte, welche unter sich verglichen werden, trennen, so rückt das eine zu weit von dem andern hinweg und die Contraste gehen unbemerkt vorüber oder sie zeigen sich nicht mehr wirksam, nicht packend genug. Jeder Mensch weiß, daß ein Soldat schließlich zum Kriegführen da ist und daß der Krieg nichts Anderes als ein Blutbad ist. Warum also all dieses lächerliche Gepäck von Worten? Dreimal schreiben: ich bin ein Soldat, ist ebenso einfältig, als wenn Sie in drei verschiedenen Betonungen emphatisch mittheilen, daß Sie Soldat sind. Racine gleicht hier einem ungeschickten Kellner, der das Gläschen Rum, welches ich bei ihm bestellt habe, in eine Flasche Wasser gießt und vor mich hinsetzt. Die Umschreibung ist bei unsern Poeten meistens mit einem Bedienten zu vergleichen, der, um in den Keller zu gelangen, seinen Weg über den Boden nimmt. Soll die Umschreibung oder Periphrase von guter Wirkung sein, so ist es nöthig, daß sie das Object in einem neuen pittoresken Bilde zeigt, daß sie es emporragen läßt aus den Worten, welche den Rahmen bilden, daß sie wie ein Blitzstrahl zündet; andernfalls ist sie nur ein unnützer Auswuchs der Rede, ein langweiliges Anhängsel, welches den Satz nur verwickelt und ihn im Weiterschreiten hindert. Im Allgemeinen finde ich unsere

Poeten zu karg in ihren Ideen und zu verschwenderisch in ihren Ausdrücken. Fast alle Verse bestehen aus hochklingenden Worten, welche kein anderes Verdienst als das der Harmonie haben. Diese Herren Dichter sind schon außerordentlich mit sich zufrieden, wenn sie statt Pferd Renner und statt Pulver Salpeter gesetzt. Sie glauben Wunderdinge zu vollbringen, wenn sie eine gewöhnliche und triviale Idee in eine pompöse Periode einkleiden. Aber diese arme Idee gleicht alsdann jenen gemeinen und niedrigen Seelen, welche feingekleidet fortwährend in besseren Gesellschaften zu finden sind. Wenn Sie mir nur einen gesalzenen Häring offeriren, so werden Sie ihn nicht in einem silbernen Teller vor mich hinstellen. Die Poesie drückt Bilder, Empfindungen aus; aber sie ist keine Musik. Ich habe Lust, jene Märtyrer des Reims und der Cäsur, jene Verfolger übereinstimmender Wörter, jene Reimschmiede zu bitten, daß sie mir ihre Stücke auf einer süßen Flöte vorspielen. Der Stil jener Leute ist zu überspannt, zu sehr geputzt; sie vermögen nicht ohne Schwulst das Triviale zu umgehen. Es gibt eben Dinge, deren Einfachheit man nicht durch feine oder schlecht angebrachte Ausdrücke angreifen darf. Wird die Rose schöner aussehen, wenn Sie ihre Blätter vergolden? Und würde jene ganz hinfällige Weide, welche sich über das Wasserloch der Mühle neigt, poetischer erscheinen, wenn Sie von ihren Zweigen den Schaum des herabstürzenden Wassers abstreiften und die langen

Grashalme entfernten, die um ihren alten, hohlen Stamm wuchern?"

„Teufel!" rief Herr Guillerand, „ich wünschte nicht, daß mein Freund Fleury, Professor der Redekunst, den Herrn Cornelius anhörte. Er bekäme das Wechselfieber und finge mit mir einen Streit ohne Hoffnung auf Versöhnung an. Letzthin jagte er einen Schüler aus seiner Anstalt, weil der Unglückliche bei der dreißigsten Strophe der ersten Scene von „Athalie" gähnte. Wissen Sie auch, Herr Belle-Plante, daß viel Wahres in der Explication Ihres Herrn Cornelius liegt? Eigentlich liebe ich jene abenteuerliche Logik, die gegen die als richtig angenommenen Dinge ankämpft; ich liebe die Unabhängigkeit jener etwas revolutionären Gedanken, welche keine Unfehlbarkeit der Lehrer zuläßt. Der Lehrer hat's gesagt! das ist die dümmste Phrase, deren sich ein Mensch schuldig machen kann. Geht mir doch! Derjenige ist ein armer Schlucker, der nicht mehr weiß, als was man ihn gelehrt hat. Ich besuche den Herrn Bürgermeister und den Herrn Amtmann recht oft und finde dort immer Leute, denen ich Aufschlüsse über dieses oder jenes geben muß; fange ich ein Gespräch über Literatur mit ihnen an, dann bekomme ich keinen einzigen selbstgedachten Satz zu hören. Sie wiederholen höchstens die Sätze aus einem abgeschriebenen Rethorikheft, weil irgend Jemand gesagt hat: Wiederholt das nur gelegentlich; es ist gut. Diese Menschen kommen geraden Wegs von der Universität; aber ihr absoluter Unterricht ist nicht der beste, Herr Belle-Plante. Meinen

Schülern lasse ich die Freiheit der Gedanken; ich sage ihnen: Betrachtet mit eigenen Augen; hört mit Euern Ohren, urtheilt mit Euerem Verstand! Nur auf diese Weise erzieht man Menschen, Herr Belle-Plante. Ich bin glücklich, daß Sie Herrn Cornelius sprechen hörten. Sie können sich daraus ungefähr einen Begriff machen, in welcher Weise der Unterricht bei mir tractirt wird. Sobald der Herzog von Nivernais, der ein sehr tüchtiger Schriftsteller ist und mir immer seine Fabeln zur Beurtheilung zuschickt, nach Clamecy kommt, stelle ich ihm Herrn Cornelius vor."

Meister Belle-Plante war während dieser Unterhaltung, von der er nichts verstand, eingeschlummert und zauberte so die ihm drohende Langeweile hinweg. Die beiden Brüder, den Schlaf des Vaters sich zu Nutze machend, verschwanden, wie ein Vogel aus dem Netz eines Vogelfängers verschwindet. Was Herrn Guillerand betrifft, so befahl er der Magd — andere Personen fanden sich weiter keine vor — in den Keller zu gehen, und verzehrte mit Ruhe den Hasenbraten, das Erwachen des Herrn Belle-Plante abwartend. Eine Stunde später begegneten Franz und Cornelius auf der Straße nach Clamecy ihrem Lehrer, der an seinem über die Schulter gelegten Stock ein paar Hühner trug. Diese schienen die ihnen in der Gesellschaft eines solchen Mannes drohende Gefahr zu begreifen und erfüllten die Luft mit kläglichem Geschrei.

„Er fällt in die Yonne", sagte Cornelius zu seinem Bruder. „Man muß ihn wenigstens bis zur Maladerie führen."

„Warum betrinkt er sich!" warf Belle-Plante ein, wie das die Menschen so häufig bei ähnlichen Gelegenheiten thun, die, um nur keine Hülfe leisten zu müssen, so gern bereit sind, an Andern ein Unrecht zu entdecken. Belle-Plante ging nach Hause und fand hier gerechte Strafe für seine Hartherzigkeit. Der alte Belle-Plante befand sich in der furchtbarsten Stimmung, weil ihm ein Ochse gefallen war. Der Vater erinnerte sich, als er seinen Franz zu Gesicht bekam, der Affaire mit dem Hasen und prügelte den Schlingel, wie er es verdiente.

V.

Ein Jahr später verließen Belle-Plante und Cornelius die Schule. Nach der Ansicht des Herrn Guillerand, wie wir schon zur Genüge erfahren, war Belle-Plante ein großer Schreibkünstler. In der That ist es uns recht peinlich, das Urtheil, die Autorität jenes großen Schulmeisters in Frage zu ziehen, obwohl er der Freund meines Onkels Benjamin war. Von beiden soll unter allen Umständen nur das Wahre berichtet werden. Thatsache also ist, daß Belle-Plante lesen konnte wie ein Edelmann; die Proben sind uns noch im Gedächtniß und in Betreff des Schreibens hatte Niemand Respect vor ihm. Das einzige richtige aus der Feder Belle-Plante's fließende Wort war eben sein Name und dabei glich das B stets zwei Eselsohren, die seitwärts an einer Senkrechten stehen. Uebrigens erschien ihm seine Unwissenheit durchaus nicht als Unvollkommenheit; im Gegentheil bildete sich der Bursche noch etwas darauf ein, jährlich am Lesen und Schreiben hundert Franken gespart zu haben. Wenn man lesen kann, sagte er sich tröstend, so liest man auch, und

dazu bedarf es der Bücher, und weiter wird man aus tausend Gründen versucht, auf das „Landwirthschaftliche Wochenblatt“ zu abonniren, das ein Haufen Leute, das heißt, Advocaten redigiren, welche niemals so viel Land besitzen, als man mit einem Taschentuch zudecken kann und die ihre ökonomischen Versuche an Blumentöpfen machen. Das ist aber noch nicht Alles! Man muß auch noch auf ihre zum Besten der Armen geschriebenen Broschüren subscribiren, auf die Lieferungen einer Specialgeschichte und auf die poetischen Versuche erbärmlicher Reimschmierer, um so „das Unternehmen zu unterstützen und zu fördern“. Man gibt einen Sack voll Geld aus und erhält dafür eine Menge Blätter, die höchstens dazu gut sind, Cotelettes und Papillotten und Zwieback hineinzuwickeln. Und damit ist noch die Unannehmlichkeit verknüpft, daß man sich verleitet sieht, Cotelettes und Papillotten, das Pfund zu zwölf Sous, und Zwieback zu essen, dem man sofort die verdorbene Butter ansieht. Wenn man lesen kann, erhält man eine Menge Briefe, welche auch noch aus Höflichkeit des Absenders unfrankirt ankommen. Bald ist es ein „Freund“, dem man kaum einmal einen guten Morgen gewünscht und der einen wegen der fallenden und steigenden Haferpreise consultirt, bald ist es ein „lieber Freund“, welcher nie das, was er braucht, besitzt und nun einen Sack Samenfrucht verlangt, natürlich ohne Geld. Ein ander Mal bekommt man von einem Marktschreier von Chemiker geruchlosen und keinen Brand zulassenden Dünger angepriesen, unter Garantie einer dreifachen Ernte; den

Frauen aber, das heißt, den Ackerbau treibenden Damen, wird, falls sie den Mistverkäufer mit ihrem Vertrauen beehren, der feinste Orangedünger geliefert. Wollte man auf all das alberne Gewäsch antworten, so müßte man nicht nur seine Zeit vergeuden, sondern auch noch sein Licht verbrennen, und dabei liefe man sicherlich Gefahr, unter seinen Nachbarn als Gelehrter, als Wolf oder sonst ein fremdländisches Thier verschrieen zu werden. Wenn man endlich die Artikel Anderer gelesen, möchte man auch seine eigenen Expectorationen gedruckt sehen und mit besonderem Wohlgefallen dem kleinen Publikum der Umgegend zeigen, daß man interessante Experimente mit dem spanischen Klee angestellt hat, daß man ein gewandter Bewässerer, Viehzüchter ohnegleichen und überhaupt ein Mann von Geist geworden, wie kein zweiter zu finden ist.

Wenn Belle-Plante in der Schule nur wenig gelernt hatte, so besaß er doch als Entschädigung hierfür ein schönes Sortiment bukolischer Kenntnisse: er führte die Peitsche nach allen Regeln der Kunst und wurde als competent im Streumachen der Ochsen und ihrer Pflege angesehen, besonders aber, wenn sie kränkelten. Außerdem kannte er seine Ochsen von den Klauen bis zu den Hörnern, sodaß ihn kein Viehhändler hätte betrügen können; dabei besaß er die Geschicklichkeit, diese in allen möglichen Variationen übers Ohr zu hauen, zwei gleich kostbare Eigenschaften für den, welcher im Handel lebt und webt.

Belle-Plante wußte ebenso gut wie der Lütticher Almanach, wann zu pflügen oder zu jäten, zu welcher Zeit

Gerste zu schneiden und Korn zu säen. Im Uebrigen barg die Küchenwissenschaft keine Geheimnisse für ihn. Er hätte sich ganz gut um die Stelle eines Hospitalverwalters oder eines Gefängnißdirectors bewerben können. In acht Tagen würde er selbst einen Domherrn zum Skelett heruntergebracht haben, ohne der Gabe zu gedenken, vermöge der er bis zur Genauigkeit einer Unze die Butter für eine Schüssel Kartoffeln bestimmte.

Vorerst unterstützte Belle-Plante seinen Vater im Abschätzen der Pachtgüter und that Wunder auf dem Gebiete ihres Betriebes und des Geizes. Als sein Vater starb, zählte Belle-Plante zweiundzwanzig Jahre. Der Alte wurde in dem Augenblick vom Schlag gerührt, als er zwei Ochsen auf den Markt nach Clamecy treiben wollte. In Belle-Plante lag Stoff zu zwei Procuratoren und aus den Abfällen hätte man noch einen tüchtigen Gerichtsvollzieher fabriciren können. So vertändelte er denn auch seine Zeit nicht mit Wehklagen; Gelegenheit fand sich ja noch immer, den Vater zu beweinen. Belle-Plante bemächtigte sich sofort der Werthpapiere, die sein Vater in der Brieftasche bei sich trug; dann trieb er, um das letzte Vorhaben des Verstorbenen gewissenhaft auszuführen, die beiden Ochsen und alles übrige in den Ställen vorhandene Vieh auf den Markt zu Clamecy. Rasch verkaufte der brave Sohn seine Waare, ließ sich die Wechsel discontiren, kehrte dann nach Armes zurück und legte den Urheber seines Lebens in den Sarg. Tags darauf erschien das Gericht und versiegelte pflichtgemäß

das Vermögen des Verstorbenen. Niemals aber konnte eine Arbeit unnützer genannt werden als diese. Belle-Plante empfand deshalb von diesem Augenblick an eine merkwürdige Verachtung gegen alle Siegel; er bezeichnete sie sinnig als ein Schloß an leerem Koffer. Geschickt zog der gute Sohn Vortheil aus seinem neuen Stand als Waise, er ließ sich, um rasch in den Besitz der Pachtgüter seines Vaters zu gelangen, die Contracte erneuern, nahm hierauf den väterlichen Nachlaß in Wirthschaft und zog, zur Vereinfachung der Uebernahme, alle vorhandenen Mobilien an sich. Was die eigenen Ländereien betrifft, so machte Belle-Plante zwei Loose; dem einen theilte er die guten, dem andern die schlechten Aecker zu, und indem er von der schriftlichen Vollmacht seines Bruders Gebrauch machte, fiel es ihm nicht schwer, diesem die schlechten zu überlassen. Man begreift, daß bei einem Menschen mit so ehrlichem Charakter die Einnahmen stets die Ausgaben überstiegen, und sobald ein Stück Land feil wurde, kaufte Belle-Plante es nach Wohlgefallen und Bequemlichkeit an. Er war unausgesetzt auf der Spur der kleinen, verschuldeten Bauern, die unter allen Umständen verkaufen, um sich aus immer wachsenden Verlegenheiten zu ziehen, und bald besaß er daher ihre unbeweglichen Güter und zwar für ein Stück Brod, wie man sich in Clamecy ausdrückte. So reihte sich bei Belle-Plante Furche an Furche, wie bei einem Stück Leinwand Faden an Faden, und seine Besitzung mußte eine schöne genannt werden. Daß er sie so ertrags-

fähig, als Menschen möglich ist, machte, versteht sich von selbst; aber mit der Bewirthschaftung seiner Güter begnügte sich der gute Bruder nicht; er wußte sich zum Banquier des Dorfes emporzuschwingen und nahm nie weniger als zwanzig Procent. Dabei nannte er sich die Hülfsquelle des Landes! Uebrigens ahnte Belle-Plante nicht einmal, daß sein Handeln ein sträfliches sei, und hätte ihn irgend Jemand einen schlechten Reichen genannt, so würde er gestaunt haben, wie etwa Murat, wenn man ihn der Feigheit geziehen.

Nachdem Cornelius die Schule des Herrn Guillerand verlassen hatte, zog er, getrieben vom Dämon der Wissenschaft, nach Paris. Seine Liebe zu Louise konnte ihn nicht zurückhalten. Was diese betrifft, so setzte sie volles Vertrauen in sein Genie und trieb ihn an, den Weg seiner hohen Bestimmung zu verfolgen.

Vater Desallemagne besaß viel Geld; man konnte ihn gerade keinen Geizhals nennen, doch achtete er sehr den Reichthum. Cornelius mit seiner Passion zur Wissenschaft schien dem Alten keine passende Partie zu sein. Gleichwohl versprach er seiner Tochter, daß er bereit sei, ihn als Schwiegersohn anzunehmen, sobald er unter den Gelehrten des Landes durch irgendeine wichtige Entdeckung oder Erfindung Stellung gefunden. Dieses Versprechen verdoppelte den Eifer des Cornelius. Er trieb mit unermüdlichem Eifer Geometrie und Algebra und wandte diese ganz warm auf die Mechanik an. Zuerst richtete er seine Aufmerksamkeit auf die kostspieligen Fiaker

und hoffte seinem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen, wenn er ein einfacheres und vor allem billigeres Transportmittel erfände. Um alle die Tausende von Pferden zu ersetzen, die in ihrem stolzen Galopp den Schmutz der Straßen auf die Fußgänger schleudern, erdachte sich Cornelius einen ohne Beihülfe eines Quadrupeds fortzubewegenden Wagen. Unter meinen Papieren befindet sich noch ein Plan dieser sinnreich ausgedachten Maschine, und ich bin in der Lage, dem Leser den Mechanismus mitzutheilen. An der Wagenachse war in der Form einer Trommel eine Art kreisförmiger Treppen angebracht. Cornelius behauptete nämlich, daß durch Niedertreten jener sich in kurzen Intervallen folgenden Stufen das neu erdachte Fuhrwerk in rasche Bewegung zu bringen sei und daß die ganze Kunst einer schnellen Fahrt in der leicht zu handhabenden Steuerung liege. Für sein Veloziped, das nur für eine Person und ein geringes Gepäck im Nothfalle berechnet war, fürchtete der Erfinder nur eins: daß nämlich die Droschkenkutscher, heftige und streitsüchtige Leute, wie sie sind, sich zusammenrotten und die neue Fortbewegungsmaschine sammt ihrem Erfinder vernichten würden. Unglücklicherweise hegte Cornelius eine eitle Furcht; denn nur zu bald mußte er die Unvollkommenheit seiner Maschine erkennen und die Ueberzeugung gewinnen, daß die Droschkenlenker rascher und mit weniger Schweiß ihre Passagiere beförderten als der unglückliche Erfinder mit seinem Veloziped, und daß es weniger Mühe erforderte, einen Reisenden auf den Schultern fortzuschleppen,

als in vorgenannter Maschine! Diese Schlappe entmuthigte unsern Maschinenbauer nicht. Er zerschlug seinen Wagen, ließ sich mit den Holzstücken einige Cotelettes bereiten und machte sich daran, etwas Anderes zu ersinnen. Er erinnerte sich, daß sich metallene Stangen, an welchen (bei Uhren) die Wurfscheibe des Pendels angebracht ist, durch Wärme verlängern und durch Kälte verkürzen. Die Ungleichmäßigkeit der Schwingungen, durch jene Einwirkungen hervorgerufen, erschien Cornelius unerträglich. Die französischen Uhrmacher mußten hartherzige Menschen sein, daß sie einen solchen groben Mißstand solange bestehen ließen, und es schien die Vorsehung Cornelius Belle-Plante auserkoren zu haben, der Welt zu zeigen, wie viel Uhr die Glocke geschlagen. Er stellte in der That eine pendellose Uhr her, eine feine, schöne und zierliche Pendule für die reicheren Salons. Unglücklicherweise aber glichen sich die vorzüglichen Eigenschaften dieser neuen Erfindung durch einen kleinen Fehler aus: die Uhr ging krampfhaft nicht länger als drei Minuten, und dabei blieb es! Cornelius ließ auch jetzt den Muth nicht sinken; er fand schon Trost in dem Erfolg, wenigstens für drei Minuten gegen unglaubliche Hindernisse siegreich gekämpft zu haben. Er nannte das immerhin ein Resultat. Cornelius schleppte sein unglückliches Perpetuum mobile auf den Boden, aus Furcht, er könne bei seinem Anblick entmuthigende Gedanken fassen, und versank aufs neue in tiefes Nachdenken. Wie? Sie, diese dicken und fleischigen Frauen, diese jungen, aufgeblasenen Fräuleins und diese

langen, trockenen und wie ein Pferdeknochen spröden, himmelblauen Ladies sollten nach Wohlgefallen Zucker naschen können und die liebenswürdigen Französinnen müßten zu dem faden Teig des Süßholzes zurückgreifen! Dieser Gedanke versetzte Cornelius schon deshalb in Aufregung, weil Louise jeden Morgen mit ihm Kaffee trank. Er hatte nämlich die Eventualität eines neuen Krieges zwischen England und Frankreich ins Auge gefaßt und sah im Geiste schon die aus den Colonien kommenden Zuckerschiffe in weiten Meeren angehalten und als gute Beute weggenommen. Cornelius richtete sich nunmehr in Belleville ein und fing an, Zucker zu fabriciren, und reüssirte diesmal vollkommen. Zum Andenken an seinen Vater gab er seinem Fabrikat, das übrigens den Glanz und die Süßigkeit des Rohrzuckers besaß, den Namen Belle-Plante-Zucker. Louise fand die ihr zugeschickte Probe ganz ausgezeichnet und erwartete Cornelius, geschmückt mit der Strahlenkrone der Gelehrten, damit er ihr einen Heirathsantrag stelle. Unglücklicherweise stieß der Erfinder auch diesmal wieder auf ein Hinderniß, durch das er sich in der weiteren Ausführung seiner Idee gestört sah: zu einer Tasse Kaffee bedurfte er nämlich den Ertrag von drei Gartenbeeten. Ihr glaubt wohl, daß dieser unglückliche Versuch Cornelius für immer von seinen Erfindungsideen geheilt habe? Glaubt das nicht; denn er besaß jenen geradlinigen Willen, der nie vom Wege abkommt. Wenn man mich beauftragte, eine Medaille zu Ehren unseres gelehrten Freundes zu schlagen, so würde

ich auf der einen Seite einer großen goldenen Denkmünze sein wohlgetroffenes Bild graviren und auf der andern ein stromaufwärts fahrendes Dampfschiff, dessen Schaufelräder die grünen Fluten wie Staub aufwirbeln und aus dessen Schlot eine mächtige Rauchsäule zum Himmel steigt.

Cornelius hatte sich selbst das Wort gegeben, eine große Erfindung zu machen, und es hätte in Frankreich weder Holz noch Eisen geben dürfen, um ihn in seiner Ausführung zu hindern. Zwei triftige Gründe ließen Cornelius zu einem solchen Entschlusse kommen: einmal war es Louise, in deren Besitz er nur durch eine bedeutende Erfindung gelangen sollte; zum Andern empfand er tief, daß es mit dem Ruhm, trotz seines Bruders, keine Unflätherei sei, daß es in der ganzen Welt nichts Erhabeneres gebe als Ruhm. Mit jenem Beifall, den man so Manchem noch in späten Zeiten zollt und der das Uebermorgen mit Glanz erfüllt, sodaß die Sonne nach trüben und regnerischen Tagen des Lebens ihre Alles belebenden Strahlen ausgießt, muß es doch eine eigene Bewandtniß haben! Wie süß muß der Gedanke sein, einen jener Namen zu führen, welchen die Generationen in einer langen Kette von Jahrhundert zu Jahrhundert mit sich führen und überliefern, wie die abgehende Schildwache dem aufziehenden Posten die Consigne überliefert; wenn die vorüberziehende Zeit, welche Thürme zusammenwirft, Schlösser zu Boden schmettert und große Städte ins Leben ruft, nicht Deinen Namen anrühren, keinen Buchstaben verwischen, ja selbst nicht einmal einen Punkt

über dem i auslöschen kann! Die Insekten unter ihren Grashälmchen haben ohne Zweifel mit der sich durch den Staub nur mühsam Weg bahnenden Raupe Mitleid; wüßten sie indessen, daß sich diese in einen Schmetterling verwandelt, so würden die Insekten gewiß Lust verspüren, Raupen zu werden. Glaubt denjenigen nicht, welche Euch sagen, daß der Ruhm nur Dunst und Rauch sei; sie sprechen nur so, um sich in ihrer Dunkelheit zu trösten. Alle Menschen haben vor der Nichtigkeit Furcht; Niemand will verlöschen wie ein Licht, das ausgeblasen wird. Diejenigen, welche es nicht dahin bringen, bewundert zu werden, wollen wenigstens beweint sein. Vom Kinde an, das seinen Namen auf die Schiefertafel kritzelt, bis zum Greis, dessen letzter Wille ein Monument auf seinem Grabe befiehlt, alle lieben mehr oder weniger den Ruhm und wollen von demselben ihren Antheil haben.

Spräche der Teufel zu mir: Falle nieder auf die Kniee und bete mich an, dann sollst Du Deinen Keller, Deine Koffer voll Gold und Diamanten und überall Schlösser und auf allen Bergen Wälder haben, Reben an allen Hügeln, Aecker in jeder Ebene; dann sollst Du Pferde von allen Farben und von allen Rassen, von allen Qualitäten haben; Du sollst Frauen von jeglicher Gestalt und Farbe besitzen: braune, blonde, rothe, weiße, rosenfarbige, schwarze und kupferige; Du sollst Frauen haben, die wie Feen tanzen und singen so süß wie Leierton; Du sollst solche haben, die wie ein Tribunal reden, welche Werke schreiben, weltliche und geistliche, welche tröstende Memoiren

verfassen und Vorreden fabriciren; Du sollst Frauen haben, welche Pantoffeln sticken und sich langer Zöpfe erfreuen; Du sollst reizende Gestalten besitzen, welche sich verschleiern, wie man Fleisch verschleiert, um es vor den Fliegen zu bewahren; welche majestätisch in Sammt und Seide einherwandeln; Du sollst Frauen haben, welche decolletirt in der Sonne promeniren und fröhlich und heiter in Musselin-Leinen hüpfen: spräche so der Teufel zu mir, so würde ich es machen, wie es einst Christus bei ähnlicher Gelegenheit machte: ich schickte ihn zu seiner Großmutter. Wenn bei einer andern Gelegenheit Herr Dupin, der ja kein Teufel ist, an einem Wahltage zu mir sagte: Gib mir Deine Stimme und Du sollst die Schärpe eines Bürgermeisters haben; Du sollst die Quasten der Garde, den Ornat des Friedensrichters, den Faltenhut eines Präsidenten, die Auszeichnung des Ministers der öffentlichen Angelegenheiten, den gestickten Kragen eines Unterpräfecten, Brücken, Hauptstraßen, Singchöre in Kirchen, das Kreuz der Ehrenlegion, soviel Du deren haben willst, Heiligenstatuen, Glocken, gut eingebundene Scharteken und selbst ein Exemplar meiner Werke haben; ich würde ihm antworten wie dem Teufel: König von Clamecy! ich danke Ihnen! Aber wenn er zu mir sagte, er, der so sinnig und witzig den Jean Rouvet, den Erfinder der Flößerei, enthüllte: Gib mir Deine Stimme und ich sage dem Minister, daß Du die Yonne entdeckt, und ich lasse Dich dann auf dem Wege der Subscription in Bronze gießen und setze Deine Büste, die Büste eines großen Mannes, der des

Jean Rouvet gegenüber, so würde ich antworten: Majestät! da haben Sie meine Stimme, und hätte ich deren dreißig zu vergeben, ich stände zu Ihren Diensten! Nur bitte ich Sie, mich nicht Napoleon ähnlich machen zu lassen und mir nicht Ihren in Gold geschriebenen Namen an die Seite zu setzen.

Aber kommen wir auf Cornelius zurück. Zur damaligen Zeit sprach man von einem Krieg mit benachbarten Staaten. Diese Kriegsgerüchte spornten unsern gelehrten Freund zu noch größerer Thätigkeit auf seinem Gebiet der Erfindung an. Zunächst sann er auf ein Mittel, Frankreich unter allen Umständen den Sieg zu sichern, und fertigte zu dem Ende einen sogenannten Würgkarren an, der armirt war mit Lanzen, Speeren, Schlachtschwertern, Degen, Säbeln, Dolchmessern und englischen Rasirmessern. Seid versichert, daß das eine ganz fürchterliche Maschine war, bei deren Beschreibung allein ich schon zittere und bebe. Mit dem Cornelius'schen Würgkarren konnte man in fünf Minuten ein ganzes Regiment in Stücke hauen. Er wurde dem Minister präsentirt, der ihn auch nach seinem Geschmacke fand und den Erfinder beglückwünschen ließ. Schon sah sich Cornelius auf dem Gipfel seiner schönsten Erfolge, als ein schlechter Witzbold von der Artillerie sich beikommen ließ, zu sagen, daß man an der Würgmaschine nur eins vergessen habe, nämlich ihr in großen Lettern die Aufschrift zu geben: Auf Befehl Seiner Majestät, des Königs, ist es dem Feinde verboten, auf diesen Vertilgungskarren zu feuern oder sonst einen An=

griff zu machen! Dieser Spaß veränderte die Dispositionen des Ministers und der Würgkarren wurde ausgepfiffen. Man kann sich leicht denken, daß sich Cornelius durch diese Arglist, die ihm so schnöde zu Theil wurde, nicht wenig gekränkt fühlte; aber bei seinem gutmüthigen Wesen gelangte er doch endlich zur Ansicht, daß man ihm gerade kein Unrecht zugefügt. Außerdem verzogen sich die trüben Wolken am politischen Himmel und das Kriegsgerücht verschwand gänzlich. Cornelius rüstete seinen Würgkarren ab, verkaufte pfundweise die Degen- und Messerklingen und hackte das Gestell zu Brennholz. Also starb eines erbärmlichen Todes, den ein gemeiner Witz verursachte, diese furchtbare Maschine, welche dazu bestimmt war, Frankreich die Reiche der Erde zu erobern.

Bis hierher erfreute sich Cornelius einer merkwürdigen Existenz, einer Existenz voller Gefahren, in welcher das Elend des Morgen den Gegensatz zur Fülle des Gestern bildete und die ich nicht besser zu vergleichen mag, als wie mit jenen Märztagen, in denen der lieblichste Sonnenschein beständig mit Hagelschauern abwechselt. Cornelius zeigte sich wie ein königlicher Protector der Künste und Wissenschaften und wohnte deshalb in einem schwarzen und alten Gasthof in der Straße St.-Jean, welcher der Sammelplatz, das Rendezvous war für Dichter auf der Jagd nach einem Verleger, für Physiker, beschäftigt mit großen Entdeckungen, für Mathematiker, welche noch immer auf einen Lehrstuhl warteten. Der Besitzer dieses respectabeln Etablissements hätte sehr gut als Schild einen in Plunder

gehüllten Gelehrten nehmen können. Die vier Seiten dieses Gebäudes schlossen einen kleinen Hof ein, der nicht breiter als ein Seifenkasten war und welcher, von der höchsten Etage aus betrachtet, etwa den Eindruck eines Kaminrohres machte. Hoch oben in dieser Baracke befanden sich die zwei Kammern des Cornelius. Die Fenster führten auf ein Dach, dessen Traufe ihm manchmal als Terrasse diente und wo er sich, mit einer Windbüchse bewaffnet, dem Vergnügen der Jagd hingab, und zwar zum Nachtheil der in der Sonne schlafenden Katzen und der Vögel, die hier ihre Insektenmahlzeit suchten. An dem sehr spärlich besetzten Tisch des Cornelius schmarotzten stets zwei oder drei Gelehrte, von welcher Sorte weiter oben die Rede gewesen. Wenn er aber an Belle-Plante Ländereien verkauft hatte, was bei jeder neuen Erfindung geschah, gab er diesen famosen Männern in einer benachbarten Restauration herrliche Diners, bei welchen die mächtigsten Beefsteaks und die größten Flaschen Bordeaux vertilgt wurden.

Solche Mahlzeiten, gewürzt mit einer wohlgenährten Conversation, waren für Cornelius das höchste Glück; aber dieser goldene Thau verdunstete rasch; denn nur zu bald besaß unser Erfinder nichts mehr von dem Erlös eines Grundstücks. Er glich dem Baume, welcher seine Früchte jedem beliebigen Menschen abläßt, der sie anrührt. Cornelius mußte nach den Festgelagen wieder zurück an den ärmlichen Tisch seiner Kammer, auf welchem keine lukullischen Mahlzeiten prangen konnten. Unser Freund

hatte bei den Eßwaarenhändlern der Nachbarschaft bis zu einem gewissen Betrag Credit, weil er, sobald Geld ankam, pünktlich und ohne Widerrede seine Schulden abtrug. Auf diese Weise versiegten nie seine Hülfsquellen. Kamen Gelder von Armes an, dann schickte Cornelius seine Herren Kostgänger zu den verschiedenen Lieferanten. Der Poet holte bei der Gemüsehändlerin einen tüchtigen Welschkohlkopf, der Physiker sorgte bei dem Metzger für eine Hammelbrust und der Geometer oder Mathematiker brachte vom Bäcker ein dünnes, vier Fuß langes Brod, eine Art Tannenzapfen in Riesengestalt, und bediente sich desselben in der Zerstreutheit manchmal als Stock. Der Spezereikrämer lieferte Zucker und Rum zu einem Punsch. Unser Freund brachte sehr häufig die zur Küche gehörige Chemie in glückliche Anwendung, indem er in eigener Person das Essen bereitete. War das Ragout in gutem Gang, so wurde der Physiker als Wächter zu dem Topf gestellt und derselbe entwickelte dann die Aufmerksamkeit einer Elster. Der Dichter wurde in den Jardin des Plantes geschickt, damit er sich bis zur Fertigstellung der Mahlzeit in die unverständlichsten Gründe der Geometrie vertiefe. Hatte der Credit dann endlich das Maximum erreicht, so schickte Cornelius seine Kostgänger bis auf weitere Ordre fort. Dann schrieb er wegen des Verkaufs eines weiteren Grundstücks an Belle-Plante und führte bis zur Ankunft frischer Gelder das eingeschränkte Leben eines Murmelthiers. Er legte sich krumm, das heißt, er blieb schlafend und träumend achtzehn Stunden im Bett und stand nur nachmittags auf,

um ein Zweipfundbrod zu verzehren. Daraus bestand das ganze Diner, das mit dem Souper zusammenfiel. Gott, der für alles Elend und jede Freude eine Entschädigung gibt, wie er Blumen unter Dornen und Dornen an Blumen wachsen läßt, beschenkte Cornelius mit um so größerem Hunger, je spärlicher es auf dem Tische aussah.

Unser Freund bewahrte eine tiefe Verachtung gegen den Charlatanismus der Toilette. Er besaß nie mehr als einen einzigen schwarzen Rock, den er auf dem Leibe trug. Zeigten sich an den Ellenbogen große Löcher, so wurde ein neuer Rock bestellt, der aber schon am folgenden Tage fertig sein mußte. Fiel dieses Ereigniß in die Zeit der Ebbe, dann blieb Cornelius zu Hause; er wollte doch nicht, daß man auf die Löcher seines schwarzen Rockes, den er als die Insignie seines Standes als Gelehrter betrachtete, mit Fingern deute. Die Achtung vor der Wissenschaft gebot ihm das. Was das Schuhwerk anbetrifft, so blieb es an den Füßen, solange es als möglich erschien; dann wanderte es in einen Cornelius angehörigen Winkel des Bodens, und auf dieser Art Todtenacker oder Friedhof gab es Waare genug für das größte Atelier eines Schuhflickers. Aber wie man zur Zeit einer großen politischen Krisis wieder die Beamten in Thätigkeit setzt, welche durch eine vorhergegangene Staatsveränderung abgedankt wurden, so griff auch Cornelius zur Zeit der Ebbe wieder zu dem Haufen Ableger und wählte unter dem Schlechten und Verbrauchten das am wenigsten Schlechte aus und zwang

das „neue Paar" aufs neue, dem Schmutz der Straße und dem Koth des Pflasters die Stirn zu bieten.

Uebrigens zeigte Cornelius gegen die Armuth dieselbe heitere und ungetrübte Stirn wie gegen den Ueberfluß. Diesen nahm er an wie einen Freund, der uns aufsucht und dem man vergnügt die Hände drückt; gegen den Mangel benahm er sich, wie man sich gegen einen langweiligen Besuch benimmt, dem man nicht zu sagen wagt, daß man sich gelangweilt fühlt. Die Jahre kamen ihm wie eine Gleichung vor, in deren erstem Theil das Plus- und im zweiten Ausdruck das Minuszeichen steht. Der unglückselige Würgkasten hatte fast den Ruin seines Erfinders herbeigeführt. Ihm blieb nur noch ein einziger armseliger Meierhof übrig, und der war schon fast ganz verschlungen. Daraus machte sich aber Cornelius nicht viel; ihm war so ziemlich Alles egal. Nur etwas ließ ihm keine Ruhe und trübte manchmal seine Stunden, das Bedürfniß nämlich, Louise wiederzusehen, und doch konnte er nicht nach Armes gehen, solange er keine bedeutende Erfindung gemacht und also auch noch keinen Anspruch auf Ruhm erheben durfte. Wiederum erblicken wir ihn auf frische Kosten an frischer Arbeit und bald sah er sich auch auf der Spur einer herrlichen Erfindung. Zu ihrer Ausführung bedurfte er viel Geld. Er schrieb daher an Louise, daß sie den Rest des Meierhofs an Belle-Plante, der immer per comptant bezahlte, verkaufe und ihm so-

fort den Erlös schicke. Wozu das Geld verwendet werden sollte, verschwieg Cornelius, denn er fühlte sich nicht sicher, ob Louise schweigen würde; außerdem empfand er stets eine große Angst, irgend Jemand könnte ihm sein Geheimniß ablauschen und stehlen.

VI.

Nach einigen Tagen erschien am frühen Morgen der Briefträger von der Fahrpost im Hotel der Gelehrten mit einem Sack Geld und einem Schinken und fragte bei dem Portier nach Cornelius. Der Dichter Versidor, von Schlaflosigkeit gequält, wie ehemals Assuerus, befand sich gerade in dem Käfig des Angeredeten. Ungeachtet der ungehörigen Zeit kletterte er die fünf Etagen hinauf, die ihn von seinem Freunde Cornelius trennten, und brachte ihm diese gute Nachricht.

Diese Scene ereignete sich etwa um die achte Stunde eines Decembertages; Aurora war in schlechter Laune aufgestanden und verhüllte ihr Antlitz mit schwarzem Schleier; dichter Nebel lagerte auf Paris und weinte leise auf die Dächer nieder. Bei Cornelius tagte es kaum, obwohl er sich zu einem jener Bewohner des Seinethals zählte, die dem Himmel am nächsten hausen, und obwohl seine Fenster keine Vorhänge zierten, wenn nicht etwa die Spinnen dafür gesorgt hatten. Bei dem durch den Dichter Versidor verursachten Lärm wachte Cornelius plötzlich auf.

„Du machst ein Getöse wie eine alexandrinische Strophe", sagte er zu Versidor. „Was führt Dich so früh zu mir herauf?"

Versidor, drollig von Wesen und Charakter — er dichtete komische Opern — fiel es plötzlich ein, Cornelius einen Streich zu spielen.

„Wie, so früh? Du spaßest, mein großmüthiger Mäcen. Hast Du gestern Opium genommen?"

„Wie so?" fragte Cornelius.

„Weil Du Dich in der Zeit irrst. Es ist doch kein Morgen, der hereinbricht, sondern die Nacht fällt ein."

„Was, die Nacht fällt ein?" rief Cornelius verblüfft. „Ich bin ja um vier Uhr bei dem Abbé Nollet zu einem Gelehrten-Essen eingeladen!"

„Dann mußt Du, willst Du nicht erst beim Dessert erscheinen, eine übermenschliche Anstrengung machen."

„Wenn ich noch rechtzeitig zum Dessert kommen kann, ist es nicht zu spät", erwiderte Cornelius; „denn früher beginnt die Unterhaltung nicht ernst zu werden."

„Teufel! Du hast für einen Menschen, der seit acht Tagen auf Wasser und Brod gesetzt ist, einen uneigennützigen Magen. Ein gutes Dessert und eine Discussion dabei, das gilt als keine Verlegenheit, vorausgesetzt, daß das Gespräch ein literarisches ist! Aber spute Dich, es ist schon halb fünf."

Cornelius sprang aus dem Bett und begann sich anzukleiden; als er jedoch zum Rock gelangte, wurde er mit Wehmuth die Löcher in den Ellenbogen gewahr.

„Versidor", sagte er zu dem Poeten, „leihe mir Deinen Rock."

„Meinen Rock?" erwiderte Versidor. „Du gefällst Dir in einer Verhöhnung, in einer blutigen Ironie! Es sind schon zwei Monate her, daß ich einen Spencer daraus machen ließ."

„Armer Versidor!"

„Warum armer Versidor? Was nützt ein langer Rockschoß, wenn man nichts für seine Taschen hat?"

„Für einen Poeten nenne ich das logisch gedacht", erwiderte Cornelius. „Sei so gut und hole mir den Rock des Physikers."

„Es ist schon lange her, Cornelius, daß der Rock des Physikers einen vor den Stürmen des Lebens sicheren Hafen gefunden; er ist im Pfandhaus. Den Erlös vertranken wir in Burgunder, kürzlich, als die Sonne so schön strahlte und Weinlese gehalten wurde."

„Und warum war ich nicht bei der Partie?"

„Es herrscht kein Zweifel, daß Du mitgehalten; Du selbst gabst die hauptsächlichste Veranlassung dazu. Wir hielten ein Frühstück, um Dich der Grablegung Deines Velocipeds wegen zu trösten und zu zerstreuen. Du weißt wohl, daß jene Fortbewegungsmaschine, welche —"

„Ja, ja, ich weiß schon", erwiderte Cornelius. „Ich werde den Rock des Cäsariers auslösen, sobald neue Mittel aus Clamecy eintreffen. Aber wie steht es mit dem Rock des Geometers?"

„Weniger glücklich als mit dem des Cäsariers; denn

er ist zu dem bedauerlichsten Zustande herabgesunken: er verrichtet im Augenblicke die Geschäfte eines Lappens; Pantagoras bedient sich desselben zum Putzen seiner schwarzen Diele. Aber der Geometer besitzt noch einen Schlafrock; wenn er Dir paßt, so —"

„Nun denn, so gehe und hole mir den Schlafrock; ich werde dem Abbé Nollet sagen, es wäre ein Ueberrock."

„So ist es! Und wenn der gute Mann an Deiner Aussage zweifelt, so überzeugst Du ihn!"

Versidor holte den Schlafrock des Pantagoras und Cornelius zog ihn an. Im Begriffe fortzugehen, sagte der Poet:

„Willst Du denn in Pantoffeln zum Diner des Abbé Nollet gehen?"

„Warum nicht? Wird man in Pantoffeln nicht ebenso gut erörtern können wie in Stiefeln?"

„Ich weiß das nicht. Uebrigens wirst Du leicht den Abbé glauben machen, daß Du Stiefel an den Füßen habest. Hast Du nicht zufällig ein Paar Stiefel?"

„Ich habe Stiefel und habe auch keine, das heißt, ich habe deren sehr viel schlechte, aber kein einziges gutes Paar."

„Das ist ärgerlich; denn in Betreff Deiner Stiefel kann die Quantität die Qualität nicht ersetzen. Komm' und lasse uns in Deinem Archiv suchen; wir werden gewiß noch ein Paar finden, die Dich glücklich zu einem Diner tragen."

Cornelius stieg mit dem Poeten hinauf zum Boden und bezeichnete bald ein Paar als anziehbar, obwohl es

ebenso sehr zerrissen war wie die übrigen. Ohne Mißtrauen, ohne Hintergedanken fuhr er mit dem Fuße hinein, wie einer, der sein eigenes Haus betritt. Ein kleiner Schrei wurde hörbar.

„Sieh da!“ sagte Versidor, „in Deinem Stiefel ist wohl eine Stimme?“

„Das ist keine Stimme, sondern eine kleine Maus, die ich, glaube ich, erdrückt habe.“

Der gute Cornelius fuhr mit der Hand in den schreienden Stiefel und zog eine große Ratte heraus, welche wahrscheinlich durch einen alten vergessenen Strumpf an diesen Ort gelockt worden war. Als Versidor die Ratte sah, brach er in lautes Lachen aus.

„Du lachst darüber, Du, Dichter komischer Opern? Geh', Du hast kein feines Gefühl; Du wirst nie eine Leidenschaft richtig begreifen.“

„Ah, so! Ich glaube, Du zielst auf eine Seelenwanderung ab; glaubst Du an sie?“

„Ist es nöthig, an eine Seelenwanderung zu glauben, wenn man mit einem Wesen, das leidet, Mitleid empfindet?“

„Mit einer Ratte?“

„Nun ja, mit einer Ratte. Bewahrst Du etwa Dein Mitleid für einen hinkenden Alexandriner?“

„Ich habe dessen nur wenig zu vergeben und hebe es deshalb für meinesgleichen auf.“

„Deinesgleichen! Was soll das bedeuten? Wärest Du hinkend, so würdest Du also mit einem Lahmen,

der sein Bein bricht, mehr Mitleid haben als mit einem Menschen mit gesunden Beinen?"

„Ohne Zweifel, weil der Hinkende mehr als ein Anderer sein Bein nöthig hat."

„Du weichst der Frage aus. Wenn Du nun einen Höcker hättest und ein Buckelorum bräche ein Bein?"

„So würde ich immerhin eher Mitleid mit ihm empfinden als wie mit einem Hund."

„Demnach wirst Du einem Menschen, der noch nüchtern ist, eher ein Stück Brod geben als einem Hund, welcher noch nicht gefrühstückt hat?"

„Ohne Zweifel."

„Und warum?"

„Ich weiß es nicht; frage den Physiker; der secirt täglich Hunde."

„Gut denn, so will ich Dir es sagen: Du gibst Dein Brod einem Menschen, weil er Dir es eines Tages wiedergeben kann, während Du gewiß bist, daß das der Hund nicht kann. So siehst Du denn, daß unsere freigebigsten Gefühle nichts Anderes als Egoismus sind."

Cornelius zog das gewählte Paar Stiefel an und stieg mit Versidor die Treppe hinunter und beeilte sich, seinen Hut zu holen. Am Abend vorher muß unser Freund wohl sehr lebhaft mit neuen Erfindungen beschäftigt gewesen sein und das Waschbecken für die Commode gehalten haben; denn der Hut stand mitten in demselben.

„Teufel!" rief Cornelius, „das ist ärgerlich!"

„Dein Angstrohr muß ziemlich verlechzt gewesen sein, denn im Waschbecken ist kein Tropfen Wasser mehr.“

„Es ist nöthig, Versidor, daß Du, der Du in Deinen komischen Opern so fruchtbar in Auswegen bist, mir einen andern Hut herbeischaffst.“

„In dem Hotel der Gelehrten ist es nicht leicht möglich einen tragfähigen Hut zu finden. Aber unten ist ein Theolog, den ich kenne und der wahrscheinlich damit beschäftigt ist, einen langen Commentar über den heiligen Augustin zu schreiben. Ich werde Dir seinen Dreimaster heraufholen.“

„Aber wird er ihn auch willig leihen?“

„Was? Gebietet ihm das nicht die christliche Nächstenliebe? Diese rauhe Kopfbedeckung wird sehr gut zu Deinem Anzug passen.“

„Was liegt denn daran, wie ein Mensch angezogen ist?“

„Es ist wahr, man erörtert und erläutert in einem Dreimaster ebenso gut wie in einem Cylinder. Soll ich Dir, wenn Du Kälte am Kopfe fürchtest, das Käppchen des Hochwürdigen heraufbringen?“

Versidor besorgte den glücklicher Weise nicht gebrauchten Dreimaster und Cornelius ging zu dem Abbé Nollet. Er schritt durch die Gassen, ohne nach rechts oder links zu blicken, denn er war lebhaft damit beschäftigt, sich im Geiste die Fragen zurecht zu legen, die er an die gelehrten Gäste zu richten gedachte, und suchte gleichzeitig die zur Lösung nöthigen Argumente. Als er an der Wohnung

des berühmten Abbé schellte, war der Concierge noch nicht aufgestanden.

„Abbé Nollet!“ rief Cornelius, sobald sich das Thor halb öffnete.

„Im Bett!“ erwiderte der Portier, dessen Augen der Schlaf noch halb geschlossen hielt.

„Ist er zufällig krank?“

„Nein, er befindet sich sehr wohl.“

„Wie kommt es denn wohl, daß er sich so früh zu Bette legt? Wollte er sich vielleicht einen schlechten Spaß mit mir erlauben, daß er mich zum Diner einlud?“

„Zum Frühstück, wollen Sie sagen.“

„Zum Diner, Concierge, zum Diner. Ich glaube, ich weiß, was ich sage.“

„Dann sind Sie ein Narr!“ erwiderte jener, indem er Cornelius die Thür vor der Nase zuschlug. „Ich hätte das schon beim Anblick Ihres Costüms sehen müssen!“

In diesem Augenblick schlug es acht auf allen Thürmen und Cornelius sah ein, daß ihm der komische Dichter eine Art Väterrolle aufgebürdet hatte. Mit großen Schritten näherte er sich dem Hotel der Gelehrten und zwar diesmal auf dem kürzesten Wege und ohne irre zu gehen, in der besten Absicht, Versidor in seinem Hang zu Späßen zu corrigiren. Der Poet erwartete sein Opfer bei dem Portier.

„Nun, Cornelius“, rief Versidor aus Leibeskräften lachend, „habe ich Dir nicht gesagt, daß Du zu spät kommst?“

„Ja, aber ich komme doch wenigstens früh genug zurück, um Dich zu züchtigen, schlechter Lustigmacher!"

„Hier", erwiderte Versidor, Cornelius einen Geldsack hinreichend, „zähle zuerst die Moneten. Wenn wir zum Zweikampf auf die Wiese gehen, und unsere Affaire legt sich friedlich bei, so haben wir doch wenigstens ein gutes Frühstück."

Bei dem Anblick des Geldsackes, den Cornelius nicht in solchem Umfange erwartet hatte, verzog sich die schlechte Laune. Mit Versidor stieg er zur Kammer hinauf und leerte das Geld auf den Tisch aus. Auch ein Brief fand sich vor. Rasch nahm er ihn und öffnete das Siegel. Wer beschreibt seine Freude, als er die Schriftzüge seiner Louise erkannte, die ihm in dicht geschriebenen Zeilen eine lange Epistel widmete!

„Zähle Du das Geld", sagte der Glückliche zu Versidor. „Wo wir etwas schuldig sind, wirst Du hingehen und bezahlen, und dann sagst Du unsern Gelehrten, nicht zu frühstücken — allerdings für die Mehrzahl derselben eine äußerst unnütze Anempfehlung — weil wir zusammen speisen werden."

Nachdem Cornelius seine Befehle gegeben, eilte er mehr fliegend als gehend in eine Restauration, ließ sich ein Zimmer extra geben und bestellte eine Flasche Bordeaux. Nachdem ihm Beides geworden, verschloß und verriegelte er die Thür. So that er immer, wenn er in Gemüthsruhe einen Brief von Louise lesen wollte.

Der Brief lautete:

„Mein lieber Cornelius!

Ich sende Dir das Geld für den Maierhof und den größten Schinken, den ich meinem Vater stehlen konnte.“

„Gute Louise“, sagte Cornelius, sein Glas leerend, „sie denkt doch an Alles. Schade, daß der Schinken nicht schon vor acht Tagen ankam.“

„Du hattest mich ersucht, ja dringend gebeten, in den Verkauf Deines Maierhofs an Belle-Plante einzuwilligen, damit das Gut, wie Du sagtest, in der Familie bleibe. Diesen Grund fand ich nicht stichhaltig und Deiner, mein Gelehrter, nicht würdig. Was liegt wohl Deinem Vater in dem Paradies der Pachter, in dem er sich befindet, daran, wenn sein Gut Vaux-Rouges in den Händen des Peter oder Paul ist, und ob man darauf spanischen Klee oder Kartoffeln cultivirt? Glaubst Du überhaupt, daß er für Belle-Plante ein gutes Andenken bewahrt, der ihm nur einen kleinen Leichenzug besorgte und nicht einmal die Kosten eines kleinen schwarzen Kreuzes auf seinem Grabe tragen wollte?“

„Belle-Plante ist in der That ein Schlingel“, sagte Cornelius, aufs neue einen tüchtigen Schluck nehmend; „wäre ich so reich wie er, der Vater müßte auf seinem Grabe eine Pyramide haben.“

„An Belle-Plante verkaufen, heißt ein Gimpel sein wollen, und ich konnte weder in Deinem eigenen Interesse noch in meiner Eigenschaft als Unterhändlerin die Rolle

eines Gimpels übernehmen. Er bot mir für Deine Besitzung zwölfhundert Franken und das nur, weil Du sein Bruder wärest!"

„Wäre ich nur sein Vetter", dachte Cornelius, „müßte ich ihm noch Geld herauszahlen."

„Aber Vater Tardieu bot mir dreitausend fünfhundert Franken, und bei diesem Handel gewannst Du zweitausend dreihundert Franken. Eine solche Summe leuchtete mir besser ein als Deine im letzten Briefe ausgesprochene Meinung, und glaube mir, daß ich mich darüber lustig machte, als wäre ich schon Deine Frau. Was diesen Gegenstand anbetrifft, so wird Dir das Argumentiren nicht schwer fallen; mich wirst Du wohl nichts bereuen lassen. Geh', mein armer Gelehrter, mit Deinem Zwickbart und Deinem Namen auf us; Du machst mir keine Angst. Du hast zu viel Philosophie und zu wenig praktischen Verstand, und deshalb ist es nöthig, daß ich ihn für Dich habe. Auf das Eine mache ich Dich schon jetzt aufmerksam, daß ich nämlich, sobald wir verheirathet sind, unsern Nachen lenken werde. Du legst Dich auf dem Vordertheil desselben nieder und betrachtest den Himmel, lauschest auf den Gesang der Vöglein und fängst Nixen im Schilfrohr oder, wenn Dir das besser behagt, angelst kleine rothe Fischlein."

„Wo holt die ihre Bilder her?" dachte Cornelius. „Ich wußte bisher nicht, daß es im Strome des Lebens auch rothe Fischlein gibt."

„Belle-Plante ist erbittert auf mich und beklagt sich

bei Gott und der Welt, daß ich ihn um ein schönes Geschäft gebracht. Dieser Mensch besitzt das Gewissen eines Idioten, denn er hat von der einfachsten Ehrlichkeit keinen Begriff. Obendrein bot er mir ein Paar Ohrringe an, im Falle ich mit der Summe von zwölfhundert Franken für Deine Besitzung zufrieden wäre. Belle-Plante war ganz verwundert und ist es vielleicht noch, daß ich in einen solchen Kauf nicht einwilligte.

Aber was ich sagen wollte, Cornelius, ich muß Dir doch eine Neuigkeit mittheilen. Belle-Plante, ja, Belle-Plante hat mir die Cour gemacht! Du wirst sagen, ich sei eine Kokette, die sich einbildet, die ganze Welt müsse in sie verliebt sein. Verstehe mich recht, Cornelius, und merke, daß ich nur von Belle-Plante sage: er ist verliebt in mich; spricht dies etwa zu Gunsten meiner Schönheit? Belle-Plante hat keine Ahnung von weiblicher Schönheit; zwar sagt er oft: Das ist eine schöne Kuh, das ist ein schönes Füllen; niemals aber ist ihm eingefallen zu sagen: Das ist eine schöne Frau. Noch mehr: die Schönheit ist eher für ihn eine Heimzahlung von Gebrechen als ein Grund zum Vorrecht. Könnte er mein Gesicht blatternarbig machen, ich bin überzeugt, er würde es thun. Habe ich ihn doch sagen hören, daß die Toilette einer Frau ein immer dauernder Grund zur Ausgabe des Mannes sei; er betrachte die Frau als ein schönes Portrait, das man in Gold einrahmen müsse."

„Er soll sich selbst in Gold einrahmen", sagte Corne-

lius. „Was übrigens das Einrahmen betrifft, so hat Belle-Plante nicht Unrecht."

„Du verlangst von mir, zu beweisen, daß mir Belle-Plante die Cour macht. Du weißt aber, daß nichts schwerer zu beweisen ist als das, was wahr ist. Man beweist wohl, daß Gott nicht existire, während doch nichts beweist, daß er existirt. Höre übrigens meine Vermuthungen. Belle-Plante kommt öfter als nöthig in unser Haus; ferner stellt er sich bei aller Welt arm, während er bei uns Stunden lang nur von seinen großen Gütern, seinen Ochsen und von seiner Baarschaft spricht. Ferner sagte vor einigen Tagen mein Vater zu mir, als ich bei einer solch interessanten Conversation zu singen begann:

«Es ist sehr höflich von Dir, zu singen, während Belle-Plante spricht.»

«Wünschest Du, lieber Vater, daß ich lieber einschlafe?» erwiderte ich.

«So bist Du», sagte der Vater; «eine ernste Unterhaltung mißfällt Dir.»

«Fürwahr», gab ich zur Antwort, «das ganze Gespräch langweilt mich. Wenn Herr Franz jeden Abend seine Kassenschränke hierher brächte und vor unsern Ohren sein Geld erklingen ließe, so würde ich bei derselben Meinung bleiben.»

Belle-Plante lief augenblicklich fort und ich glaubte ihn mir vom Halse geschafft zu haben; aber am andern Tag kam er wieder."

„Ich werde ihn Dir vom Halse schaffen, beruhige Dich“, sagte Cornelius.

„Nun theile ich Dir die wichtigste meiner Vermuthungen mit, denn Du, mein Professor, hast mich gelehrt, daß man seine besten Beweismittel zuletzt bringt: Belle-Plante wollte mit mir ein Kind aus der Taufe heben. Begreifst Du, daß Belle-Plante nicht grundlos sein Geld in den Opferkasten einer Kirche wirft? Ich wies diesen lächerlichen Vorschlag zurück. Mein Vater war zugegen.

«Warum willst Du nicht mit Herrn Belle-Plante eine Pathenstelle übernehmen?» fragte er.

Seit einiger Zeit gibt er ihm nämlich den Titel Herr.

Ich war an jenem Tage gerade gut aufgelegt; deshalb erwiderte ich, daß es mir an einem für eine solche Ceremonie passenden Kleide fehle.

«Weiter nichts?» antwortete mein Vater. «Gehe hinüber zu Bonteint und suche Dir das schönste und beste aus; ich werde es bezahlen.»

«Aber ich weiß», gab ich zur Antwort, «wie sehr Herr Belle-Plante am Geld hängt, und ich möchte ihn zu keiner Ausgabe veranlassen.»

«Wie, Fräulein, hänge ich am Geld?» sagte Belle-Plante. «Wer hat Ihnen das gesagt? Ich hänge nicht am Geld, wenn man nicht daran hängen muß; nur weiß ich es zur rechten Zeit auszugeben. Sie werden sich von unserer Verschwendung überzeugen und müßte ich zwei Thaler zu zehn Franken daran wagen.»

«Zwei Thaler zu zehn Franken, Herr Belle-Plante!

Man sieht wohl, daß Sie noch niemals Pathe waren oder zum wenigsten doch kein tüchtiger Pathe. Vor allen Dingen brauche ich ein Dutzend Handschuhe, zu dreißig Sous das Paar; das macht schon achtzehn Franken.»

«Gut!» sagte Belle-Plante mit verdrießlicher Miene, «so wird man achtzehn Franken ausgeben; das Vermögen ist ja da.»

«Weiter ist es passend, daß Sie mir einen Atlasgürtel im Betrage von zehn Franken offeriren; das macht achtundzwanzig. Ferner können Sie nicht umhin, mir ein Bouquet von weißen Rosen zu kaufen; das kostet freilich nicht viel. Wenn Sie sich an Fräulein Blanzy wenden, kommen Sie mit fünfzehn Franken davon. Schließlich handelt es sich noch um ein Taschentuch im Werthe von zwölf Franken für die Amme.»

«Von drei Franken», sagte mein Vater. «Du bist auch zu anspruchsvoll. Zu meiner Zeit machte man die Sache mit sechs Franken ab.»

«Heute ist das Alles viel kostspieliger, mein lieber Vater. Du verstehst doch, daß ich nicht dulden kann, Herrn Belle-Plante knausern zu sehen; denn der Pathe und die Pathin sind gegenseitig moralisch solidarisch.»

«Gut!» sagte mein Vater, «Herr Belle-Plante gibt aus, was auszugeben ist; er hat Dir sehr deutlich gesagt, Vermögen sei ja da. Und ich will, daß Du, wenn er Pathe ist, die Pathin bist.»

«Mein lieber Herr Desallemagne», stammelte Belle-

Plante, «ich sehe, daß die Sache keinen Zug hat, und bestehe nicht länger darauf."

«Aber ich bestehe darauf!» antwortete mein Vater. «Ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, meine Tochter neben Ihnen, dem Pathen, als Pathin zu sehen, und dabei bleibt es.»

«Dann ziehe ich mich zurück; ich würde unglücklich sein, bereitete ich Fräulein Louise Kummer.»

Als ich sah, daß Belle-Plante zurückwich, sagte ich zu ihm: «Ihr Zurückweichen kann mir keinen Kummer bereiten; es ehrt mich. Ich fürchtete nur Ihren Widerwillen gegen eine große Geldausgabe; da Sie aber entschlossen sind, die Sache in befriedigender Weise zum Abschluß zu bringen, so —»

«Nein, mein Fräulein, ich sehe, daß es ein Opfer wäre, welches Sie mir bringen müßten, und ich bin nicht Egoist genug, es anzunehmen. Ich gehe sofort zu Bouchard und sage ihm, daß ich die Pathenstelle ausschlage.»

«In diesem Falle werden Sie Biederkeit genug haben, ihm nicht zu sagen, daß ich mich weigere, Ihre Gevatterin zu sein.»

Am folgenden Tage beim Frühstück kam mein Vater auf die Taufgeschichte zurück und meinte, ich hätte unrecht gethan, die Einladung Belle-Plante's zurückzuweisen. Alle Mädchen des Dorfes würden auf die mir erwiesene Ehre stolz gewesen sein. Ich besaß die Bosheit, kein Wort zu erwidern, worüber sich mein Vater sehr ärgerte.

«Sage mir», begann er, «wie viel Zeit dazu gehört, ein großer Mann zu werden?»

Ich gab keine Antwort.

«Es scheint mir», fuhr er fort, «daß Dein Cornelius wenig Eifer entwickelt, sich bemerkbar zu machen. Betrachte ein wenig den Unterschied zwischen einem Gelehrten und einem guten Pachter. Cornelius verkauft seine Ländereien und Belle-Plante kauft sie an.»

Mein Schweigen bedrückte mich.

«Der Unterschied zwischen Cornelius und Belle-Plante besteht darin», erwiderte ich, «daß dieser erntet, während jener noch säet; ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Brüdern ist der, daß Cornelius arm ist, einen großen Geist und ein nobles Herz besitzt und seine Hand für alle Unglücklichen öffnet, während Belle-Plante reich ist und seinen Bruder bestohlen hat, wie er alle in Bedrängniß gerathenen Leute bestiehlt, welche bei ihm Hülfe suchen. Und welcher ehrliche Mann möchte auf eine solche Weise reich geworden sein! Welche Frau wünschte einen solchen schimpflichen Reichthum zu theilen und auf ihre Kinder zu vererben? Aber Gott hat sich des Geizes bedient, um selbst einen Belle-Plante seiner Erpressungen wegen zu züchtigen; er wird immer der gemeinste und elendeste Bauer des Dorfes bleiben. Gehe mir mit Deinem Belle-Plante; er ist ein Schwein mit goldenen Borsten.»

Mein Vater biß sich auf die Lippen und entfernte sich.

So siehst Du denn, Cornelius, daß das uns gegebene Versprechen des Vaters nur noch an einem Faden hängt; jeden Augenblick muß ich der Aufforderung, Belle-Plante zu heirathen, gewärtig sein. Was ich antworten werde, weiß ich sehr wohl. Ich bin die Tochter meines Vaters, aber nicht seine Sklavin. Er hat mich nicht wie einen seiner Ochsen auf dem Markte gekauft; auch bin ich nicht wie eine Aehre in seinen Furchen gewachsen. Er nehme das mir zufallende Vermögen meiner Mutter; er nehme mir Alles, wenn es ihm beliebt; mich aber zu zwingen, auf Dich zu verzichten, auf Dich, Cornelius, nein, Herr Desallemagne, das kann nicht vorkommen! Und wenn Du auch Kirchenvorsteher bist, so wirst Du mich doch nicht zu so etwas bringen! Sobald Du reich geworden, Cornelius, sobald sich Dein Haupt mit Ruhm bedeckt, komme und hole mich. Bleibst Du aber arm und unbekannt, dann erwarte mich. Ich bin Dein, Dein! Hörst Du? Ohne Dich kann ich nicht leben, wie das Blatt nicht ohne den Ast, wie die Rose nicht getrennt von ihrem Stengel leben kann. Siehst Du, das Leben ist eine Trage, und wollen wir sie weiterbringen, so ist es nöthig, daß wir beide sie anfassen."

„Bravo, Louise, bravo!" rief Cornelius aus.

„Unterdessen beeile Dich, ein großer Mann zu werden. Du müßtest schon, wie faul Du auch sein magst, einen Glorienschein um Dein Haupt haben, so groß und glänzend wie ein Regenbogen. Vertraue nicht allzu sehr auf das, was ich Dir eben gesagt habe; fürchte vielmehr, daß

ich mich durch ein Leben voll von Herrlichkeit und Freuden, wie es mir Belle-Plante versprochen, verlocken lasse. Die Hanne, welche seine Magd war und fortgeschickt wurde, die arme Person, weil sie einen zu guten Appetit entwickelte, erzählt Wunderdinge. Vor allen Dingen essen die Knechte mit Belle-Plante, das heißt, um mich richtiger auszudrücken, er ißt mit seinen Knechten. Nur das Gemüse der Armen ist auf seinem Tische zulässig. Er achtet besonders hoch die Bohnen, weil dieses bescheidene und frugale Gemüse sein eigenes Gewürz in sich trägt. Eine Fleischspeise ist nur am Patrociniumsfest zulässig. Daher bleibt er von Magenentzündung, Magenkrämpfen und von Unverdaulichkeit verschont. Außerdem sind diese durch ihre Einfachheit schon angenehmen Mahlzeiten gewürzt mit der anmuthigsten Unterhaltung. Belle-Plante spricht nur von der Erbärmlichkeit des Wetters; regnet es, so schreit er, daß die Ernte ertrinke; scheint die Sonne recht warm, dann klagt er, daß nun Alles brandig werde. Am liebsten spricht er darüber, daß der Knoblauch und die Schalotte von Natur gewürzt seien, daß man solche Gemüse ohne Salz essen müsse und daß der Salat um so besser schmecke, je weniger Oel daran komme. Ja, der besorgte Mann versteigt sich bis zu dem Satz, daß das Oel ein schleichendes Gift sei.

Unsere Spargel wachsen zart und dünn wie Stricknadeln aus der Erde, wie sehr ich sie auch pflege, begieße und mit Humuserde nähre. Nichts hilft. Belle-Plante dagegen hat die schönsten Exemplare aufzuweisen. Es ist

wahr, daß er kein einziges Stück in seine Küche bringt; ich habe aber zum wenigsten den Vortheil, in Gesellschaft meines Esels auf den Markt zu gehen und sie einzukaufen, wie ich die Trauben seiner Weingeländer und das Obst seiner Gärten kaufe, und das verschafft mir, Du wirst das zugeben, eine angenehme Zerstreuung. Bis jetzt sorgte Belle-Plante in eigener Person für das Gedeihen dieser Erzeugnisse und ich weiß nicht, warum ihm Gott nicht zur Ersparung dieser Sorge und Mühe Achtzigfrankenstücke an den Bäumen wachsen läßt!

Uebrigens ißt Belle-Plante bei sich zu Hause so selten als möglich. Bietet man ihm manchmal ein Glas Wein an, so verlangt er jedesmal einen Runken Brod unter dem Vorwande, ein wenig Kruste abzubrechen, und so speist er immer da, wo man ihm nur ein Glas Wein zur Erfrischung offerirt. Du begreifst wohl, daß auf diese Weise meine Functionen als Köchin vereinfacht werden!

Aber noch aus einem andern Grunde ist es nöthig, daß Du Dich beeilst, Deinen Zweck zu erreichen; denn Du hast noch einen zweiten Rivalen. Und dieser Rival ist kein Anderer als Panuche, jener brillante Küster, welcher stets an der Seite des Priesters flankirt. Dieser heilige Mann hat Gründe, daß ich Panuche heirathe, die ich aber nicht errathen mag. Seit langer Zeit bestürmt er meinen Vater mit den wärmsten Empfehlungen zu Gunsten seines Küsters. Herr Desallemagne, als Kirchenvorsteher, wagt nicht nein zu sagen; er sagt aber auch nicht ja, weil ihm Panuche zu wenig paßt. Indessen läßt sich der Herr

Pfarrer nicht entmuthigen; er macht mir die Cour, während sein Günstling den Pfarrgarten gräbt. Ist es nicht schön, sich gegenseitig zu unterstützen? Unter dem Vorwande, mit dem Herrn Kirchenvorsteher über Fabrikgeschäfte zu sprechen, kommt der Priester immer in unser Haus und zwar jedesmal zu einer Stunde, wo er sicher sein kann, den Vater nicht anzutreffen, und dann erweist er mir die Ehre, mit mir zu plaudern. Aber rathe, was er mir sagt, Cornelius? Er sagt mir und offenbar im Interesse des Küsters, daß ich Augen wie eine Gazelle, einen Hals wie von Elfenbein und Hände wie eine Göttin habe. Genug, er ist ein Abbé Bernis in Prosa. Vor einigen Tagen emancipirte er sich so weit, meine Hand zu küssen. Ich habe ihn respectvoll gebeten, das nicht zu wiederholen; aber es scheint, als komme er einem Befehl des Bischofs nach, recht ehrbar zu sein; denn gestern, während ich mich über meine Arbeit beugte, überraschte er mich und prellte mir — ich finde keinen besseren Ausdruck für sein schändliches Benehmen — einen heftigen Kuß auf den Mund. Ich gerieth darob in solche Bestürzung, daß mir die Geistesgegenwart fehlte, dem Frechen eine Ohrfeige zu geben. Aber er komme mir nur wieder, dieser Herr Bernis, und wenn er auch Priester und mein Vater Kirchenvorsteher ist, eine warme Ohrfeige ist in Bereitschaft. Er irrt sich, wenn er sich dadurch zu salviren gedenkt, daß er nun erklärt, er habe meinen Mund für eine Rose gehalten und nicht widerstehen können, sie zu kosten. Er bestehe nur darauf, meinen Mund für eine Rose zu halten, damit ich

ihn fühlen lasse, daß der Rosenstock auch Dornen trägt! Verstehst Du, Gelehrter, der Du ja Alles verstehst, daß sich eine Frau einem Priester hingeben kann? Einem Priester, Cornelius! Es gibt doch nichts Kläglicheres als solche Priester! Ihre schwarze Soutane wirft einen Reflex von Trauer auf Alles, was sie umgibt; sie riechen nach dem schimmeligen Staub der Kirche; es strömt aus ihnen, ich weiß nicht was für Kälte, ähnlich wie aus einem tiefen Eisschacht. Es scheint mir, daß ihre Gegenwart genügt, einen Blumenstrauß auf dem Busen zum Welken zu bringen. Es gibt schöne Priester und selbst solche, die man angenehm nennt. Und warum sollte das nicht auch vorkommen? Aber diejenigen, welche schön sind, sind es nur, wie die düstere Statue auf einem Grab, und das Lächeln derer, welche liebenswürdig sind, gleicht einem blühenden Büschel Gras, das in der Höhlung eines Todtenkopfes wächst. Wahrhaftig, Cornelius, wenn mir dieser schwarze Mann Schmeicheleien sagt, so kommt es mir immer vor, als hörte ich plötzlich eine Schlange wie eine Nachtigall flöten, oder als nähme vor meinen Augen eine schwarze Kröte die Flügel eines Schmetterlings an und flöge aus dem Schilfrohr auf den Kelch der Blumen. Siehst Du, Cornelius, wenn ich das Unglück hätte, einen Priester zu lieben, und ich befände mich mit ihm an einem entlegenen Ort, ich würde immer fürchten, daß der Teufel erscheinen, um ihn an meinem Arm zu ergreifen, und daß das Fegfeuer seine Soutane anzünden könnte. Ich könnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Küsse eines

solchen Menschen auf meinem Munde den Geruch von Juchtenleder zurückließen.

Und warum dürfen die Priester nicht lieben wie andere Menschen? Hat ihnen ein Engel während ihres Schlafes das Herz aus der Brust gezogen und an seine Stelle einen Stein gelegt? Ist es etwa vernünftiger, einem Priester zu sagen: Du sollst nicht lieben, als einem Schneider oder Schuster? Nein, ich werde niemals glauben, daß Gott, der Schöpfer des gesunden Menschenverstandes, ein solch unsinniges Gebot gab. Ist in der That die von einem Priester verlangte Züchtigkeit eine Tugend? Was bedeutet Tugend, welche Niemand nützt? Eine Tugend, die denjenigen, der sie übt, unaufhörlichen Kämpfen aussetzt, ihn Märtyrerqualen überliefert und welche, wird sie von der ganzen Menschheit geübt, das Ende der Welt herbeiführt?

Wenn es Gott angenehm ist, daß die Priester nicht heirathen, so muß es ihm unangenehm sein, die andern Menschen Ehebündnisse schließen zu sehen. Wenn es ihn beleidigt, daß die endlose Guirlande der Generationen an Ausdehnung gewinnt, warum läßt Gott nicht die Männer an den Aesten der Eichbäume wachsen und die Frauen an den Zweigen der Rosenstöcke aufblühen? Worin, Cornelius, besteht alles Glück der Erde? Doch wohl nur in der Befriedigung unseres Verlangens. Wäre es nicht so, ich wünschte, mein Herz verzehrte sich wie eine glühende Kohle. Würden sich jene alten Kirchenväter der Concilien und jene alten Bischöfe mit spitzen Mützen und langen,

spitzen Bärten nicht für verdammt gehalten haben, wenn sie einen Menschen nur für die Dauer von fünf Minuten in einen siedenden Kessel hätten werfen dürfen, und schließen sie die Priester nicht während ihres ganzen Lebens in das Cölibat wie in einen glühenden Kessel ein? Aus ihrer Jugend machen sie einen Bratrost!

Du, Cornelius, hassest die Priester, ich beklage sie. Diejenigen, welche Eifersucht gegen sie hegen, sind unvernünftig und jene, welche ihnen grundlose Beleidigungen hinwerfen, nenne ich grausam! Um welchen Preis besitzen sie das mit Ziegeln gedeckte große Dach, aus dem so großsprecherisch zwischen Hüttendächern der Rauch emporsteigt? Was müssen diese Unglücklichen nicht Alles erdulden und erleiden, wenn sie eine schöne, junge Frau an dem Arm ihres Gemahls sehen oder ein Kindlein mit rosenfarbenem Gesichtchen erblicken, das aus der Wiege die kleinen zarten Händchen dem Vater entgegenstreckt! Ihr göttlicher Meister hat nur einen Tag gelitten, aber ihre Leiden regen sich zu jeder Stunde, dauern bis zum Grabe. Und für wen dulden sie? Zu was dient jene schmerzbereitende Dornenkrone, welche man auf ihr Haupt drückt? Zu was dient jene Bitterkeit, jener Essig, welchen man ihnen zu trinken gibt? Steht ihr Frühling in vollem Saft, kochen die stürmischen Wogen der Leidenschaften in der Brust, dann führt man sie in den Stand der Greise. Die Lücke, welche man auf ihrem Haupt entstehen läßt, müssen sie selber in ihr Herz übertragen!

Ist es nicht schmerzlich zu denken, Cornelius, daß

jene dunkeln und braunen Haare, welche der Scheere zum Opfer fallen, die abgemähten Blumen ihres Lebens sind und daß man ihnen nichts als den kahlen Schädel eines hochbetagten Mannes ließ? Mit welchem Recht hat man jenen lieblichen, aber so kurzen Monat der Liebe, jenen die ganze Existenz bildenden und herrlichen Monat, der für die Andern so reich an Rosen, Parfüm und Sonnenschein ist, für die Priester allein in einen unfreundlichen, trüben und kalten Monat verwandelt? Bist Du es, o mein Gott, der ihnen ein solches Dasein bereitet? Warum hast Du sie denn zu Schmetterlingen gemacht, wenn Du nicht willst, daß sie zu den Rosen flattern? Warum gabst Du ihnen Durst, wenn Du ihnen verbietest, ihre Lippen mit frischem Brunnenwasser zu erfrischen? Ist es denn durchaus nöthig, daß sie entweder unglücklich oder strafbar sind? Und doch sind sie es gerade, die Du als Deine Werkzeuge auserkoren; sie hast Du auserwählt, daß sie die Thür Deines Himmels öffnen und schließen! Durch welche Grille sind sie dazu verurtheilt, ein größeres und schwereres Gepäck Elend zu schleppen als wir andern Menschen, die wir doch unaufhörlich gegen Deine Gebote rebelliren?

Ferner müssen sie, als wäre ihre Marter nicht grausam genug, die Vertrauten der verrückten jungen Mädchen sein, welche nur von ihren Sünden der Liebe erzählen! Aber Du verstehst wahrscheinlich nicht, daß er, der Priester, auf seinen Lippen das Anstreifen aller jener Küsse spürt, welche gegeben werden? Jene geflüsterten Worte der Liebe,

die in ihm ein Paradies wachrufen, in das er nicht seinen Fuß setzen darf, umflattern ihn wie mit feurigen Flügeln. Wie ein Echo der Hölle verwirren sie sein zu Gott gesandtes Gebet und die Nacht verwandelt jenes Beichtstuhlgemurmel in weiße, junge, seine Träume beängstigende Mädchen. Er gäbe Alles in der Welt darum, wäre er der Mitschuldige jener süßen Sünden, gegen die er sich ereifern soll! Die Stellung, welche Du dem Priester gibst, ist etwa die eines ausgehungerten Menschen, den man zwingt, eine feine Mahlzeit zu serviren; er gleicht — verzeihe mir, Cornelius, meine Trivialität, wie ich Dir die Deinige verzeihe — einem Hund, an dessen Hals man eine Schöpsenkeule befestigt, sodaß er sie nicht mit den Zähnen fassen kann.

Und dennoch verspricht man diesen so schweren und harten Prüfungen unterworfenen Menschen kein besseres Paradies, kein minder heißes Fegefeuer, wenn sie sterben, als uns andern Menschen! Aber ich zeige Dir noch einen Abgrund, an dem die Menge so behaglich und ohne Gefahr vorüberkommt: die Priester zwingt man auf einem gespannten Seil und mit einem zerbrechlichen Hanfstengel als Balance über einen Fluß zu gehen. Von zwanzig ertrinken neunzehn und derjenige, welcher glücklich und wohlbehalten an dem andern Ufer ankommt, findet doch immer nur dieselbe Küste, denselben Himmel, dasselbe Grün wie ehedem. Ist das gerecht, Cornelius?

Ich hoffe, daß Du mir wegen dieser Discussion nicht grollst, denn Du weißt wohl, daß ich meinen weißen

Täubchen nicht immer Samenkörner hinwerfen kann, wie die Dichter sagen, oder daß ich nicht immer Rahmkäse machen kann, wie Belle-Plante sagt. Da ich keine Schwestern habe, mit denen zu plaudern mir vergönnt ist, so nehme ich meine Zuflucht zur Feder. Wird man mir das als ein Verbrechen anrechnen?

Lebe wohl, Cornelius, das heißt, vale. Was soll ich mit dem von Dir gelernten Latein anfangen, wenn ich es bei Dir nicht anwende? Also vale, Cornelius; vale et me ama, wie Cicero sagt."

VII.

Unterdessen verfolgte Belle-Plante seine Heiraths-pläne mit einer Zähigkeit, wie sie nur noch bei Geizhälsen heimisch ist. Er zeigte sich galant gegen Louise und sagte ihr bald: „Ich habe auf dem Markt zu Dornecy ein Paar Ochsen gekauft, an denen ich gewiß dreißig Pistolen gewinnen werde", bald: „An meinem Hafer verdiene ich dieses Jahr zum wenigsten tausend Franken", oder auch: „In meinem Haus geht nichts verloren. Der Verschwender tritt auf ein Gerstenkorn; aber ein ordentlicher Mensch hebt es auf und legt täglich ein neues dazu; im Verlauf eines Jahres hat er einen Scheffel voll." Und er wunderte sich nicht wenig, daß Louise einem so mächtigen Verführungsmittel widerstand. Oeffentlich machte er ihr zwar nicht den Hof, wohl aber dem Vater Desallemagne.

Er beschloß, sich an ihn zu wenden.

Belle-Plante mußte vor allen Dingen für neue Kleider für sich sorgen; denn ohne sie kann man doch nicht heirathen. Ich bezweifle nicht, daß die Auslassung dieser Formalität, wenn sie von einem tüchtigen Advocaten aufgenom-

men worden wäre, die Richtigkeit des Heirathscontracts herbeigeführt hätte. So fügte sich denn Belle-Plante dieser Nothwendigkeit, aber nicht, ohne lange und gründlich über die Mittel zur Beschaffung der Kleider nachzudenken und so wenig auszugeben als nur möglich. Eines Morgens begab er sich zu Couture, dem Kleiderkünstler der Bauern von Armes und der Umgegend.

„Couture", sagte er, „Du mußt mir einen Frack machen."

Bei dem Wort Frack, in dem Munde eines Belle-Plante, gerieth Couture in so heftiges Staunen, daß er, ohne zu wissen, wie es geschah, seine Beine entkreuzte und auf seinem Werktisch saß wie andere Menschen sitzen.

„Ja", wiederholte Belle-Plante, der das Staunen des Schneiders bemerkte, „einen Frack! Verstehst Du mich?"

„Gewiß, Herr Belle-Plante", sagte der Schneider; „aber sind denn die alten Kleider Ihres Herrn Vaters schon alle abgetragen?"

„Aus welchem Grunde hältst Du Dich darüber auf, daß ich die alten Sachen meines Vaters trage? Bin ich nicht der Erbe meines Vaters, Herr Couture?"

„Ohne Zweifel sind Sie in Ihrem Recht. Die alten Kamisole Ihres Herrn Vaters stehen Ihnen herrlich. Es sind das kostbare Reliquien, von denen sich ein Sohn so spät als möglich trennen sollte."

„Wenn Du meine Kundschaft behalten willst", fuhr Belle-Plante fort, „so mußt Du mir das Dauerhafteste unter dem Dauerhaften liefern und darfst den Zwirn nicht sparen."

„Herr Belle-Plante, die Sache soll so solid werden wie ein Monument. Ich werde einen Frack anfertigen, der drei Belle-Plante aushält, und wenn Sie wollen, nähe ich ihn mit einer Sattlerahle. Von welcher Farbe wünschen Sie den Frack?"

Belle-Plante versank in Nachdenken.

„Wollen Sie", fuhr mittlerweile der Schneider fort, „einen schwarzen Frack, wie der des Herrn Bürgermeisters, oder einen himmelblauen, wie ihn der Herr Amtmann bestellte?"

„Willst Du mir weis machen, Couture, daß Du für den Herrn Amtmann arbeitest?"

„Wie so denn, Herr Belle-Plante? Wenn Sie daran zweifeln, so sehen Sie hier das Maß. Sie lesen auf diesem Streifen Papier die Worte: Herr Orgenneau, Amtmann von Clamecy."

„Das mag sein", sagte Belle-Plante; „ich gehe, weil Du für den Amtmann arbeitest. Der Schneider des Amtmanns ist mir zu theuer."

„Das ist zum Lachen!" erwiderte Couture, indem er bemerkte, sich in seiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. „Thatsache ist, daß ich nur auf das Land arbeite. Also von welcher Farbe soll Ihr Frack sein?"

„Erdgrau soll er sein; dazu machst Du mir noch ein Paar Hosen und eine Weste von derselben Farbe."

„Wie? Sie wollen auch noch Beinkleider und eine Weste, Herr Belle-Plante? Sie sind ein schöner Mann, ein sehr schöner Mann, ja einer der schönsten Männer von

Clamecy. Mit Ihrem neuen Anzug werden Sie die stärkste Concurrenz ums Tausendfache schlagen. Glauben Sie mir, es gibt nichts Anderes als das Bügelbret, um einen jungen Mann zu façonniren. So werde ich denn augenblicklich meine Frau nach Clamcey schicken, den Stoff zu holen."

„Nicht so rasch, Herr Couture, wenn es gefällig ist. Ich bin kein Faulenzer und werde mir selber das Tuch kaufen."

„Wie Sie wollen, Herr Belle-Plante. Aber wenn Sie betrogen werden, so ist das um so schimmer für Sie. Auf mich wird dann keine Schuld fallen und ich wasche die Hände in Unschuld."

„So ist es", erwiderte Belle-Plante; „aber wie viel Ellen habe ich zu einem vollständigen Anzug nöthig?"

„Vier Ellen, Herr Belle-Plante und keinen Finger breit mehr; dabei wird kaum so viel übrig bleiben, um die Knöpfe der Beinkleider zu überziehen."

„Vier Ellen? Ich glaube, Du willst Dir auf meine Kosten einen Schlafrock machen! Noyon von Clamecy würde nur zwei Ellen fordern. So ist es aber, wenn man sich an das Landvolk wendet."

„Sie irren sich, Herr Belle-Plante. Sie kennen Noyon nicht. Es gibt im ganzen Arrondissement keine vorgreifendere und gefräßigere Scheere als bei ihm. Er würde Ihnen zu einem Anzug sechs Ellen abfordern, und ich gebe Ihnen noch die Lappen zurück."

„Zwei Ellen", sagte Belle-Plante; „wenn nicht, so will ich überhaupt nichts gesagt haben."

„Zwei Ellen, sei es; aber in diesem Falle bekommt Ihr Frack das Aussehen eines Kamisols; denn von Schwalben kann keine Rede sein."

„Zu was dienen die Schwalben an einem Frack? Was für einen Zweck hat diese über die Kniekehle herunterhängende Elle Tuch für einen Menschen, der mit der peinlichsten Sorgfalt den Schmutz der Straßen zusammenkehrt? Und geht so ein Individuum durch Gesträuch, muß er dann nicht riskiren, seinen Schwalbenschwanz zu verlieren? Gott ist ein besserer Schneider als die Menschen; betrachte nur einmal, wie er die Thiere gekleidet. Ist an der Haut irgendwo auch nur die kleinste Stelle, die keinen Zweck hätte? Die Schneider sollten sich ein Muster daran nehmen!"

„Herr Belle-Plante, Sie haben unbezweifelt Recht. Ihre Kritik ist so vortrefflich und scharfsinnig, daß ich bedauere, sie nicht selber ausgesprochen zu haben. Indessen ist die Mode ein Gebrauch und gerade die Gebräuche sind es, welche die menschliche Gesellschaft in der despotischsten Weise beherrschen."

„Nun denn! Drei Ellen, Herr Couture."

„Vier Ellen, oder Ihr Frack bekommt nur eine Schwalbe.

„So nimm vier Ellen, häßlicher Tuchfresser! Du erwischst mich einmal", sagte Belle-Plante für sich, „und kein zweites Mal."

„Und wie steht es mit den Knöpfen, Herr Belle-Plante?"

„Eine andere Absurdität der Schneider; sie setzen Knöpfe an und machen Knopflöcher und man knöpft sie nie richtig zu. Ist das nicht gerade so, als setzte man einem Blinden eine Brille auf? Was sind doch die Schneider für verkehrte und verdorbene Menschen!“

„Ich hoffe“, sagte der Schneider, „daß Ihre Worte, die Sie so eben ausgesprochen, keine Persönlichkeiten enthalten; außerdem mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich nicht der Erfinder der Knöpfe bin.“

„Das ist richtig“, sagte Belle=Plante; „ich lasse Ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren; Sie haben nichts erfunden. Uebrigens kurz gesagt, ich werde die Metallknöpfe von dem Hochzeitsfrack meines Vaters nehmen.“

„Glauben Sie? Herr Belle=Plante! Ich hege ohne allen Zweifel eine tiefe Achtung vor dem Hochzeitsfrack Ihres Vaters und seine Knopfgarnitur; aber meine Unparteilichkeit verpflichtet mich, Ihnen zu sagen, daß sie eher, jene Knöpfe nämlich, Topfdeckeln als Knöpfen ähnlich sehen. Dieses alte Eisenwerk können Sie nicht an einen neuen Frack heften. Sie bekämen das Aussehen eines Triangelhändlers und Ihr Ansehen würde leiden. Ich weiß nicht einmal, ob Ihnen die Polizei wegen Störung der öffentlichen Ruhe das Tragen ähnlicher Knöpfe nicht verbieten würde. Denken Sie sich einmal, Sie stünden am Fenster und einer Ihrer Knöpfe löste sich los und fiele —“

„Ich sage Dir aber, daß ich diese Knöpfe gebrauchen werde!“

„Dann nähen Sie sie selber an und dazu brauchen

Sie Schließnägel und Schraubenmutter. Uebrigens wasche ich meine Hände in Unschuld. Nur möchte ich nicht, daß die Gassenbuben hinter Ihnen herlaufen und rufen: Couture hat diese Knöpfe an den Frack des Herrn Belle-Plante genäht! Sie begreifen meine Besorgniß, Herr Belle-Plante!"

„Thue denn nach Deinem Sinn, verfluchter Buckel, aber ich werde Dich im Gedächtniß behalten."

Am Sonntag früh begab sich Belle-Plante wieder zu Couture. Der Frack war fertig und hing an einem Zapfenstock in der Boutique. Belle-Plante probirte ihn sofort an und erklärte, um etwas herunterhandeln zu können, daß der Frack schlecht passe. Um rascher zu seinem Gelde zu kommen, erklärte nun der Schneider, daß Alles vortrefflich sitze. So bestätigt oder verneint man bei jeder Frage je nach seinem Interesse! Thatsache ist, daß der Frack weder schlecht noch gut saß.

„Und was verlangen Sie für Ihre Façon?" fragte Belle-Plante.

„Für meine Façon und Zuthaten, wenn es Ihnen beliebt."

„Wie! Welche Zuthaten? Habe ich Ihnen nicht das Tuch geliefert?"

„Besteht denn der Frack nur aus Tuch? Hier ist Ihre Rechnung; Sie werden schon finden, was ich dazu geliefert."

„Ich werde sie prüfen", sagte Belle-Plante und steckte die Nota in seine Tasche.

„Prüfen Sie sie, wann Sie wollen; aber mein „pour acquit“ steht darunter, und ich habe Geld nöthig.“

„Wie, Schlingel! Du unterstehst Dich, Mißtrauen in mich zu setzen?“

„Herr Belle-Plante“, erwiderte der Schneider, welcher nur zu wohl wußte, daß er mit ihm keine Geschäfte mehr machte, „Ihr Herr Vater nannte mich Herr Couture.“

„Herr Couture! Das ist mir ein schöner Herr! Ein Lump, der nicht einmal einen Sou hat, und Herr! Meiner Treu, ich glaube, dieser Titel wurde für Dich erfunden!“

„Wenn Sie in dieser Weise zu sprechen fortfahren“, erklärte der Schneider, „so setze ich Ihre Injurien auf die Rechnung.“

„So lies mir Deine Nota vor, Deine Rechnung! Glaubst Du vielleicht, daß ich mir Mühe gebe, Dein Gekritzel zu entziffern?“

„Macherlohn für einen gelbgrauen Frack, ditto Beinkleider, ditto Weste sechs Franken zwölf Sous.“

„Das ist um die Hälfte zu theuer“, sagte Belle-Plante.

„Wissen Sie, Herr Belle-Plante, wie viel Zeit ich auf diese Arbeit verwendete? Wie viel Zwirn ich verbraucht und wie viel Nadeln ich zerbrochen habe?“

„Nein“, erwiderte Belle-Plante.

„Wie können Sie dann sagen, daß die Sache um die Hälfte zu theuer sei?“

„Weil sie zu theuer ist!“

„So sind alle!“ sagte Couture. „Der Doctor nimmt

für einen Besuch einen Franken, der Advocat für drei Dutzend Worte sechs Franken, der Beamte erhält monatlich tausend Franken für hundert Unterschriften und alle sagen dem Arbeiter: Das ist zu theuer! Und wenn er den ganzen Tag nur zwei Franken verdient, heißt es doch: Das ist zu theuer! Sie, Herr Belle-Plante, gehören zwar vermöge Ihrer Kenntnisse und Ihrer Capacität nicht zu jenen Leuten und sagen doch: Das ist zu theuer!“

„Nun denn! Hier sind Deine sechs Franken und zwölf Sous“, eiferte Belle-Plante; „gib mir die Quittung.“

„Warten Sie ein wenig; ich bin noch nicht fertig. Futterzeug zwei Franken —“

„Futterzeug! Futterzeug! Wer hat Dich geheißen, meinen Frack zu füttern? Ich bezahle durchaus kein Futterzeug!“

„Das werden wir sehen“, erwiderte Couture und fuhr dann fort: „Knopfgarnitur drei Franken.“

„Was? Drei Franken für Knöpfe! Sie spaßen, Herr Couture. Trennen Sie Ihre Knöpfe wieder ab; für einen Frank kaufe ich sie ebenso schön.“

„Ich bin“, erwiderte Couture, „Schneider, um anzunähen, und nicht, um abzutrennen. Hier steht: Zwölf Franken vier Sous, pour acquit, gezeichnet Couture.“

„Streiche davon vier Franken und ich werde Dich bezahlen.“

„Ich streiche keinen Sou.“

„Willst Du zehn Franken?“ fragte Belle-Plante; „ja oder nein!“

„Nein“, erwiderte der Schneider.

„Nun, dann verklagst Du mich.“

„Das heißt, Sie verklagen mich; denn ich behalte den Frack so lange als Unterpfand zurück, bis Sie mich bezahlt haben.“

„Couture“, sagte Belle-Plante, „Du hast mir einen bösen Streich gespielt und verlierst meine Kundschaft!“

Belle-Plante wußte viel zu gut zu leben, als daß er ein Total ohne Abzug bezahlt hätte; aber diesmal mußte er bei Heller und Pfennig berappen, denn anders war der Schneider zur Herausgabe des Fracks nicht zu bewegen. Seufzend zog Belle-Plante zwei Thaler zu sechs Franken aus der Tasche und reichte sie Couture hin.

„Da fehlen noch zwölf Sous“, sagte dieser.

„Ich habe nur zwölf Franken. Du wirst mich doch nicht zwingen wollen, daß ich wegen zwölf Sous einen kleinen Thaler wechsele?“

Aber Couture blieb unbeweglich, und zu seinem großen Bedauern mußte sich Belle-Plante der Forderung des Kleiderkünstlers fügen. Eine Stunde später hatte Belle-Plante die von der Scheere Couture's zugeschnittene Oberhaut auf dem Leibe. Er ließ sich ein Hemd bügeln und fälteln, dessen Kragen sich um seine Wangen in der Gestalt kolossaler Vatermörder steifte, und zur Vollendung der Toilette entlieh er von seiner Magd, obwohl die Hundstage noch nicht abgelaufen waren, ein Paar Angora-Handschuhe. Belle-Plante sah in seinem neuen Anzug nicht so ganz übel aus. Freilich benahm er sich so steif,

genirt und eckig in den ungewöhnlichen Kleidern, wie etwa ein Wolf in der Haut eines Rehes. So costümirt begab er sich zu Herrn Desallemagne und fand Vater und Tochter in der Küche.

„Mein Gott, Herr Belle-Plante, Sie sehen ja ganz famos aus!"

„Es ist weiter nichts als fünfzehn Franken die Elle, Herr Desallemagne!"

Louise verstand sofort, was die neuen Kleider Belle-Plante's bedeuten sollten. Ihre Laune wurde plötzlich bitter. Sie machte zwar keinen schiefen Mund, denn das stand ihr schlecht.

„Man wird Herrn Belle-Plante wegen der Farbe, die er gewählt, nicht becomplimentiren können", sagte sie; „denn er sieht aus wie ein Hase, dem man einen Kragen angelegt."

„Immer kurzweilig, Fräulein Louise!" erwiderte eifrig Belle-Plante.

„Und Ihre Handschuhe", fuhr Louise fort, „machen am Ende Ihrer langen gelben Arme einen herrlichen Effect. Haben Sie Angst, sich Frostbeulen zuzuziehen?"

Belle-Plante fing an um so ärgerlicher zu werden, als er einsah, daß das Geld, welches er auf die Toilette verwendet hatte, seinen Zweck gänzlich verfehlte.

„Und warum sollte ich keine Handschuhe tragen? Habe ich nicht etwa die Mittel dazu? Ich kenne Leute der Gemeinde, die Handschuhe tragen und dabei über keinen Sou verfügen."

„Diese Leute leihen sie aber nicht bei ihren Dienstmägden."

„Der ganze Unterschied ist nur der, mein Fräulein, daß sie den fraglichen Gegenstand bei dem Kaufmann leihen."

Louise, verwundet in der Person des Cornelius, zitterte wie eine Löwin, welche im Begriff steht, sich auf die Räuber ihrer Jungen zu stürzen.

„Das kommt vielleicht daher", erwiderte das Mädchen, „daß jene Leute, von denen Sie sprechen, von einem Verwandten oder einem guten Bruder um ein gut Theil ihres Erbtheils bestohlen wurden!"

Desallemagne, welcher nichts von dieser Unterhaltung verstand, sagte zu Belle-Plante:

„Du willst uns gewiß den Grund sagen, warum Du Dich in die Unkosten eines neuen Anzugs gestürzt hast?"

„Das will ich gewiß", antwortete Belle-Plante, „und wenn Sie eine Flasche Wein spenden wollen, werde ich Ihnen bei einem Stück Brod die Sache auseinandersetzen."

„Sie brauchen kein Brod zu brechen; ich lade Sie zum Frühstück ein."

„Wie es Ihnen beliebt. Ich habe zwar schon zu Hause gegessen, um Ihnen aber keinen Korb zu geben, nehme ich Ihre Einladung an."

„Ohne Zweifel inspirirt Sie Ihr gelber Anzug zu einem zweiten Frühstück", sagte Louise.

„Ich kenne viele Personen, welche dasselbe thäten, könnten sie sich dadurch einem Fräulein gefällig zeigen."

„Louise", sagte Herr Desallemagne, „ich weiß nicht, was heute mit Dir vorgeht. Bereite das Essen, da Herr Belle-Plante unser Frühstück acceptirt. Trage Schinken

auf, schlachte ein Hähnchen und mache eine Omelette. Wir müssen dem neuen Anzug des Herrn Belle-Plante die nöthige Ehre bezeigen."

„O, Herr Desallemagne, machen Sie meiner Kleider wegen nicht so viele Geschichten, ich bitte Sie!"

Thatsache ist, daß er innerlich für den Tod des Hähnchens votirte. Er calculirte, daß er dann für den Rest des Tages im eigenen Hause das Essen sparen könne und durch diese Oekonomie die Ausgaben bei Couture abschwäche.

VIII.

Während Louise das Frühstück präparirte, durchmaß Belle-Plante mit dem Pachter die Küche bald der Länge, bald der Breite nach und sprach von sehr belehrenden Dingen, wie zum Beispiel vom Hafer, dem Heu und von dem Preis der Kühe auf dem letzten Markt zu Clamecy. Der Redacteur einer landwirthschaftlichen Zeitung hätte aus ihrer Conversation einen prächtigen Artikel schmieden können! Plötzlich verließ Belle-Plante seinen Spaziergangsgefährten und näherte sich Louise. „Mein Fräulein", sagte er, „wollen Sie mir eine Bemerkung erlauben?"

„Zwei für eine, wenn Sie das für gelegen halten", antwortete Louise.

„Wohlan, es scheint mir, daß Sie zu viel Butter an diese Omelette thun."

„Wirklich?" erwiderte Louise. „Gleich werden Sie mir beweisen, daß die Butter auch ein schleichendes Gift sei."

In diesem Augenblick zeigte sich ein Bettler in der Thür.

„Herr Belle-Plante", sagte Louise, hocherfreut, eine Schelmerei mit einem Act der Wohlthätigkeit verbinden zu können, „Sie sehen, daß ich beschäftigt bin; wollen Sie dem Armen nicht für mich einen Sou geben?"

„Ei, versteht sich, mit größtem Vergnügen, mein Fräulein. Das Unglück ist in meinen Augen stets respectirt worden. Einem Armen ein Glas Wasser geben ist vor Gott die angenehmste That, die man vollbringen kann. Und wenn Sie glauben, daß ein Glas Wasser ein Stück Geld übertreffe, so bin ich gern bereit einen ganzen Krug voll —"

„So wollen Sie denn, daß ich mich derangire, Herr Belle-Plante? Kommen Sie her und halten Sie den Stiel der Pfanne."

„Ich thue das fast ebenso gern; und wenn Sie darauf halten, in eigener Person ein Almosen zu geben, so —"

„Nein", erwiderte Louise, „Sie machen Ihre neuen Kleider voll Flecken. Tuch zu fünfzehn Franken, Herr Belle-Plante!"

Belle-Plante sah ein, daß er dem ersten Wunsche des Mädchens nachkommen mußte, riß aus seiner Tasche einen großen Leinwandbeutel, suchte auf dessen Grund vier schlechte Liards und warf sie so geräuschvoll als möglich in den Hut des Unglücklichen. Der Bettler plapperte hierauf als Beweis des Dankes eins seiner schönsten Gebete. Belle-Plante warf einen Blick in die Küche und bemerkte, daß ihm Louise den Rücken zukehrte.

„Häßliche Canaille!" raunte er dem Bettler zu, „diesen

Sou hast Du mir abgeschwindelt! Kommst Du mir je über die Schwelle, so laß ich Dich von meinen Hunden in Stücke reißen!“

Das Frühstück war bald bereitet. Belle-Plante aß wie ein aus dem Spital entlassener Soldat und trank im Verhältniß dazu; aber er sprach kein Wort darüber, warum er eigentlich gekommen. Herr Desallemagne sah sich auch nicht veranlaßt, die Conversation zu eröffnen. Aber Alles muß ein Ende haben. Als das letzte Stück Omelette auf seinem Teller lag, sagte der Pachter:

„Nun, mein Bursche, hast Du genug gefrühstückt?“

„Ich glaubte“, antwortete Belle-Plante, indem er seine Augen seitwärts auf Louise richtete, „wir würden allein sein.“

„Mein Gott! geniren Sie sich nicht“, erwiderte Louise, „ich weiß im voraus, was Sie sagen wollen; Sie wollen mir einen Heirathsantrag stellen. Ist es nicht so? Nur immer zu! Meine Antwort wird gleich gegeben; sie lautet: ich mag Sie nicht!“

„Sind Sie wirklich deswegen gekommen?“ fragte Vater Desallemagne.

„Sie wissen, Herr Desallemagne“, antwortete Belle-Plante, „wie kurzweilig oder drollig Fräulein Louise ist. Selbst angenommen, sie spräche ernsthaft, so wird es doch an Ihnen liegen, sie zu dirigiren. Leitet die Kuh etwa den Hirten? Entweder sind Sie Vater oder Sie sind es nicht. Sind Sie das nicht, warum erlauben Sie, daß man Sie Vater Desallemagne nennt?“

„So nennt man mich, seitdem ich Kirchenvorsteher bin.“

„Wohlan, sei es; Sie sind und werden stets für mich Herr Desallemagne sein. Aber Sie wissen doch wohl, daß die Frauen nichts von Geschäften verstehen. Alles, was durch einen Notar. abgeschlossen wird, gehört nicht in ihr Bereich. Sprecht ihnen von den ernsthaftesten Verträgen, sie werden nicht darauf achten, wohl aber ans Fenster laufen, sobald sich eine Violine hören läßt. Einer Frau eine ernste Idee einflößen, heißt einen Eichbaum in eine Eierschale pflanzen!“

„Ich achte wohl auf Deine Gründe; aber wenn Dich Louise nun doch nicht liebt?“

„Gehören Sie etwa zu jenen Menschen, welche glauben, daß die Liebe nöthig sei, um eine Heirath fest zu kitten? Was ist denn ein Mann, eine Frau, welche in den Stand der Ehe tritt? Es sind zwei Menschen verschiedenen Geschlechts, welche sich zur Arbeit verbinden und Nachkommen haben wollen. Kocht die Frau ihrem Mann eine gute Suppe und bügelt ihm ordentlich die Hemden; bringt der Mann seiner Frau den Tagelohn nach Haus und geht nur alle Sonntage in die Schenke: lieben sich dann diese beiden Wesen nicht in genügender Weise? Sie sind genöthigt, unter denselben Balken, vor demselben Feuerbrand, in demselben Alkoven zu athmen. Ist, Alles in Allem genommen, die Liebe zum Zusammenleben unbedingt nöthig? Liebt der Soldat seinen Schlafkameraden? Muß man zu einem Hühnerpaar einen Hahn und ein Huhn nehmen, welche sich lieben? Lieben sich die Erbsen gegenseitig? Und doch wachsen und ge-

deihen sie in einer und derselben Schote. Liebten Sie, der Sie auf das Grab der Madame Desallemagne setzen ließen, daß sie ein Muster der Frauen gewesen, ich sage, liebten Sie Ihre Frau, als Sie sie heiratheten? Ich sage Ihnen, Vater Desallemagne, daß sich in der menschlichen Gesellschaft nicht die Personen, sondern die Kapitalien verbinden. Ein weiblicher Acker heirathet einen männlichen Acker, wenn beide nicht allzusehr verschieden in Fruchtbarkeit und Gehalt sind. Heirathete aber ein Louisd'or einen dicken Sou, so würde ich das eine Unmoralität, eine sociale Störung nennen. Wie lange dauert überhaupt, Herr Desallemagne, die Liebe derer, die sich heirathen, selbst vorausgesetzt, daß die eheliche Verbindung durch die Liebe bedingt wurde? Sehen Sie, Vater Desallemagne, ich kann die Liebe nicht besser als (wie) mit dem Durst vergleichen. Solange Sie nicht trinken, haben Sie Durst; sobald Sie aber getrunken haben, verschwindet er, und in diesem Falle befinden Sie sich viel behaglicher. Die Neuvermählten machen es mit ihrer Liebe wie die Verschwender mit dem Geld; sie geben täglich so viel aus, bis endlich die Quelle erschöpft ist. Sehen Sie nur um sich, welche Wandlung eine Neigungsheirath macht. Am ersten Tag küßt der Mann seine Frau; am zweiten kehrt er ihr den Rücken und am dritten prügelt er sie. In Wahrheit machen sich die jungen Leute sonderbare Vorstellungen von der Heirath. Der Dummkopf heirathet eine Rose und findet am folgenden Tag nur noch einige Blätterüberreste auf seinem Kopfkissen. Aber wissen Sie,

wen der Verständige heirathet, Vater Desallemagne? Er heirathet eine Eiche. Man sollte den Mädchen nicht vor dem sechzigsten Jahr zu heirathen erlauben."

„Es liegt manches Wahre in dem, was Du da sagst. Meine Tochter liebt aber, wie es scheint, einen Andern. Gibt es nicht irgendwo auf der Welt einen gewissen Cornelius?"

„Wen? Cornelius! einen Allesverschlinger! einen Gelehrten! einen Philosophen! einen Mathematiker! einen Entdeckungsmacher! Gehen Sie, Vater Desallemagne! Wenn Sie Cornelius Ihre Tochter geben, dann sind Sie der abgeschmackteste aller Väter! Aber Sie werden das nicht thun; ich weiß es. Sie würden eher dreißig respectabeln gerichtlichen Mahnungen trotzen!"

„Ich werde thun, was ich zu thun vermag, um Louise zum Gehorsam zu führen. Du bist zwar ein Bursche mit schönem Vermögen, wenn sich aber meine Tochter mit Dir unglücklich fühlte, was dann?

„Was sagen Sie da, Herr Desallemagne? Eine Frau sollte sich mit einer Rente von fünf= bis sechstausend Livres unglücklich fühlen? Louise wird, gehört sie mir, die glücklichste Frau im ganzen Amtsbezirk sein. Ich werde meine Principien in Bezug auf Oekonomie zu ihren Gunsten ändern und sie nicht ins Feld schicken; ich werde ihr erlauben, Brodplatz zu backen; ich lasse sie, wenn sie das will, den ganzen Tag nach ihrem Behagen arbeiten; sie soll nur Kleinigkeiten machen, wie zum Beispiel Rahmkäse. Was würde sie aber Cornelius, dieser elende Professor,

thun lassen? Er würde sie zwingen, seine Memoiren abzuschreiben!"

„Du hast gut reden. Ich kann Dir nicht eher Antwort sagen, als bis ich mit Louise gesprochen."

„Wohlan! werden Sie morgen zu Clamecy auf der Holzversteigerung sein?"

„Das werde ich und Du auch?"

„Ich mache einen Spaziergang dahin; das Holz ist um die Hälfte zu theuer und ich thue kein Uebergebot."

„Gut denn! ich bringe Dir Antwort."

IX.

Während dieser Zeit bereitete sich Louise zu einem Gang zur Messe vor. Sie las, halb angezogen, halb nicht angezogen, wie Euch das am lieblichsten erscheint, einen Brief, den ihre treue Magd Hanne von Clamecy mitgebracht. Er war von Cornelius und lautete:

Non semper imbres manant! Verzeihung, Louise, wegen meiner Zerstreutheit; das soll übrigens mit andern Worten heißen, daß die Vorsehung aufhört, uns hinderlich zu sein. Ich habe hier in meiner Brieftasche eine herrliche Erfindung, eine Erfindung, welche nur Ruhm und Reichthum verspricht; Ruhm für uns beide und Reichthum für Dich allein, meine Louise! Ich sage: Ruhm für uns beide, weil der Ruhm eines berühmten Mannes auch die Frau, welche seinen Namen trägt, umstrahlt, und ich sage: Reichthum für Dich allein, weil ich mich mit Wenigem begnüge. Beefsteak, Bordeaux, Kaffee, Punsch und von Zeit zu Zeit drei oder vier arme Gelehrte an meinem Tisch, das ist hinreichend. Im Uebrigen kümmere ich mich um das Geld, wie sich ein gesättigter Hund um einen

Knochen bekümmert. Sieh, Louise, Du wirst täglich in Atlaskleidern gehen, die ein harmonisches „froufrou“ bewirken und Dich in ein Netz von Spitzen einhüllen.

Ich beliebe zu glauben, daß Du weißt, was ein Luftballon ist. Indessen in der Voraussetzung, daß Du es dennoch nicht weißt, will ich Dir diese künstlich ausgedachte Maschine beschreiben. Der Luftballon, zunächst nach dem Namen seines Erfinders Montgolfière genannt, ist eine große Taffettasche oder einfache, gummirte Leinwand, in welche man Hydrogen füllt, ein Gas, das etwa vierzehnmal leichter ist als die atmosphärische Luft und seine Umhüllung mit sich fortträgt. Bis jetzt ist diese wunderbare Entdeckung ohne Resultat geblieben oder bewirkte wenigstens keinen andern Effect, als Maulaffen auf die öffentlichen Plätze zu locken und eine Anzahl Katzen oder einige berühmte Männer umkommen zu lassen. Bisher sah sich der Aëronaut, das heißt der Luftschiffer, gezwungen, sich wie eine dem Flügel eines Adlers entfallende Feder jeder beliebigen Luftströmung zu überlassen und sich dahin zu bewegen, wohin es dem Wind gefiel. Aber ich, Cornelius Belle-Plante, ich habe das Mittel gefunden, den Ballon zu lenken! Unter meinen Händen wird er lenksam wie ein Nachen durch die Ruderstange in den Händen eines Fischers. Ich führe ihn durch die weiten Räume der Lüfte, wie man ein Pferd am Zügel leitet. Wenn Belle-Plante noch einmal wagt, Dir zu sagen, ich tauge zu nichts, so antwortest Du ihm: Die Natur hat dem Menschen nur vier zerbrechliche und nackte Glieder gegeben; der Erste, welcher

eine Barke flott machte, gab ihr Flossen; Ihr Bruder aber gab ihr Flügel!

Louise, Du mußt die ganze Tragweite meiner Erfindung verstehen. In Zukunft wird jede Fortschaffung, jede Reise in einem Ballon unternommen werden. Das Räderfuhrwerk und die Postwagen sind überwundener Standpunkt; man wird seinen Ballon anstatt eines Wagens haben; die großen Landstraßen sind überflüssig geworden, denn man braucht nur noch schmale Wege für die Fußgänger. Die bisher für die Nahrung der Pferde nöthigen Wiesen werden dem Getreidebau zurückgegeben, und um sich der Pferde zu entäußern, führt man sie zur Schlächterei und läßt Beefsteaks daraus machen. Vielleicht ist das für Belle-Plante nachtheilig, dessen Besitzungen meistens nur aus Wiesen bestehen und der viele Pferde hat; aber wir werden schon Mittel finden, ihn durch das Resultat meiner Erfindung zu entschädigen.

Auf der andern Seite wird es zwischen den Völkern keine tiefen Gräben mehr geben, welche man Flüsse nennt; kein langes Mauerwerk mehr, welches von dem guten Gott mit Schnee und Eis beworfen wurde, wie der Maurer eine Einfriedigung mit Glasscherben bewirft. Alle Gegenden und Welttheile werden ausgekundschaftet werden. Man wird noch leichter in das Innere von Afrika eindringen als ein Mitglied der Akademie in seine Wissenschaft; man wird sich um die Erde bewegen, wie Du Dich um Deinen Drehstuhl bewegst, und ihren Umfang bis auf eine Linie genau messen! Und mir, dem Cornelius, wird die

Welt diese Erfindung zu verdanken haben! Könnte ich mich selbst umarmen, Louise, mit welcher Inbrunst würde ich das thun!

Siehst Du, Louise, sobald mein Ballon fertig gestellt ist, machen wir zusammen eine kleine Reise auf die Inseln des stillen Meeres. Wir durchfliegen die Lüfte wie zwei Vöglein, welche ihr Nest mitnehmen; wir werden die Engel wahrnehmen, welche rings um die Erde Wache halten, und ihre Flügel berühren. Der Himmel wird uns schwarz wie ein Leichentuch erscheinen; mühsam wirst Du athmen und unter Deinem wattirten Mantel vor Frost zittern; das Feuer in unserem Aufenthaltsort wird verlöschen und das Blut aus unsern Poren dringen; ich werde zu Dir sprechen, aber Du hörst es nicht; Du siehst nur die Bewegung meiner Lippen.

Daß das nicht amüsant ist, gebe ich zu; aber wie groß wird bei der Rückkunft Dein Vergnügen sein, alle Erlebnisse den Gefährtinnen zu erzählen!

Wir landen an unbekannten Küsten und verbreiten unter fremden Völkern europäische Civilisation; wir überhäufen sie mit Nägeln und kleinen Glasstücken und geben sie als Heiligenbilder aus, und ich lehre sie die Geometrie. Dann werden wir wie Abgesandte Gottes verehrt werden und vielleicht opfern uns diese guten Wilden, und zwar ganz besonders für uns gemästete Menschen.

Kommen wir auf den Ballon zurück. Du wendest mir vielleicht ein, daß meine Luftschiffe durch Stürme und heftige Luftströmungen aufgehalten werden könnten und

daß man in den Lüften, und zwar im Innern des Hydrogens, mit Schnur an Pfähle befestigte Wirthshäuser bauen müsse, in welchen sich die Reisenden bis zur Rückkehr ruhigen Wetters aufhalten. Ich verhehle mir nicht den Ernst Deines Einwurfs; er legt Zeugniß von Deinem gesunden Verstand ab, meine liebe Louise. Ich muß über den Regionen der atmosphärischen Luft einen total ruhigen Raum finden, in welchem ich wie auf einem See schiffen kann. Ich würde Dir wohl den Plan meines Ballons schicken, damit Du sähest, daß meine Zurüstung mächtig genug ist, die gewöhnlichen Strömungen der Atmosphäre zu besiegen, zöge ich nicht vor, Dir ihn persönlich zu übermitteln.

Nächsten Montag komme ich nach Clamecy und in Armes vollende ich meinen Ballon. In dem großen Hof Belle-Plante's kann ich meine Leinwand aufspannen. Er hat gut geizig sein! Ich hoffe, daß er sich ein Vergnügen daraus macht, mich wiederzusehen und mich während einiger Monate zu beherbergen. Vor allem aber ist es für mich eine Nothwendigkeit, daß ich mich bei Belle-Plante einrichte; ich habe mit dem von Dir übersandten Geld vierhundert Ellen Leinwand und zwei Fässer Trockenöl gekauft. Wenn ich meinen Platz in dem Postwagen bezahlt habe, bleibt mir kein Sou übrig.

Auf Deine Aeußerungen über Belle-Plante und den Priester gebe ich diesmal keine Antwort, weil sonst mein Brief eine unabsehbare Länge bekäme. Sobald

ich in Armes eintreffe, plaudern wir über diesen Gegenstand.

Dein Freund

Cornelius.

P. S. Sollten sich in meinem Briefe einige Ausdrücke vorfinden, die Du nicht verstehst, so wirst Du Herrn Guillerand bitten, sie Dir zu erklären."

„Das fehlte mir noch!" sagte Louise und verbarg den Brief des Cornelius in ihrem Busen, jenem charmanten Versteck, in welchem jedes Sendschreiben des Geliebten so lange verborgen blieb, bis ein neues eintraf. Hierauf begab sie sich zur Kirche.

Als die Messe beendet war und Louise ihre Schritte heimwärts lenkte, trat die Magd des Priesters an sie heran und sagte, daß ihr Herr das Fräulein zu sprechen wünsche.

„Was wünscht Ihr Herr von mir, Jeanneton? Er weiß wohl, daß ich niemals in die Pfarrwohnung gehe!"

„Ich glaube", bemerkte Jeanneton, „daß er Ihnen ein Papier zustellen will, welches Sie in der Kirche verloren haben."

Louise fuhr rasch mit der Hand an ihr Halstuch und entdeckte sofort den Verlust des Briefes. Ohne ein Wort zu sagen, folgte sie der Magd.

„Hier ist ein Brief mit Ihrer Adresse", sagte der Priester, „den der Küster in der Kirche fand."

„Ach", erwiderte Louise erröthend, „ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Ich werde Herrn Panuche ein Paar Hähnchen schicken, um ihm für seine Discretion zu danken."

Louise wollte gehen, aber der Priester hielt sie zurück.

„Es scheint, mein Fräulein, daß Sie einen gewissen Cornelius lieben.“

„Einen gewissen?“ erwiderte Louise, den Priester mit ihrem ganzen weiblichen Stolz betrachtend. „Was soll das Wort gewissen bedeuten? Man nennt Sie Herr Pfarrer und denken Sie, daß Cornelius nicht ebenso viel werth ist? Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Cornelius liebe? Es scheint mir, Sie haben von meinem Brief Kenntniß genommen. Ich nenne jeden Menschen ungezogen, welcher unbefugt einen Brief liest, der nicht an ihn gerichtet ist. Es ist ein Diebstahl, sich auf solche Weise Geheimnisse anzueignen. Für einen Priester ist es aber noch viel mehr.“

Der Priester blieb gegen diesen Vorwurf unempfindlich.

„Mein Fräulein“, erwiderte er, „wären Sie fähig, nachzudenken, so würden Sie ohne Mühe finden, daß das, was Sie so schlimm finden, für den Priester eine Pflicht ist. Der Priester übt in seinem Sprengel die Polizei über die Seelen aus, wie der Commissar die Polizei in einem Stadttheil ausübt. Muß er nicht wissen, was sich unter jenen Leuten zuträgt, deren Heil seiner Obhut anvertraut ist? Wie könnte er ein Mittel in Ausführung bringen, wenn er nicht weiß, wo die wunde Stelle ist? Ich selbst habe Ihnen einen Vorwurf zu machen, daß Sie mir nämlich in Ihrer letzten Beichte die Liebe zu Cornelius verheimlichten.“

„Wird es vielleicht eine Sünde sein, Cornelius zu

lieben? Wohlan! wenn das eine Sünde ist, so beichte ich sie: ja, ich liebe Cornelius! Cornelius, meinen Gelehrten, meinen Narren, meinen Schwätzer! Aber was ich trotzdem schön an meinem Cornelius finde, ist das, daß er mit seinen zerstreuten Blicken die Engel des Himmels zu sehen vermag, und daß man unter seiner breiten Stirn das Geräusch der Maschinen hört! Aber er ist so gut und besitzt ein so edles und großmüthiges Herz, daß ich ihn lieben müßte, selbst wenn er einäugig, lahm oder einarmig wäre!"

„Und dennoch ist Ihnen nicht unbewußt, daß Cornelius gottlos ist. Sie haben vielleicht die irreligiösen Worte, welche er geschrieben, durch ein mißbrauchtes Vertrauen herbeigeführt?"

„Ich gestehe Ihnen, Herr Pfarrer, daß ich vor Cornelius nichts zu verheimlichen habe. Er schickt mir die Pläne seiner Maschinen, und es wäre meinerseits eine Undankbarkeit, machte ich ihm ein Geheimniß aus den kleinen Zwischenfällen meines jungen Lebens."

„Aber dieser Cornelius, das heißt Herr Cornelius, ist auf dem Weg zur Hölle. Die Liebe dieses Mannes führt Sie ins Unglück. Hängt man sich etwa an den Hals dessen, der im Begriff steht, sich in einen Abgrund zu stürzen?"

„Und die Liebe zu Panuche wird mir wahrscheinlich ein Anrecht auf das Paradies geben, nicht wahr?"

„Ich spreche nicht davon, daß Sie Panuche lieben sollen; aber gewiß würden Sie gut thun, wenn Sie ihn

heiratheten! Panuche ist ein Mann von exemplarischen Sitten, mit soliden Andachtsübungen, welcher Ihnen nur ein gutes Beispiel geben kann."

„Ja, der mich schon um fünf Uhr morgens aufstehen hieße, um Angelus zu läuten!"

„Sie machen sich falsche Begriffe über den Charakter des Panuche. Panuche wird der sanftmüthigste der Ehemänner sein, wie er der pünktlichste Küster ist. Weit entfernt, Sie zu tyrannisiren, wird er sich im Gegentheil ohne Gegenrede allen Ihren Willensäußerungen unterwerfen. Sie würden Königin und Herrscherin in Ihrer Haushaltung sein."

„Ich verstehe! Panuche ist ein guter Mann; er ist häßlich, er ist dumm; noch mehr, er ist Ihr Küster! Nicht wahr, Sie werden sich nicht ereifern, wenn er eine schöne Frau heirathet?"

„Was wollen Sie damit sagen, Unglückliche?" schrie der Priester wüthend, als er bemerkte, von einem jungen Mädchen errathen worden zu sein.

„Was ich sagen will?" erwiderte Louise. „Ich will weiter nichts sagen, als daß ich Herrn Panuche nicht haben will."

„Und ich sage Ihnen, daß Sie Ihren Cornelius nicht heirathen!"

„Wer wird mich daran hindern?" entgegnete Louise, den Priester mit ihren dunkeln Augen messend.

„Ich!"

„Sie?"

„Ja, ich! Ich verweigere Euch als zwei Ungläubigen das Sacrament der Ehe."

„Was wird das zu sagen haben? Cornelius hält nicht viel auf die Wichtigkeit jenes Sacraments; ich vermuthe es wenigstens. Wir heirathen uns, wie Adam die Eva heirathete."

„Und Sie wagen es, eine solche Gotteslästerung auszusprechen?"

„Warum nicht? Wer begeht die Gotteslästerung? Die Kirche, welche einem jungen Paar den Segen verweigert, oder das junge Paar, das ihn entbehrt?"

„Louise", sagte der Priester, „es ist Ihnen doch nicht unbekannt, welchen Einfluß ich auf Ihren Vater übe, der Kirchenvorsteher des Sprengels ist? Ich erlange von ihm, daß er Ihnen seine Einwilligung verweigert, wenn Sie darauf bestehen, Cornelius zu heirathen."

„Und ich werde ihm von gewissen Anträgen Mittheilung machen, die Sie mir in der Beichte gestellt haben."

„Louise, Louise!" sagte der Priester, „verstehen Sie mich denn nicht?" Und er faßte sie um die Taille.

„Sehen Sie", sagte Louise, „hier ist der Beweis, daß ich Sie verstanden habe."

Bei diesen Worten applicirte sie ihm eine Ohrfeige, daß ihm die Brille von der Nase flog.

Der Priester war einen Augenblick wie verblendet; dann stürzte er nach der Thür, schloß sie zu, zog den Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche. „Mein Fräulein", sagte

er, „Sie müssen mir Genugthuung wegen der mir angethanen Beleidigung geben!"

Louise bemerkte jetzt Panuche in dem Garten. Sie trat zum Fenster und rief:

„Herr Panuche, der Herr Pfarrer verlangt Sie!"

Als der Priester bald hierauf die Schritte des Gerufenen hörte, schloß er die Thür auf, beugte seinen Kopf herunter zu Louise und sagte:

„Krieg ohne Waffenstillstand, wenn Sie nur ein Wort von dem, was sich zugetragen, über die Lippen bringen."

„Wir werden sehen, ob Sie meine Nachsicht verdienen", erwiderte Louise.

Hierauf entfernte sie sich rasch wie eine Katze, die eben gekratzt hat.

X.

Am folgenden Tage trafen sich Belle-Plante und Vater Desallemagne bei der Holzversteigerung. Belle-Plante verbreitete das Gerücht, die Holzpreise seien bedeutend gefallen, und bewirkte dadurch, daß die Gebote vorsichtig und mäßig blieben. Auf diese Weise gelangte der geizige Kamerad mit einem Aufschlag von wenigen Franken über das letzte Gebot billig zu dem ganzen Holzvorrath, worüber Vater Desallemagne nicht wenig staunte, ohne gerade ungehalten über den Steigerer zu werden; denn unter Händlern ist es zulässig, sich gegenseitig zu betrügen. Der Diebstahl nimmt dann alle Arten von zarten Ausdrücken an, sodaß die Gensdarmen, indem sie an ihm vorüberkommen, grüßen und die Unterbeamten vor ihm salutiren. Sobald das Holz Belle-Plante zugeschlagen war, verließ er mit Vater Desallemagne den Saal.

„Nun, mein Bursche", sagte dieser, seinen Begleiter auf die Schulter klopfend, „Du hast ein gutes Geschäft gemacht!"

„Kein schlechtes, Vater Desallemagne! Herr Martin hat mir schon tausend Franken mehr geboten."

„Du sagtest mir doch gestern, daß Du kein Gebot thun wolltest?“

„Ich war nicht gezwungen, Ihnen zu sagen, daß ich es doch thun würde!“

„Es ist wahr, als Rekrut hast Du Dein Geschäft nicht schlecht geführt. Du wirst es weit bringen, Belle-Plante, das sage ich Dir.“

„Nicht wahr, Vater Desallemagne? Apropos, und Ihre Antwort?“

„Abgewiesen, mein Junge! Louise will nicht von Dir reden hören.“

„Und Sie, Vater Desallemagne?“

„Ich? Ich habe nicht viel darüber zu sagen. Du hast Dich zwar heute von einer schönen Seite gezeigt; aber wie kannst Du verlangen, daß ich Louise zwinge, Dich zu heirathen?“

„Sehen Sie, Vater Desallemagne, ich setze mich nicht zwischen zwei Stühle. Geben Sie mir die Zusage, daß ich Louise heirathe, und Sie sollen die Hälfte meines Einkaufs haben.“

„Topp!“ erwiderte Vater Desallemagne; „die Sache ist abgemacht!“

„Das lasse ich mir gefallen! Jetzt sind Sie ein wahrhaftiger Vater! Wie wär's, wenn wir eine kleine Schrift aufsetzten? Sie wissen, daß man am besten Alles schriftlich macht!“

„So ist es! Wir kommen bei Herrn Arthus vorüber, und der soll seine Klauen auf unsern Vertrag legen. In-

dessen für den Augenblick ist es nöthig, darüber nachzudenken, wo wir ein gutes Mahl bekommen."

„Ja, ich habe aber kein Geld bei mir, Vater Desallemagne."

„Das ist sehr gut! Sage das immer und Du wirst reich; aber bei mir hast Du kein Geld nöthig."

„Das lasse ich mir gefallen", erwiderte Belle-Plante, „denn die Zeiten sind schlecht und das Geld ist so schwer zu verdienen!"

„Es scheint mir aber, daß Du Dich heute Morgen nicht sehr angestrengt hast, etwa zwanzigtausend Franken zu verdienen?"

„Sie glauben das, Herr Desallemagne; gehen Sie! Ich bin nicht von den Strümpfen gekommen und habe mir die erdenklichste Mühe gegeben, bei den Wiederkäuern von Großhändlern das Gerücht in Circulation zu bringen und falsche Briefe in Umlauf zu setzen, daß das Holz in Paris um ein Drittel seines bisherigen Preises gesunken sei!"

Vater Desallemagne führte seinen zukünftigen Schwiegersohn in das Réunion-Hotel und bestellte ein reiches Frühstück; denn er wußte, daß Belle-Plante einen guten Appetit entwickelte, sobald es ihn nichts kostete. In demselben frühstückten noch mehrere Bauern und eine Art von Gentleman mit schäbigem Hut und gewendetem Ueberrock.

„Kennst Du dieses Individuum?" fragte Herr Desallemagne.

„Ob ich es kenne! Das ist Herr Matronazy, welcher unten an der Bethlehembrücke wohnt."

„Wohlan, ich wette, daß er dort an seinem Tische nicht regalirt.“

„Und ich wette, daß die beiden Bauern neben ihm von ihm angepumpt wurden.“

„Wenn das der Fall ist, so wirst Du alsbald Madame Matronazy ankommen sehen.“

Und in der That war kaum das letzte Wort gesprochen, als die Frau eintrat.

„So komm' doch, Matronazy!“ rief sie; „ich erwarte Dich seit einer Stunde zum Mittagessen. Du weißt wohl, daß ich mich nicht zu entschließen vermag, ohne Dich zu speisen.“

„Aber, mein guter Schatz, Du siehst doch, daß ich diese Herren nicht verlassen kann!“

„Sapperlot! Herr Matronazy“, sagte einer der Bauern, „wenn uns Ihre Frau die Ehre geben wollte, uns Gesellschaft zu leisten, so wäre uns das sehr angenehm.“

„Wahrhaftig, das ist wahr!“ sagte Matronazy. „Vater Desanières hat Recht, Du wirst mit uns essen.“

„O, ich danke Ihnen, Herr Desanières; ich habe noch nie in einem Gasthof gegessen und möchte heute nicht damit beginnen.“

„Wie Du komisch bist!“ sagte Matronazy. „Bist Du hier nicht unter Freunden? Hast Du Furcht, von diesen braven Leuten verspeist zu werden? Dieser gute Papa Desanières, er wird es als Stolz auslegen, wenn Du Dich weigerst. — He! Madame Bourbon, noch ein Gedeck, ich bitte!“

Madame Matronazy ließ sich der Förmlichkeit wegen noch einigemal bitten und setzte sich dann an den Tisch.

„Gib acht!" sagte Vater Desallemagne, „die Procession ist noch nicht zu Ende."

Und wirklich trat nach fünf Minuten ein anderer Matronazy ein. Es war dies Herr Matronazy Sohn, welcher seine Mutter suchte, damit sie ihm sein Mittagessen gebe, und welcher etwas von Hunger brummte.

„Nichts ist doch lästiger als ein Schwarm Kinder!" sagte Matronazy; „die haben den ganzen Tag Hunger. Es wäre nöthig, daß man das Brod in der Tasche mit sich führte! Hätten wir ein Dessert, wir schafften ihn uns mit Obst und einem Stück Brod vom Halse!"

Vater Desanières war nicht schwerhörig; er bestellte sofort das Dessert.

„Siehst Du", sagte Vater Desallemagne, „das ist ein Schmarotzer, der sein Handwerk versteht!"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Desallemagne", erwiderte Belle-Plante; „er hätte besser gethan, bei sich zu Hause sein kleines Mittagessen zu verspeisen, als jene Leute zu übermäßigen Ausgaben im Wirthshaus zu verleiten!"

Nachdem sie gespeist, begaben sich Belle-Plante und Vater Desallemagne zu dem Advocaten Arthus, fanden ihn aber nicht zu Hause; er hatte sich nach Corvol begeben, um der Einladung zu einem Diner seitens meines Onkels Benjamin Folge zu leisten. So mußte denn das Geschäft auf einen andern Tag verschoben werden.

XI.

Cornelius kam am Abend an. Eben schlug die Kukuksuhr Belle-Plante's acht, als er triumphirend in den Hof eintrat und zwar im Gefolge seines Ballons von Leinwand und zweier Fässer Trockenöl. Belle-Plante war gerade bei dem Nachtessen. In Wahrheit werdet Ihr ihn nicht für einen Menschen nehmen, welcher soupirt. Er saß an einer Ecke des Küchentisches; vor ihm lag ein Bündel Schalotten, ein kleiner Hügel Salz und ein Runken Brod im Trauergewand. Als ihn Cornelius bemerkte, warf er sich an seinen Hals und umarmte ihn zärtlich; er that mit einem Wort das, was man bei dergleichen Gelegenheiten zu thun pflegt. Nachdem er sich dieser Formalität entledigt, sagte er:

„Du wirst mir wohl ein Abendessen auftragen lassen, nicht wahr? Seit Auxerre habe ich nicht mehr gegessen; ich sterbe buchstäblich vor Hunger."

„Wirklich?" sagte Belle-Plante. „Du hättest mich das sollen wissen lassen, daß Du buchstäblich Hungers stirbst. Sieh her, hier sind Schalotten zu Deiner Verfügung."

„Du willst scherzen“, sagte Cornelius. „Ich lasse die Schalotten für eine pikante Suppe zu, vorausgesetzt, daß man keinen Mißbrauch damit treibt; aber niemals habe ich sagen hören, daß ein Mensch, als Ebenbild Gottes geschaffen, mit Schalotten ein Nachtessen halten kann. Geh', mein guter Belle-Plante, und lasse mir ein Hähnchen bereiten.“

„Unmöglich, mein guter Cornelius; ich würde die einzelnen Paare zerreißen!“

„Wohlan! so lasse ein Paar schlachten. Ich fühle einen solchen Hunger, daß Du mir kaum zu helfen brauchst, heute Abend zwei Hähnchen zu verspeisen.“

„So weißt Du denn nicht, Du, Gelehrter! daß ein Paar Hähnchen auf dem Markte zu Clamecy für dreißig Sous verkauft werden?“

„Ich verstehe“, erwiderte Cornelius, „Du findest, daß das ein zu theueres Nachtessen für mich ist. Nun denn, so lasse mir Eier backen.“

„Die Eier, mein Lieber, haben ihre Verwendung wie die Hähnchen. Morgen muß sie die Magd nach Clamecy bringen.“

„Teufel! Alles also, was sich hier vorfindet, wandert nach Clamecy! Hätte ich das vorausgesehen, so würde ich dort mit jenem kupferwangigen Herrn gegessen haben, der uns unterwegs so viel Stoff zum Lachen gab und mich zwingen wollte, seine Einladung anzunehmen.“

„Du hättest nichts Besseres thun können. Aber was zum Teufel willst Du hier treiben? Dich hält doch kein

Geschäft mehr hier zurück, nachdem Du Dein Erbtheil durchgebracht?"

„Was ich hier treiben will? Vor allem komme ich, um Dich wiederzusehen, Dich zu umarmen; dann bin ich gekommen, um an den Ufern meiner lieben Yonne zu träumen. Ich will das Wasser meines Brunnens trinken und auf die Hochebene von Chèvre klettern, wo ich so oft unsere Kühe gehütet!"

„Zum Teufel!" sagte Belle-Plante, „ich sehe, daß Du viel Geschäfte hier hast."

„Das ist noch nicht Alles. Ich komme wegen der Ausführung meines Ballons. Ich hoffe, Du beherbergst mich, meine Leinwand und mein Trockenöl für einige Monate."

„Deine Leinwand und Dein Trockenöl, das lasse ich mir gefallen; aber mit Dir ist es etwas Anderes."

„Wie? Du hättest hier keinen Platz für mich? Ein Stübchen mit einem Fenster auf das Feld genügt mir."

„Du bist in der That nicht anspruchsvoll; glaubst Du denn, ich wollte dem ersten Besten, der sich hier einzurichten gedenkt, eine Stube mit der Aussicht aufs Feld vermiethen?"

„Du wirst doch wenigstens einen kleinen Winkel auf Deinem Hofe für mich finden?"

„Und ich sage Dir, daß es keinen kleinen Winkel auf meinem Hofe gibt. Offen gesprochen, bin ich nicht in der Laune, mich binden zu lassen, einen Müßiggänger zu ernähren, welcher mit seinen zehn Fingern niemals was Gescheidtes leisten konnte."

„Es ist ein Vorurtheil bei Euch Bauern, daß der, welcher nicht mit seinen Armen arbeitet, ein Faulenzer sei. Du stehst des Morgens sehr früh auf, Belle-Plante, aber ich lege mich manchmal nicht schlafen. Weißt Du, daß ich das Mittel gefunden, einen Luftballon zu lenken?"

„Du hättest besser gethan", erwiderte Belle-Plante, „ein Mittel zu finden, durch das die Kartoffeln die Größe eines Kürbis annehmen."

In diesem Augenblick trat der durch langes Warten gelangweilte Fuhrmann herein, welcher die Sachen für den Luftballon von Clamecy nach Armes gebracht hatte, und verlangte sein Geld. Cornelius hatte sich keine große Uebertreibung zu Schulden kommen lassen, als er an Louise schrieb, er komme ohne einen Sou in der Tasche nach Armes, denn er besaß nur noch eine Münze von zwölf Sous und diese zeigte überdies eine schlechte Prägung.

„Belle-Plante", sagte er zu seinem Bruder, „leihe mir drei Franken, um diesen Mann zu bezahlen; ich habe kein Geld mehr."

„Ich auch nicht!" erwiderte Belle-Plante.

„Geh', gib ihm einen Thaler; den Ueberschuß mag er als Trinkgeld behalten."

„Gib ihm eine Elle von Deiner Leinwand."

„Was! Bist Du ein Narr geworden?" erwiderte Cornelius, dessen hohe, aber kindliche und naive Seele noch nicht ganz den Egoismus des Bruders faßte.

„Du bist ein Narr geworden, wenn Du glaubst, daß ich Dich drei Monate behalte und an meinem Feuer Deine

Glieder wärmen lasse und obendrein noch die Kosten Deiner Reise bezahle!"

„Elender!" rief Cornelius erzürnt, „ich sehe nun, wer Du bist! Fort! wir sind keine Brüder mehr!"

In diesem Augenblick öffnete sich halb die Thür.

„Herr Cornelius!" rief eine sanfte Stimme.

Und kleine, leichte Schritte, elastische Tritte kleiner Füße wurden im Hof vernehmbar.

Cornelius ging hinaus, und gewiß würdet Ihr dasselbe gethan haben, denn es war Louise, die ihn gerufen und ihn in der Straße erwartete.

„Höre auf, Cornelius!" sagte Louise, welche überreichlich geküßt wurde; „ich bin nicht hierher gekommen, um geküßt zu werden."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein Hund Belle-Plante's herzusprang und zu bellen anfing. Der Gelehrte gab ihm einen Fußtritt in die Seite.

„Nimm das und bringe es Deinem Herrn!" sagte er. „Das wird dich lehren, in Zukunft galanter gegen Damen zu sein."

„Sie sind im Zorn, Herr Cornelius", bemerkte Louise.

„Ich bin es nicht mehr, er ist vorüber. Eigentlich kann er nichts dafür, daß er so und nicht anders organisirt ist. Ich hätte daran denken sollen, daß ein Geizhals ebensowenig fähig ist, eine edle Handlung zu begehen, wie ein Hinkender, gerade zu gehen."

„Von wem sprechen Sie denn?" fragte Louise innerlich lächelnd.

„Verzeihung Louise, ich spreche von Belle-Plante. Denke Dir, daß er mich nicht bei sich aufnehmen will!"

„Ich wußte das im voraus, Cornelius, und ich habe dafür gesorgt, daß Sie nicht unter freiem Himmel bleiben."

„Liebe Louise", erwiderte Cornelius, indem er ihre Hand nahm, „ich werde jedem Menschen, der es wünscht, beweisen, daß Du das beste der weiblichen Wesen bist."

„Das ist wieder ein Axiom, mein Freund; die Frau, welche man liebt, wird, ja muß immer die beste von allen sein!"

„Louise, ich glaube, Du täuschest Dich."

Cornelius hätte jetzt vielleicht ein längeres Gespräch über die Liebe angefangen, wenn er nicht durch das Geräusch eines Wagens unterbrochen worden wäre; der weiter oben erwähnte Fuhrmann näherte sich. Der arme Mann hatte den Nothstand des Cornelius errathen; er übte Geduld und entschloß sich, für die Reise und den Transport der Geräthschaften des Ballons vorläufig nichts zu fordern.

„Apropos, Louise, hast Du drei Franken?"

„Ah, der Fuhrmann", erwiderte Louise; „es ist wahr, ich dachte nicht mehr daran. Guter Mann, hier sind sechs Franken."

„Ich kann Ihnen aber nicht herausgeben!"

„Behalten Sie es, braver Mann; Herr Cornelius gibt Ihnen den Ueberschuß als Trinkgeld. Ich weiß, daß das seine Intention ist."

„Ihr seid liebenswürdige Leute“, sagte der Fuhrmann, „und ich sehe wohl, daß Ihr Euch liebt. Ich werde meiner Frau sagen, daß sie für Euch zu Gott betet, bald ein Paar aus Euch zu machen.“

„Merci, mein Freund!“ antwortete Cornelius.

„Merci auch meinerseits!“ sagte Louise.

XII.

Die beiden Liebenden schlugen einen Hohlweg ein, welcher auf beiden Seiten von Hecken eingerahmt war und sich in die Wiesen verlor. Es ereignete sich dies Ende Juni; der Himmel glänzte so schön blau, als wäre seine Lasurfarbe gewaschen gewesen; der Mond strahlte so lieblich, und das Laub, von leisem Wind bewegt, flüsterte wie in einem Liebesgespräch, und einzelne, wie Landstreicher dahineilende Wolken warfen ihre Schatten auf die Kleeäcker.

„Hanne, bist Du hier?“ fragte jetzt Louise.

Eine Magd trat hinter einem Baum hervor und trug am Arme einen mit einer weißen Serviette bedeckten Korb.

„Sie haben doch gewiß noch nicht zu Nacht gegessen, Herr Cornelius“, sagte Louise.

„Ich gestehe es ein“, erwiderte der Gelehrte.

„Und Sie haben Appetit für zwei Hähnchen?“

„Ich stelle es nicht in Abrede. Bist Du denn eine Fee, Louise? Du weißt ebensoviel von mir wie ich de ipso, das heißt, als ich von mir selber weiß. Sage mir,

hast Du das bischen Latein, was ich Dich gelehrt, nicht vergessen?"

„Ich werde mich sehr hüten, denn es ist ein Andenken, das ich von Ihnen bewahre."

„Mache mir das Vergnügen und sage lateinisch: ich liebe Cornelius."

„Amo Cornelium", erwiderte Louise, welche stets den Schwächen des Gelehrten mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit nachkam.

„Sehr gut, Louise, ich danke Dir. Apropos, was trägt denn Hanne in dem zugedeckten Korbe?"

„Wissen Sie denn schon nicht mehr, daß Sie noch nicht gegessen haben?"

„Wie hast Du das errathen?"

„Nur sehr schwer, meiner Treu! habe ich errathen, daß Belle-Plante Ihnen kein Essen geben wird."

„Wahrhaftig, ich liebe Dich ebenso sehr wie Du mich, aber das hätte ich doch nicht errathen. Louise, ich muß Dich Mathematik lehren; mit Deinem Scharfsinn wirst Du famose Fortschritte machen!"

Die beiden Liebenden hielten unter einer großen Ulme ihre Schritte an und zwar dort, wo sich ein Bach in die Yonne ergießt. Hanne breitete die Serviette auf das Gras und stellte das Essen auf.

„Wie? Louise", sagte Cornelius, als er zwei Gläser und zwei Gedecke bemerkte, „willst Du hier mit mir zu Nacht speisen?"

„Warum nicht?" erwiderte Louise. „Glauben Sie,

ich habe so wenig gelernt, um nicht zu wissen, daß man mit seinen Gästen speist?"

„Mein Gott, Louise, wie gut Du bist! Du erräthst Alles, Du siehst Alles und Du sorgst für Alles! Du bist eine unerschöpfliche Quelle von Intelligenz und Güte. Du bist ein wachender Schutzengel für den, der Dich liebt! Was hat aber wohl Dein Vater gedacht, daß Du nicht zu Nacht gegessen?"

„Nichts", erwiderte Louise. „Ich habe ihm gesagt, daß ich keinen Hunger hätte und zu Bett ginge, weil ich nicht ganz wohl wäre. Jetzt glaubt er mich in tiefem Schlaf. Ich habe nur für Hanne Angst, die sich nicht nehmen ließ, meine Mitschuldige zu werden; wenn der Vater seine Nachtmütze nicht am Platze findet, ruft er vielleicht nach der armen Person."

„Ausgezeichnetes Mädchen!" sagte Cornelius. „Wenn Du willst, so nehmen wir Hanne in unserem Ballon mit."

„Ja, mein Freund, auf die Inseln des stillen Meeres."

„Garstige! Apropos, hast Du Herrn Guillerand gefragt, was man unter einem Pol versteht?"

„Ja, mein Freund, ich habe ihn gefragt; aber er weiß nicht, was das bedeuten soll."

„Alter Esel! Wohlan, ich will Dir die Sache erklären. Stich mit einer Stricknadel mitten durch ein Nadelkissen —"

„Bitte, Cornelius, nur diesen Abend keine gelehrten Auseinandersetzungen!"

Cornelius, in seinem Redefluß aufgehalten, wie ein

galoppirendes Pferd, das man an den Zügeln faßt und das dann noch einige Sprünge macht, bis es zum Stehen kommt, verstummte und schenkte sein Glas voll. Er trank dann in einigen guten Zügen und blickte ganz verwundert um sich.

„Verzeihe mir Gott!" rief er aus, „das ist Bordeaux!"

„Aber haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie den Bordeaux lieben?"

„Und wie hast Du Dir ihn verschafft? Dein Vater hat keinen im Keller."

„Ich habe ihn in der Stadt gekauft, um Ihre Ankunft zu feiern, mein Freund."

Cornelius warf seine Serviette in den Bach, schüttete die Flasche aus, zerbrach die Pastete, zerdrückte das Hähnchen und stürzte sich Louise an den Hals.

„Wie, in Gegenwart der Hanne?" sagte Louise leise zu Cornelius. „Bist Du toll?"

„Ja, ich bin toll!" rief er aus; „amens, wie die Alten sagten, und in diesem Augenblick würde ich Dich selbst vor einem versammelten Concilium umarmen und küssen!"

„Denken wir lieber über Ihre Angelegenheiten nach, Herr Cornelius; es scheint mir, mein Freund, daß Sie nach alter Gewohnheit kein Geld mehr besitzen."

„Verzeihung, Louise; ich habe hier noch ein Stück von zwölf Sous in meiner Tasche."

Louise und Hanne konnten sich nicht enthalten, über die Naivetät des guten Cornelius zu lachen.

„Das ist“, bemerkte die Magd, „ein schönes Vermögen, um drei Monate in der Schenke zu wohnen. Unser Zeisig kostet in einer Woche mehr als zwölf Sous.“

„Und ich“, sagte Louise, „hätte das Geld, welches ich dieser Tage für ein Mäntelchen und einen Muff ausgab, für Sie in der Tasche behalten, wenn Sie nur ein Wort darüber geschrieben.“

„Ich glaubte, Louise, daß Du das wüßtest, da Du ja sonst Alles von mir weißt.“

„Nicht übel!“ erwiderte Louise. „Das ist wieder eine Ihrer merkwürdigen Naivetäten. Halten Sie mich denn für den lieben Gott?“

„O, Louise, die Welt würde zu glücklich sein, wenn Du der liebe Gott wärest.“

„Keine Gottlosigkeit, mein Freund! Wir haben in unserer Position die Protection des Himmels nöthig. Sie werden bei der Mutter Simone wohnen; sie war meine Amme. Sie wird Ihnen nicht nur das geben, was Sie verlangen, denn Sie sind nicht fähiger als ein Kind von sechs Jahren, das zu verlangen, was Sie brauchen, sondern sie wird Ihnen Alles geben, was Sie nöthig haben. Sie hat hinter ihrem Hause eine große Wiese, auf der Sie Ihre Leinwand aufspannen können. Mutter Simone gibt Ihnen ein hübsches Zimmerchen, dessen Fenster nicht nur auf das Feld, sondern auch auf Ihre Wiese gehen. Von Ihrem Bett aus können Sie die Leinwand überwachen und Dragon, der Hund meiner Amme, unter=

stützt Sie darin; sie ist in Kenntniß gesetzt, daß Sie kommen, und erwartet Sie heute Abend."

„Wenn mein Luftballon fertig ist, werde ich mit Mutter Simone meine Rechnung ausgleichen und ihr dreitausend Franken geben, damit sie ihre Tochter verheirathen kann."

„Mutter Simone ist allein; ihre einzige Gesellschaft ist Blanchette, ihre Kuh."

„Nun, dann gebe ich ihr dreitausend Franken für ihre Kuh."

„Jetzt, Cornelius, wenn Sie mit Essen fertig sind, wollen wir zurück ins Dorf gehen."

„Eine Pastete zerbrechen heißt man nicht essen", erwiderte Cornelius; „noch einen Augenblick, Louise, ich bitte Dich darum."

„Nicht länger als fünf Minuten", sagte Louise; „Mutter Simone ist alt; sie geht früh zu Bett und man darf sie nicht warten lassen."

Cornelius machte keine Einwendung. Er erhob sich, nahm die Hand Louisens und bereitete sich eben zum Abmarsch vor, als ein Mann in ihrer Nähe vorüberging.

„Das ist Panuche", sagte Hanne; „ich erkenne ihn an seinem Küstercostüm."

„Gewiß kommt er nicht hierher, um sich seine Kosten zu holen", sagte Louise, absichtlich die Stimme erhebend.

„Was geht uns dieser Herr Panuche an?"

„Er wird dem Priester sagen, daß er uns hier zusammen gesehen, und dieser ist der Mann dafür, von der Kanzel herunter gegen uns zu eifern."

„Mit dem Vorbehalt, daß ich dem Priester die Ohren abschneide, wirst Du mir wohl erlauben, Louise, daß ich Panuche in die Yonne schleudere, wo er zu seinen Kosten kommen soll!"

„Sie verlieren den Proceß, Herr Cornelius, wenn Sie einem Küster einen Schnupfen aufhängen", sagte Hanne.

„Außerdem", fiel hier Louise ein, „sind Sie viel zu edelmüthig, als daß Sie Ihr Heimatland solcher Veni creator, wie ein Panuche, berauben."

In einiger Entfernung von da begegneten sie Belle-Plante, welcher auf einem Stück Holz saß.

„Da ist noch einer, der uns auflauert", sagte Hanne. „Morgen wird es im Dorf einen schönen Lärm absetzen."

„Louise", sagte Cornelius, „es wird Dich wohl nicht stören, wenn ich den Rock des Herrn Belle-Plante ein wenig ausstäube?"

„Zu was könnte das dienen?" erwiderte Louise. „Das Uebel ist einmal da und dagegen gibt es nur ein Mittel: Sie kommen morgen zu uns und halten bei meinem Vater um meine Hand an. Er hat mich, ich weiß nicht für wieviel Klaftern Holz an Belle-Plante verschachert, und da die beiden, mein Vater und Ihr sauberer Bruder, morgen nach Clamecy gehen, um vor einem Notar die Sache fest zu machen, so ist es nöthig, daß Sie schon um elf Uhr in unser Haus kommen."

Nachdem Louise ihren Cornelius bis an das Haus der Mutter Simone begleitet, entfernte sie sich.

XIII.

Mutter Simone führte Cornelius auf sein Zimmer. Der Gelehrte prüfte die Räumlichkeit und erkannte auf den ersten Blick, daß die Aufmerksamkeit seiner Louise hier vorübergegangen. Sein Zimmer kam ihm wie ein mathematischer Satz vor; es war nichts Unnöthiges da, aber es fehlte auch nichts. Was brauchte es für den Gelehrten mehr als ein gutes, mit grüner Serge überdecktes Bett, einen mit einem Tuche, welches Louise gehörte, bedeckten Tisch, eine Kommode mit einer Marmorplatte und einen sauberen Fußboden? Er öffnete das Fenster und sah in die wunderbare Nacht hinaus. Die Vöglein waren schlafen gegangen und die Insekten schlummerten im Grase. Dem Geräusch des bewegten Tages folgte die schlafende und träumende Nacht. Ein leiser Wind rauschte kaum hörbar in den Ulmen; die Yonne schaukelte sich wichtig zwischen ihren mit Wasserholunder bepflanzten Ufern; das dumpfe Getöse der Wellen, welche an der Schleuse von Armes zerschellten, drang wie ein ferner Gesang herüber zu seinem lauschenden Ohr; die Bäume erschienen schwarz

und weiß; der Fluß glänzte in der Ferne wie ein polirter Stahlschild, und die dunkle und hohlgehende Oberfläche des Gehölzes von Chevroche, das der Mond beleuchtete, sah wie ein mit Schaum bedecktes Meer aus.

„Es ist schade“, sagte Cornelius, „daß Louise nicht hier ist; ich legte ihr die Frage vor: Wohnt sich's besser in dem Hotel einer großen Stadt oder in einer Hütte, deren Fenster hinaus auf das Land führen? Der Hotelbewohner kann doch immer nur sein Bett in einem Zimmer aufschlagen; sehen wir einmal zu, ob jenes Zimmer ebenso angenehm ist wie das Stübchen einer Hütte.

Nennen wir das Zimmer des Hotels A. In diesem Zimmer A liegt vor allen Dingen ein Teppich; aber der Bewohner des Zimmers A kann diesen Teppich auf einmal nur mit der Breite seines Fußes niedertreten. Dasselbe kann der Bewohner der Hütte thun, indem er sich auf die Sohlen ein Stück Teppich heftet! Ist es dann nicht ebenso gut, als wäre die ganze Hütte mit Teppich ausgelegt? In dem Zimmer A gibt es einen großen Spiegel; die Hütte hat nur ein kleines Spiegelchen aufzuweisen. Nun frage ich, ob man sich in diesem nicht ebenso gut betrachten kann wie in jenem großen Spiegel? In dem Zimmer A steht eine Pendule und hat als Aufsatz einen vergoldeten Ritter oder ein Pferd in Chocoladenfarbe, während in der Hütte nur eine Kukuksuhr hängt. Wird diese weniger gut die Zeit messen als die Pendule? In dem Zimmer A hängt ein Lustre, aber in der Hütte hängen einige Schinken. Man beweise mir, daß ein Lustre

schöner sei als ein Schinken, und ich gebe dem Zimmer A den Vorzug! In dem Zimmer A gibt es Tapeten und Gemälde; aber die in den Rahmen befindlichen Bäume blühen nicht im Monat Mai, und im Juni wird kein frisches Grün sichtbar; dieses wird im September nicht gelb und deckt sich im Januar nicht mit Schnee zu. Dort sieht man immer dieselben Kühe, dieselben Schafe, denselben Hirten und dieselbe Flöte, welche diese Landschaft bewohnen und schmücken. Der geschickt angelegte und gut ausgeführte Fluß wächst nicht und überflutet nie das Land; der Himmel zeigt stets dieselben Wolken, und niemals erleuchten sie sich durch einen Blitzstrahl, und auf den Felsen zeigt sich niemals ein Hälmchen mehr oder weniger! In der Hütte gibt es freilich keine andern Bilder als solche, welche den Tod oder den ewigen Juden darstellen; aber der Bewohner der Hütte öffnet sein Fenster oder begnügt sich, den Vorhang aufzuziehen, und die wirkliche, gotterschaffene Landschaft ist da und breitet sich vor ihm aus. Jeder Tag gibt ihm eine neue Aussicht, ein neues Bild. Heute ist es ein durch die Wiese rennender Stier und morgen ein Esel, der sich wohl fühlt. Am Morgen quält sich auf dem weißen Weg, der sich durch die dunklen Wälder über die Höhen schlängelt, ein Postwagen den Berg hinauf und am Abend rollt der Wagen eines Frachtfuhrmanns herunter. Jede Jahreszeit verleiht dieser Landschaft neue Farben. Das im verflossenen Monat noch weiße und rosenfarbene Gehölz nimmt jetzt das herrlichste Grün an und bald wird es gelb und roth,

als hätte es im Feuer gestanden. Der Hüttenbewohner athmet die Wohlgerüche der Felder, Wiesen und Wälder und hört den Gesang der Vöglein. Wohnt in der Hütte ein junges Mädchen, dann pflückt es Blumen; ist es ein Philosoph, so geht er mit dem Stock in der Hand spazieren; ist es aber ein Jäger, so wandert er hinaus und schießt Lapins und Hasen. Aber er, der Bewohner des Zimmers A, er kann sich höchstens das Vergnügen machen, seine Landschaft abzustäuben und vor den Frechheiten der Fliegen zu bewahren. Der eine besitzt einen lebendigen, der andere einen ausgestopften Vogel! Alles in Allem in Erwägung gezogen, bewohne ich lieber eine Hütte als das Zimmer A."

Nach dieser Betrachtung legte sich Cornelius ins Bett.

Am andern Morgen erwachte er mit einem Gefühl des Glücks. In Wahrheit hatte er in seiner Tasche nicht mehr als eine schlecht geprägte Münze von zwölf Sous; gleichwohl verfügte er über einen reichlich besetzten Tisch, über blanke Dielen und sah den Ruhm in der Perspective und eine geliebte Frau daneben. Das reichte hin, zwei Menschen glücklich zu machen. Vertheilte man dieses Glück für mich in zwei Loose und bestimmte Louise für das eine und den Rest für das andere: ich wüßte, wonach ich zu greifen hätte!

Sobald Cornelius aufgestanden war, machte er sich daran, die Wiese der Mutter Simone auszumessen; mit Genugthuung bemerkte er, daß sie für seine Leinwand hinlänglich genügte. Nach Beendigung dieses Geschäfts stattete

er seinem Trockenöl einen Besuch ab. Belle-Plante stand in seiner Scheune und schwang den Flegel; als er den Bruder bemerkte, eilte er auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Du siehst", sagte er, „daß ich Dir nicht länger über den lächerlichen Auftritt zürne, den Du gestern bei mir hervorgerufen. Du bist schuld daran, daß ich die ganze Nacht kein Auge schloß, und dabei wachte ich über Dein Oel, als gehörte es mir."

Cornelius warf zufällig einen Blick auf das Schuhwerk des Belle-Plante und bemerkte, daß es so fett war, als sollte es als Salat gegessen werden. Er konnte sich nicht enthalten, zu lächeln. Er berührte mit dem Ende seines Stöckchens, das er in der Hand trug, den Stiefel seines Bruders und führte es dann an die Lippen.

„Als gehöre es Dir, ist fein gesagt", bemerkte er; „das Oel auf Deinen Stiefeln ist aus meinem Faß."

Belle-Plante beschwor seine Unschuld.

„Es ist unnütz, zu leugnen", fuhr der Gelehrte fort. „Die Chemie ist eine Zauberin, die man nicht betrügt. Ich erkenne mein Oel an seinem alkalinischen und leichten empyreumatischen Geschmack."

„Wohlan, da Du es weißt, so leugne ich nicht weiter. Ich habe aber nur in Deinem Interesse das Oel auf meine Stiefeln geschmiert; ich wollte Dein Oel probiren; denn Ihr seid nun einmal so, Ihr Gelehrten; Ihr nehmt Alles auf ein bloßes Wort hin und ohne vorhergegangene Untersuchung. Ihr schreibt auf jede Seite Euerer Bücher,

daß die Menschen Betrüger seien, und thut doch mit ihnen, als könnten sie niemals betrügen."

„Ich will aus Deinem Rath Nutzen ziehen", sagte Cornelius. „Ich bemerke Dir, daß mein Oel auf Deinem Schuhwerk schädlich und ätzend wirkt. Du wirst es zu Deinem Salat benutzen, in Deiner Pfanne und in Deiner Lampe verbrauchen, bis mir nichts mehr übrig bleibt. Deshalb ziehe ich vor, sowohl mein Oel als auch die Leinwand zu Mutter Simone bringen zu lassen."

„Was!" rief Belle-Plante, „Du mißtraust Deinem Bruder?"

„Ja", erwiderte Cornelius; „ich rede offen und frei mit Dir und sage Dir deshalb, daß ein Mensch, der fähig ist, dem leiblichen Bruder das Haus zu verschließen, auch fähig ist, ihn zu bestehlen!"

„Du bist hundertmal mehr interessirt", bemerkte Belle-Plante, „als ich, wenn Du mir wegen eines Tropfen Oels eine solche Beschimpfung ins Gesicht wirfst. Wohlan, ich werde Dir das Oel bezahlen!"

„Nein", sagte Cornelius, „das ist es nicht, was ich Dir vorwerfe; aber siehst Du, ich habe mir mit dem Rest meines Geldes das Oel gekauft, und wenn es verbraucht ist, finde ich kein Mittel, mir anderes anzuschaffen."

Belle-Plante verharrte einige Zeit in Schweigen; dann sagte er: „Cornelius, willst Du mit mir frühstücken?"

Der Mechaniker gerieth in großes Staunen; dann richtete er auf Belle-Plante seinen Forscherblick und prüfte ihn, wie wenn er eine mathematische Figur gewesen wäre.

„Belle=Plante“, sagte er hierauf, „Du bedarfst meiner!“

„Ich gestehe es zu, ich bedarf Deiner“, entgegnete Belle=Plante; „dies ist aber nicht der Grund, warum ich Dich einlade.“

„Gut denn! rede; womit kann ich Dir dienen?“

„Beim Frühstück werden wir die Angelegenheit besprechen.“

„Die Sache ist aber die“, erwiderte Cornelius, „daß ich nicht mit Dir frühstücke.“

„Thatsächlich hast Du vielleicht Recht, meine Einladung abzulehnen“, bemerkte Belle=Plante, betroffen über die Schlußfolgerung, die der Bruder aus seiner Einladung gezogen. „Ihr Pariser Herren seid nicht gewöhnt, wie Bauern zu leben, und vielleicht würde ich Dir kein Deiner Person angemessenes Frühstück anbieten können.“

„Das ist wahrscheinlich; aber erkläre Dich.“

„So höre! Es scheint, daß Du Fräulein Louise den Hof machst?“

„Und Du scheinst mir ihren Schritten wie ein Spion zu folgen! Höre mich, Belle=Plante! Ich liebe Dich, wie man einen Bruder Deines Charakters lieben kann; aber gib wohl Acht darauf: treffe ich Dich mit Louise noch einmal auf meinem Weg, so wird mich das nicht hindern, einerlei ob Du Belle=Plante oder Germanicus heißest, Dir den Blechschädel zu verkeilen, und hätte ich einen Stock im Werthe von hundert Franken in der Hand! Hüte Dich, daß Dein Spitzkaffernkopf nicht zuerst platzt!“

„Du vergißt“, erwiderte Belle=Plante, „daß Fräulein

Louise nur mich angeht; ich bin auf dem Wege, sie zu heirathen, und ihr Vater und ich gehen heute in dieser Angelegenheit nach Clamecy."

„Und Du vergißt, daß Dich Louise verabscheut und mich liebt!"

„Ja, aber Vater Desallemagne liebt mich und verabscheut Dich."

„In diesem Fall mußt Du Vater Desallemagne heirathen."

„Was Du da sagst, ist sehr schlecht angebracht. Die Wissenschaft hat Dich verdorben, Cornelius! Früher taugtest Du mehr als jetzt."

„Ja, früher hast Du durch vieles Schlagen aus mir gemacht, was Du wolltest."

„Sicher ist, daß ich Dich für einen schlechten Bruder halte, wenn Du darauf bestehst, meiner Braut den Hof zu machen."

„Und Du bist ohne Zweifel ein guter Bruder, wenn Du Dein Haus vor mir verschließest, wie vor einem Bettler."

„O, das ist was ganz Verschiedenes", entgegnete Belle-Plante, „und ich werde Dir das gleich begreiflich machen. Hätte ich Dich aufgenommen, so würde ich wegen des Logis, der Heizung, des Lichts und der Kost in große Unkosten gerathen; welche Unkosten entspringen Dir aber, wenn Du auf Fräulein Desallemagne verzichtest? Nicht ein Pfennig!"

„Wird mich das vielleicht nichts kosten, wenn ich aus Kummer krank werde?"

„Wenn dieser Fall eintritt, verpflichte ich mich, den Doctor und Apotheker zu bezahlen, und stirbst Du, so lasse ich Dich auf meine Kosten begraben."

„Schön Dank! aber ich verzichte nicht auf Louise."

„Wohl oder übel, Du mußt doch auf sie verzichten. Vater Desallemagne wird bald mit mir in Verbindung treten und zwar vor einem Notar. Warum willst Du Deine Zeit, die Du so gut für das Wohl der Menschheit verwenden könntest, indem Du wichtige Entdeckungen machst, wie Du deren schon mehrere gemacht, mit Liebkosen bei Louise verschwenden?"

„Bah!" erwiderte Cornelius, „man muß Zerstreuungen im Leben haben. Ich denke, daß die Zeit, welche man am besten anwendet, verloren ist."

„Gut denn! so gehe zum Teufel! Egoist! Kaltes Herz! Elender Bruder!"

„Adieu, Belle-Plante! Indem ich Deinen Namen ausspreche, sage ich Dir viel schlimmere Dinge."

XIV.

Cornelius ging so ruhig, als wäre nichts vorgefallen, zu seiner Wohnung zurück; er griff nach seiner Westentasche, um sich der Zeit wegen seines Rendezvous zu vergewissern, fand die Tasche aber leer. Er dachte ernstlich darüber nach, wo er seine Uhr etwa habe liegen lassen, und erinnerte sich endlich, daß er sie ins Pfandhaus getragen. Um sich ein Herz zu fassen, beschloß der Gelehrte, die noch vor ihm liegenden Mußestunden mit einem ordentlichen Frühstück auszufüllen; denn er gehörte nicht zu jenen knöchernen und fleischlosen Gelehrten nach Art eines Pascal, jenes großen Mannes, der eines Freitags von seiner Köchin eine Cotelette vorgesetzt bekam und sie als Häring verzehrte. Cornelius achtete sehr die Genüsse des Gehirns, indessen erschien ihm der Magen doch auch als ein respectables Organ. Er lachte herzlich über jene Philosophen, welche die den Verdauungswerkzeugen bereiteten Genüsse als eine unedle Sache ansehen. Gott, sagte er, hat in den Gaumen des Menschen jenen Sinn gelegt, den wir Geschmack nennen, und so sollen wir auch

jene großen Mahlzeiten genießen, welche die Sonne reift und kocht. Wenn ein Kost- oder Speisewirth die größte Sorge darauf verwendet, uns vorzügliches Essen zu bereiten und aufzutragen, und wir berühren seine guten und delicaten Sachen höchstens mit den Lippen, dann wird er sicherlich verdrießlich werden. Gerade so beleidigen wir die Eigenliebe Gottes, wenn wir die herrlichen Dinge, die er für uns wachsen und gedeihen ließ, mißachten. So etwa lautete die Philosophie des Cornelius, eine Philosophie, welche sicherlich mehr Werth hatte als seine Maschinentheorie. Cornelius verzehrte eine Omelette von sechs Eiern, drei Scheiben vortrefflichen Schinkens und trank eine Flasche Dornecy-Wein; während dieser Zeit beschäftigte er sich selbstverständlich mit einem mathematischen Problem.

Das Haus Herrn Desallemagne's lag der Wohnung der Mutter Simone gegenüber. Louise konnte von ihrem Fenster aus bequem ins Eßzimmer der Nachbarin sehen und wahrnehmen, was sich daselbst zutrug. Es war halb elf und Louise erwartete den Gelehrten mit Ungeduld. Endlich, nachdem Cornelius das letzte Glas geleert, stand er auf. Ganz in Louise vertieft, hatte er Herrn Desallemagne aus dem Gedächtniß verloren und machte sich daran, Gleichungen und kabbalistische Figuren auf die Wand des Zimmers zu schmieren. Louise stampfte vor Unmuth mit den Füßen. Ihr Vater hatte schon nach einem reinen Hemd gefragt, während der Bleistift des Zögerers noch immer in Bewegung war. Louise schnellte einen Kirschkern

mit der Sicherheit eines Hippolyte hinüber nach Cornelius und traf richtig die Nase des Gelehrten.

„Das ist doch eigenthümlich“, sagte Cornelius, indem er seine Nase rieb; „wäre ich draußen gewesen, würde ich glauben, es sei ein Meteorsteinchen auf mich gefallen.“

Hiermit begann er aufs neue an seinen Gleichungen zu rechnen. Vater Desallemagne legte eben die letzte Hand an seine Toilette, indem er eine weiße Cravatte umband. Louise vermochte sich nicht länger zurückzuhalten, sie eilte fort zur Mutter Simone, welche vor ihrer Thür saß und die Spindel drehte.

„Amme“, rief sie ihr zu, „thue mir den Gefallen und sage Cornelius in meinem Auftrag, daß er ein Schwachkopf sei.“

„Und warum soll ich das einem so guten jungen Mann sagen? Er gab mir heute Morgen zwölf Sous, um ihm bei dem Krämer einen Bleistift zu kaufen, was auch bereits geschehen.“

„Ja, und er macht einen schönen Gebrauch davon, meine arme Amme! Geh' nur in Dein Eßzimmer und Du wirst sehen, daß ich keine Unwahrheit rede.“

Hierauf verschwand das Mädchen.

Mutter Simone begab sich in ihr Eßzimmer, weil der leise Wink von Louise für sie schon ein erhabener Befehl war; indessen beim Anblick der schrecklichen Sudelei, mit welcher Cornelius das jungfräuliche Gewand der „salle à manger“ bedacht hatte, vergaß die Alte ihren Auftrag.

„Wie, Herr Cornelius, Sie, ein Mensch von vierundzwanzig Jahren, beschmieren die Wände wie ein Kind!“

„Was? Wände beschmieren wie ein Kind? Zügeln Sie Ihre Ausdrücke, Mutter Simone; das ist kein Kindergeschmier. Das sind Gleichungen des dritten Grades.“

Und er fuhr fort zu rechnen.

„Herr Cornelius, muß ich Ihnen das abfärbende Stück Holz aus der Hand reißen?“

„Erlauben Sie, Mutter Simone, ich muß meine Berechnung vollenden!“

„Ja, eine Berechnung“, sagte mitleidig Mutter Simone; „Sie haben schon eine Fläche von zwei Klafter Gipswand verdorben! Wenn Sie so fortfahren, wird es in acht Tagen keine unbekritzelte Stelle mehr in meinem Hause geben.“

„Es ist wahr“, erwiderte Cornelius, „ich habe Unrecht; ich hätte daran denken sollen, daß es Ihre Wände sind, die ich beschmutze. Sie werden Louise bitten, daß sie mir eine schwarze Tafel und Kreide hierher schaffen läßt.“

„Apropos“, sagte Mutter Simone, indem sie sich vor die Stirn schlug, „Fräulein Louise hat mir's ans Herz gelegt, Ihnen zu sagen, Sie seien ein Schwachkopf.“

„Wer? Ich? O, das ist wahr; ich bin ein Schwachkopf! Louise hat Recht. Schnell, Mutter Simone, meinen Rock!“

Rasch zog Cornelius seinen Rock an, steckte seine Serviette, die er für ein Taschentuch hielt, ein und eilte fort. Mutter Simone trippelte hinter dem Gelehrten her

und bürstete an seinem Rock, solange ihr Arm ihn erreichen konnte.

„O, Herr Cornelius, Sie verlieren Ihr Halstuch! Ihre Schuhschnallen sind auf!“ rief Mutter Simone in besorgter Weise.

Unser Gelehrter wollte nichts hören und stand bereits in dem Hof des Herrn Desallemagne, wo er Louise fand, die zu schmollen versuchte.

„Wahrhaftig, Herr Cornelius, Sie sind recht heiter und unterhaltend mit Ihren Zahlen!“

„Es ist wahr, Louise, ich bin höchst langweilig mit meinen Zahlen“, erwiderte Cornelius; „gleichwohl gibt es Pflanzen, von denen ein einziger Tropfen Saft Aufsehen erregt und Parfüm verbreitet; aber es gibt auch solche Pflanzen, deren Blätter hart und runzelig sind. Gott, welcher Dich geschaffen hat, um zu bezaubern, hat mich ins Leben gerufen, damit ich rechne. Und ist es hiernach meine Schuld, wenn ich calculire? Kann die so lieblich schlagende Nachtigall etwa dem Raben einen Vorwurf machen, weil er krächzt? Und wird der vom Blumenstaub lebende Schmetterling dem Wurm ein Verbrechen daraus machen, daß er in und auf der feuchten Erde kriechend lebt? Ich habe zwei Leidenschaften, eine große und eine kleine: die Calculation und Louise. Du, Louise, beherrschest in souveräner Weise meine Seele; Du nimmst Theil an Allem, was ich fühle und empfinde; warum willst Du mir denn nicht ein Plätzchen in meinem Leben für meine armen Zahlen gönnen? Verwehrt denn ein Hausmeister der

Spinne, in einem entlegenen Winkel ihr Netz zu ziehen? Mit Dir würde ich noch weiter rechnen; denn das Vöglein, welches sein Nest auf einer Oase hat, hält sich doch auch in der Wüste auf. Aber ohne Dich, Louise, könnte ich nicht mehr rechnen. Alles, was man Intelligenz bei mir nennt, würde dann in Scherben brechen und es blieb mir nichts übrig als zu weinen. O, ich liebe Dich, ich liebe Dich!"

„Cornelius", rief Louise, „wenn der Rabe von der Krähe erwartet wird, belustigt er sich nicht in einfältiger Weise, auf einem Baume zu krächzen. Es ist mir gelungen, meinen Vater zu verhindern, nach Clamecy zu gehen; ein ander Mal werde ich wahrscheinlich nicht mehr so glücklich sein."

„Und wie, Louise, Du Schatz meines Lebens, wie hast Du es vermocht, Deinen Vater zurückzuhalten?"

In diesem Augenblick kam Belle-Plante keuchend an, die Stirn mit Schweiß bedeckt.

„Mein Gott, Herr Belle-Plante", sagte Louise, „wie erhitzt Sie sind! Wollen Sie eine Erfrischung?"

„Schön Dank, mein Fräulein! Ist denn Ihr Vater nicht zu Hause?"

„Gewiß nicht, Herr Belle-Plante; er hat sehr lange auf Sie gewartet; da Sie aber nicht kamen, ging er fort in die Chevroche-Wiesen, nach seinen Mähern zu sehen."

„Daran ist der verfluchte Kerl Panuche schuld. Kommt mir nur der Schlingel zu Ostern, um sein Benefiz zu holen! Er kam diesen Morgen zu mir und hinter-

brachte, daß unten in dem Thal von Armes einer meiner Wagen stecken geblieben sei und ein Ochse ein Horn gebrochen habe. Ich stürze hin, weil ich doch noch rechtzeitig hier einzutreffen glaubte. Der Küster hat mir einen bösen Streich gespielt; denn als ich an Ort und Stelle kam, war weder was von Ochs noch Wagen zu sehen."

„Das ist sehr ungezogen", sagte Cornelius ernst, „und zumal von einem Mann der Kirche! Du mußt Dich bei dem Priester beklagen."

„Ei, Panuche wird sich vielleicht eingebildet haben, heute sei der erste April", bemerkte Louise.

„Ich gebe ihm einen Fußtritt, daß er bis nach Chevroche fliegt!" brummte Belle-Plante. „Wenn ich Ihren Vater finde, wird es auch noch Zeit sein, nach Clamecy zu gehen."

„Ohne Zweifel", erwiderte Louise; „eilen Sie sich indessen, denn der Vater hat auch vor, in die Weinberge zu gehen und dort nach den Arbeitern zu sehen."

Als Belle-Plante fort war, fiel Cornelius in tiefes Nachdenken.

„Was haben Sie denn, Cornelius?"

„Ich überlege, welchen Grund Panuche, der doch eigentlich kein Schelm ist, gehabt haben kann, Belle-Plante anzuführen."

„Und Sie errathen das nicht?"

„Ganz und gar nicht, Louise."

„Wohlan, ich war es, der Panuche zu dieser Lüge veranlaßte."

„Das hättest Du gethan, Louise?"

„Nun ja, ich gab Panuche als Belohnung für den Streich den schönsten Truthahn unseres Hofes; einen Truthahn, ebenso dumm wie der Küster."

„Wenn Dein Vater aber den Abgang bemerkt?"

„Dann sagt ihm Hanne, daß ihn der Fuchs geholt."

„Sieh da! das ist nicht schlecht ausgedacht", bemerkte Cornelius.

„Also auf morgen!" sagte Louise. „Sobald Sie aufgestanden sind, wird Sie Mutter Simone wegen der Gleichungen überwachen. Vor allem aber ist es nöthig, daß ich Sie entwaffne. Geben Sie mir Ihren Bleistift, Herr Cornelius."

Cornelius gab willig den Stift ab und ging fort, um in Gottes schöner Natur zu träumen; denn hier hätte ihn Herr Desallemagne überraschen können.

XV.

Am folgenden Morgen um acht Uhr verließ Cornelius seine Wohnung und zwar diesmal mit sauber gebürsteten Kleidern und untadelhaften Stiefeln. Mutter Simone, eingedenk der strengen Befehle Louisens, hatte nämlich über die Kleidungsstücke des Gelehrten Inspection gehalten, wie man das bei den Soldaten zu thun pflegt, und ließ ihn nicht eher aus dem Hause, als bis sich Alles in bester Ordnung befand. Vater Desallemagne stand wie ein Patriarch am Brunnen und tränkte seine Stuten. Es war ein Ziehbrunnen und dieser jedenfalls in einiger Unordnung, denn das Seil wollte sich nicht recht über die Rolle legen und gab dadurch, ganz zufällig zwar, dem Gelehrten Veranlassung, kühn das Wort zu ergreifen. Mit dem Hut in der Hand begann er folgendermaßen seine Rede:

„Herr Desallemagne, bevor wir uns über einen wichtigeren Gegenstand unterhalten, muß ich Ihnen sagen, daß Sie bei Ihrem Brunnen ein sehr mangelhaftes Hebesystem anwenden. Die Wellbaumwindung stammt aus der Kindheit der Mechanik. Jakob war es schon, welcher mittelst

einer solchen Vorrichtung die Eselinnen seines Onkels Laban tränkte, und an einem Wellbaum zog Rebekka das Wasser in die Höhe, um Gemüse darin abzukochen."

Vater Desallemagne betrachtete Cornelius mit Verwunderung und hielt ihn für einen Narren.

„Das Rollensystem steht unendlich viel höher als das von Ihnen in Anwendung gebrachte", fuhr Cornelius fort; „es zeigt vor allen Dingen den Vortheil, daß —"

Louise trat bei diesen Worten unter dem Vorwand in den Hof, den Tauben Futter zu streuen; sie hatte sofort bemerkt, daß der Mechaniker auf dem Punkte stand, sich in eine Auseinandersetzung einzulassen, deren Ende man nicht voraussehen konnte. Louise beschloß daher zu interveniren. „Mein Vater", sagte sie, „Herr Cornelius ist gekommen und will um meine Hand anhalten."

„Ah", sagte Vater Desallemagne, „dieser Herr ist also Cornelius, der Bruder des Belle-Plante, über welchen man zur Zeit Deinetwegen im Dorfe klatscht?"

„Derselbe, Herr Desallemagne", erwiderte Cornelius.

„Gut denn, mein Herr! meine Tochter ist noch zu jung und ich will sie jetzt nicht verheirathen."

„Nein, mein Vater, ich bin nicht zu jung zum Heirathen und finde, daß es gerade hohe Zeit ist, mich zu verheirathen."

„Aber Louise ist reich, Herr Cornelius, und Sie besitzen nichts."

„Was liegt mir denn daran, ob Louise reich ist oder nicht! Ist das wohl ein Grund, meine Trauung zu ver-

hindern? Wirft man etwa eine Uhr, die gut geht, auf die Straße, weil sie von Gold ist?"

Vater Desallemagne öffnete wie betäubt seine großen Augen. „Es scheint mir", sagte er dann zu Louise, „daß Dein Cornelius nicht durch Intelligenz glänzt!"

„O, mein Vater", erwiderte Louise, „unbeschadet des Respectes, den ich für Sie hege, sage ich, daß Cornelius mehr Verstand besitzt als die ganze Menschheit zusammengenommen, Sie ausgenommen und den Herrn Pfarrer mitgerechnet. Vorwärts, Cornelius, lasse ein wenig Geist sehen."

„Sie haben nicht recht verstanden, was ich Ihnen sagte, mein Junge", fuhr Vater Desallemagne fort; „Louise ist es, die Sie nicht heirathen mag, weil sie reich ist und Sie arm. Verstehen Sie jetzt die Sache?"

„Wer hat Ihnen das gesagt, mein Vater?" antwortete Louise. „Im Gegentheil, ich will Herrn Cornelius heirathen. Er begreift nicht, wie ein elender Unterschied der Glücksgüter ein Hinderniß in der Verbindung eines jungen Mannes mit einem jungen Mädchen sein kann, das er liebt, weil eben Cornelius ein edles Herz besitzt. Hätte er, wie Karl der Große, den Globus in der Hand, er würde mir ihn gern geben. Ich besitze zwei oder drei Erbgüter; warum wollen Sie nicht, daß ich sie ihm gebe?"

„So ist es!" bemerkte Cornelius. „Nun ist an uns die Reihe zu fragen, ob Sie uns recht verstehen, Herr Desallemagne?"

„Dazu bin ich zu alt; Thatsache aber ist, daß Euere

Art und Weise, die Sache zu betrachten, nicht die meinige ist. Ich gebe ganz einfach meine Tochter keinem Menschen ohne Vermögen."

„Erklären wir uns etwas näher über diesen Punkt", sagte Cornelius. „Es scheint, daß Sie nur einen reichen Schwiegersohn wollen. Gut denn! In drei Monaten werde ich nicht nur der reichste Mann in Frankreich, sondern auch in Europa sein. Ich werde Millionen zu meiner Verfügung haben. Wenn ich will, werde ich eine ganze Flotte ausrüsten, eine Armee besolden und an Ihrem Brunnen eine silberne Rolle anbringen. Sie sehen mich an, als hielten Sie mich für einen Narren. So wissen Sie denn, Herr Desallemagne, daß ich die Erfindung Montgolfier's verbessert habe. Er hat gleichsam nur einen Gliedermann gefertigt; ich aber habe diesen Gliedermann genommen und flößte ihm Leben ein! Sehen Sie, hier ist der Plan meines Luftballons. Prüfen Sie ihn und antworten Sie alsdann."

„Sie vergessen, Herr Cornelius, daß mein Vater in Bezug auf Pläne nur diejenigen seiner Aecker versteht."

„Desto besser!" erwiderte Cornelius. „Das wird mir das Vergnügen verschaffen, ihm meinen Luftballon zu expliciren. Sehen Sie her, Herr Desallemagne, A ist mein Hydrogenbehälter und a mein Steuer; B und b sind die Räder. Ich könnte Ihnen beweisen, daß dieser Motor etwa dreißig Pferdekräften gleichkommt, aber dann würden wir uns in Berechnungen versteigen, die bei einer Brautwerbung schlecht angebracht sind. Sie verstehen aber

doch so viel, daß man mit einer solchen Kraft vernünftigerweise hoffen darf, die heftigsten Luftströmungen zu besiegen. Außerdem hoffe ich, wie ich das auch Louise geschrieben, in den höheren Regionen der Atmosphäre einen windstillen Raum zu finden."

„Verstehst Du etwas davon, Louise?"

„Nein, mein Vater."

„Demnach glaubst Du auch nicht an seinen Luftballon?"

„Ohne ihn zu verstehen, glaube ich an ihn wie an Gott."

„Teufel! dann wäre die Geschichte allerdings mehr werth als die Pflüge des Belle-Plante! Indessen habe ich mich mit ihm schon verständigt. Er gab mir die Hälfte seines Gewinns an erstandenem Holze."

„Nun, mein Vater, so verzichte auf den Handel. Wäre es nicht mehr Zeit, zurückzutreten?"

„Wir sind schon in der Ausführung unserer Verabredung begriffen; das ist indessen nicht Alles. Der Herr Pfarrer drohte, mir die Stelle eines Kirchenvorstehers zu nehmen, wenn ich in Deine Heirath mit Herrn Cornelius einwilligte."

„Ist es weiter nichts?" sagte Cornelius; „ich lasse Sie zum Kirchenvorsteher zu St.-Germain l'Auxerrois ernennen oder in einer andern Pfarrei der Hauptstadt, die Sie sich wählen werden. Sobald mein Luftballon fertig ist, bin ich in Frankreich ebenso mächtig wie der Minister."

„Das ist Alles recht gut; aber ich will Armes nicht aufgeben, um Kirchenvorsteher in Paris zu werden.“

„Wohlan, so werden Sie Ehrenkirchenvorsteher“, erwiderte Louise. „Nicht wahr, Cornelius, mein Vater kann Kirchenvorsteher in Paris sein und doch in Armes wohnen?“

„Ohne Zweifel“, antwortete der Gelehrte.

„Gut! Wir werden zusehen, bis Herr Cornelius seinen Luftballon fertig hat; bis dahin kann ich nichts versprechen.“

„Zum wenigsten werden Sie Belle-Plante den Laufpaß geben!“

„Meiner Treu! gib ihm doch selbst den Laufpaß; ich gehe fort.“

In diesem Augenblick trat Belle-Plante, mit Schmutz bedeckt, ein.

„Nun, Herr Desallemagne, sind Sie bereit?“

„Mein Vater beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß er sein Versprechen widerruft.“

„Warum das?“ fragte Belle-Plante.

„Weil ich Sie nicht heirathen will.“

„Mit Ihnen, mein Fräulein, habe ich keinen Vertrag abgeschlossen; das geht Sie nichts an. Ihr Vater hat Verpflichtungen gegen mich und er ist ein zu rechtschaffener Mann, als daß er sein Wort brechen könnte.“

„Sein Versprechen ist gleich Null!“ sagte Cornelius; „er hatte kein Recht, für seine Tochter zu stipuliren.“

„Ich selbst sage nein!“ fiel hier Herr Desallemagne ein; „ich will von einem Versprechen nichts mehr wissen!“

Hiermit ging er fort.

„Das ist gut, alter Spitzbube!“ brummte Belle-Plante. „Ich habe Zeugen bei unserem Vertrag und morgen sollst Du mehr von mir hören!“

„So ist's recht!“ erwiderte Cornelius; „verklage Herrn Desallemagne morgen auf die Herausgabe seiner Tochter. Seine Liebesbriefe von einem Gerichtsdiener tragen und sich eine Frau von dem Gerichtshof zusprechen lassen, ist eine nur für Dich passende Verfahrungsart.“

XVI.

Mit Anbruch des folgenden Tages begann Cornelius mit heroischem Eifer an seinem Luftballon zu arbeiten. Sein Leben führte ihm nun keine Mußestunden mehr zu, wohl aber den Schweiß eines Handlangers. Die Vöglein schlummerten noch süß, wenn Cornelius an seine Arbeit ging und die Leinwand mit Oel überstrich; ging die Sonne unter, fand man ihn auch noch in voller Thätigkeit. Mit Resignation übernahm er die Rolle einer Fettbürste, indem er das Oel mit seinen Händen auftrug, und lebte in der frohen Zuversicht, bald ein großer Mann zu werden.

Anfangs empfand Cornelius ein gewisses Gefühl der Schande bei seiner ziemlich ordinären Beschäftigung, sobald ihn irgendein Müßiggänger dabei überraschte. Bald aber setzte er sich darüber hinweg. Alles, was glänzt, sagte er sich, Alles, was strahlt, Alles, was groß ist auf dieser Welt, hat einen sehr bescheidenen Ursprung. Es scheint, daß Gott den Glanz durch Dunkelheit, die Schönheit durch Häßlichkeit, die Stärke durch Schwäche erstehen lassen

wollte. Rom blühte aus einer Hütte empor; der Blitz stieg aus dem Schlamm der Erde zum Himmel auf; die Tulpe bildete sich aus der faulenden Zwiebel eines Mistbeetes, aus der man nicht einmal eine Suppe bereiten konnte. Warum sollte es anders mit einem Mechaniker gehen? Ohne Zweifel würden sich die gepuderten Gelehrten unserer Akademie lustig über mich machen, sähen sie mich bei einer solchen Arbeit, und sagen: „Cornelius gibt sich einer lächerlichen Beschäftigung hin!“ Ist es aber etwas Lächerliches, wenn sich ein berühmter Soldat selbst seinen Degen schmiedet? Warum muß es denn Arbeiten geben, denen sich nur das gewöhnliche Volk widmet, und solche, die nur von den Leuten comme il faut verrichtet werden? Jener schöne junge Mensch führt einen Hund an der Schnur und würde sich eher tödten lassen, als einen Esel am Zügel leiten; dieser, welcher zu seinem Buchhändler geht und ein Buch abholt, stirbt lieber vor Hunger, als daß er bei dem Metzger ein Stück Fleisch in Empfang nimmt; ein dritter weigert sich, einen Koffer über die Straße zu tragen, schleppt dagegen aber einen schweren Blumentopf nach Hause; ein vierter scheut sich nicht, seinen Bart zu rasiren, erröthet aber bis über die Ohren, ertappt man ihn beim Stiefelwichsen. Woher kommen diese Unterschiede in den Handlungen der Menschen, die doch identisch sind? Warum unterwirft sich der Gebildete solchen lächerlichen Unterscheidungen?

Nach dieser Reflexion begann Cornelius aufs neue seine Leinwand mit frischem Eifer zu ölen.

XVII.

Wenn ein junges Mädchen in einer Mansarde wohnt, findet sich gewiß da auch ein unter einen Sonnenstrahl gestellter Käfig, den ein den Frühling repräsentirendes Vöglein bewohnt. Es singt und flattert in seinem kleinen Gefängniß, solange die Herrin strickt oder näht. Cornelius besaß aber ein ganz anderes Vöglein, welches ihn in den einsamen Stunden seiner Arbeit unterhielt. Ich, der ich zu Euch rede, möchte auch unter denselben Bedingungen zerstreut werden und vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Arbeit stecken, wie unser Freund Cornelius. — Mutter Simone besaß eine schöne Wiese, in welcher die Glocke der grasenden Kuh nicht zum Schweigen kam. Cornelius unterhielt das. Von hohem Werth war indessen für ihn der Umstand, daß diese dicht an das Haus der Mutter Simone anschließende und zum Theil als Hof dienende Wiese von dichten, für das Auge des Neugierigsten undurchdringlichen Weiden umkränzt war. Deshalb hüpfte Louise, sobald sie über einen freien Augenblick verfügte, hinüber zu ihrem theueren Cornelius. Sie schäkerte mit

ihm, zwitscherte mit den gefiederten Sängern der Weiden und lief auf der halbtrockenen Leinwand herum. Oft brachte sie auch ihre Arbeit mit. Cornelius stellte ihr mit einem von einer zur andern Weide gespannten Stück Leinwand einen bequemen Sitz her und legte der Geliebten als Fußschemel eine Art Garbe blühender Gräser unter. Als gutes Polster für den improvisirten Sessel diente sein Rock. Louise schwelgte an seiner Seite, indem sie mit dem Gelehrten bald plauderte, bald lachte und ihn in tausendfacher anmuthiger Weise quälte, indem sie ihm, wenn ihn das störte, von Physik sprach oder den Geliebten eine halbe Stunde lang mit ernster Miene anschaute. Oefters brachte Mutter Simone das Frühstück in die Wiese und setzte es in den Schatten der Weiden. Cornelius und Louise verspeisten es dann zusammen. In diesem Falle aber ging für den Luftballon ein halber Tag verloren; denn nach dem Frühstück mußte doch ein Spaziergang an dem Ufer der Yonne gemacht werden! Beklagte sich Cornelius, daß die Geliebte ihn von der Arbeit abhalte, antwortete sie, es bliebe für ihn noch Zeit genug übrig, ein großer Mann zu werden, was der Philosoph innerlich zugestand.

Des Abends holte Cornelius Louise bei ihrem Vater ab. Sobald das Nachtessen vorüber war, machten sie im Mondschein einen Spaziergang um das Dorf. Niemand fand etwas Unpassendes darin; denn auf dem Lande läßt man es gern zu, daß ein Mädchen mit einem Mann, der ihm offen den Hof macht, überall hingehen darf.

Eines Tages, während Cornelius mit Louise an der Yonne auf und ab wandelte, begegnete ihnen ein Bauer, der einen an einer Weidenruthe hängenden Hecht trug.

„Laß uns diesen Hecht kaufen", sagte Louise zu Cornelius; „wir sagen meinem Vater, wir hätten ihn gefangen."

„Einverstanden", erwiderte Cornelius; „wir sagen, daß wir den Fang im Brunnengerinne gemacht; das ist noch ungewöhnlicher."

„Guter Freund", begann Louise, „wieviel wollen Sie für den Hecht haben?"

„Ach, mein Fräulein", erwiderte der Bauer, „mein Hecht ist nicht käuflich; er ist schon vergeben. Ich bringe ihn Herrn Belle-Plante."

„Das ist das Dümmste, was Sie thun können, wenn Sie ihn dem reichsten Menschen des Dorfes bringen."

„Die Dummheit liegt nicht auf meiner Seite, mein Fräulein, wie Sie gleich sehen werden. Herr Belle-Plante lieh mir achtzig Franken und bedang sich neben Anderem noch einen Hecht aus."

„Ich wette", fuhr Louise fort, „daß er Ihnen von den geliehenen achtzig Franken zwanzig als Zinsen zurückbehielt."

„Verzeihung, mein Fräulein; Herr Belle-Plante ist ein braver Mann und zog mir nur eine und eine halbe Pistole ab."

„Der Jude!" rief Cornelius. „Fünfzehn Franken und einen Hecht für achtzig Franken! Louise, gib dem Mann sechs Franken und wir behalten seinen Hecht."

„Sie würden ihn nicht für zwölf Franken bekommen können, mein lieber Herr! Was bedungen ist, das ist bedungen. Und wenn ich diesen Hecht nicht gefangen hätte, so würde ich auf dem Fischmarkt einen gekauft haben."

„Aber ich sage Ihnen", erklärte Cornelius, indem er ihm den Fisch abnahm, „daß ich ihn kaufe!"

„Noch einmal, mein Herr, es geht nicht!"

„Und ich sage, daß es geht, und weiter ist da nichts mehr zu sagen! Louise, gib dem Mann sechs Franken!"

„Aber, theuerer Freund —"

„Hier gibt es kein aber mehr, liebe Louise; ich dulde nicht, daß der Sohn meines Vaters solche Nichtswürdigkeiten begeht! Was nützt es mir, meinen Namen berühmt zu machen, wenn er ihn seinerseits mit Koth bedeckt?"

„Aber", erwiderte der Bauer, „Sie werden es zu verschulden haben, wenn man mich in Unkosten stürzt."

„Ich nehme alle Verantwortung auf mich", entgegnete Cornelius. „Gehen Sie und suchen Sie Belle-Plante auf. Sagen Sie ihm dann, daß ich seinen Hecht an mich genommen und daß er ihn bei Mutter Simone reclamiren könne. Im Uebrigen seien Sie beruhigt."

„Gut denn, wenn es nicht anders sein kann! Indessen habe ich Ihnen drei Franken herauszugeben."

„Gar nicht!" entgegnete Cornelius. „Ihr Hecht ist sechs Franken werth und wir kaufen ihn um keinen Heller billiger. Nicht wahr, Louise?"

„Ja, mein Freund", antwortete diese.

Beide kehrten mit dem Hecht zum Dorf zurück.

Am folgenden Tage suchte Belle-Plante in der That seinen Bruder auf. „Es scheint", begann Cornelius, als er seinen Besuch bemerkte, „daß der Hechtfänger meinen Auftrag ausrichtete. Laß hören, was Dir der Schelm gesagt hat."

„Es hat den Anschein, daß Du Dir gestern mit offener Gewalt einen Hecht angeeignet hast, der mir gehört!" sagte Belle-Plante.

„Welcher Dir gehört!" erwiderte Cornelius, die Augenbrauen zusammenziehend wie Jupiter, wenn er den Himmel erzittern lassen will.

„Ja, welcher mir gehört! Verstehst Du das, Professor? Du wirst ihn mir sofort aushändigen oder ich gehe zum Amtmann und mache ihm einige Mittheilungen."

„Und ich ebenfalls, Knauser! Ich werde dem Amtmann gewiß etwas mittheilen können! Weißt Du nicht, daß der Wucher in den Augen des Gesetzes ein Verbrechen ist?"

„Glaubst Du?" erwiderte Belle-Plante.

„Ja, das glaube, das weiß ich, und wäre ich Richter, ich behandelte die Wucherer nicht anders als die Räuber auf offener Landstraße. Der Wucher ist in meinen Augen der infamste und feigste Diebstahl. Wenn Dir in irgend einem Winkel des Waldes die Börse oder das Leben abgefordert wird, so kannst Du mit einem Dolch antworten oder davonlaufen; wenn ein Dieb sein Augenmerk auf Dein Pult richtet, so verhindert Dich nichts, Dein Geld durch ein Sicherheitsschloß in den nöthigen Verwahr zu

bringen, und wenn ein Bösewicht einer andern Sorte auf dem Punkte steht, Dir einen Bankrott heraufzubeschwören, so hält Dich nichts ab, Deine Schuldforderungen vor allen Zwischenfällen zu schützen. Wie aber soll man sich gegen einen Wucherer schützen? Er zieht Dir mit der Eisenschnur seiner Börse die Gurgel zu!“

„Sehr schön, was Du da sagst“, erwiderte Belle-Plante; „aber sage mir doch, Professor, was heißt sein Geld auf Zinsen leihen, wenn es überhaupt ausgeliehen werden soll? Nehmen wir an, ich kaufte ein Haus für hundert Thaler und vermiethete es für sechshundert Franken; wird Jemand Einsprache dagegen erheben? Im Gegentheil wird man mich als einen umsichtigen Mann loben. Und warum sollte man es denn schlecht finden, wenn ich achtzig Franken mit fünfzehn Franken Zinsen und einem Hecht verleihe? Würde dann nach Deiner Meinung ein Kaufmann, der an seiner Waare fünfzig Procent verdient, nicht noch schlechter handeln als ich? Wenn das schlecht und straffällig ist, warum steckt denn das Gesetz seine Nase nicht in sein Comptoir? Was ich thue, thut alle Welt, ohne daß es der Gesellschaft auffällt. Ich habe ein Krebsgeschwür, an dem ich sterben muß, wenn nicht ein gewisser Arzt eine Operation vornimmt; will ich mein Leben retten, so muß ich mich an ihn wenden; ich bezahle ihm dann für fünf bis sechs Schnitte seines Secirmessers tausend Thaler, weil mir diese Summe abverlangt wird! Jener große Advocat und König der Phrase, jenes Muster der Ehrlichkeit, dem ich meine Vertheidigung, mein Ver-

mögen, mein Glück anvertraue und an den ich mich wende, weil er mein Vertrauen genießt, nimmt mir doch auch für eine Stunde oder zwei, welche er vor dem Gericht für mich verwendet, drei- oder viertausend Franken ab! Und jener Priester, den ich um das Sacrament der Ehe anspreche, fordert mir doch auch für einen aus drei oder vier Zeilen bestehenden päpstlichen Dispens siebenhundert Franken ab!"

„Aber jener Hecht, Unglücklicher, jener Hecht, den Du als Zugabe zu Deinem ungeheueren Zins verlangt hast! Willst Du auch diese Erpressung rechtfertigen?"

„Ja! Das ist ein sogenanntes Provisionsrecht der Banquiers! Ich wäre ein Einfaltspinsel, wollte ich mich einer Sache enthalten, die Allen geläufig ist. Außerdem bitte ich Dich zu glauben, daß ich immer weiß, wen ich vor mir habe. Leihe ich an einen Jäger aus, so schuldet er mir, je nach der Summe, drei oder vier Hasen; habe ich es mit einem Schuster zu thun, so mache ich mir ein Paar neue Schuhe aus, und ich kann Dir versichern, daß er mir dann gute Waare liefert. Von einer alten Frau, welche nur ein Huhn auf der Stange sitzen hat, verlange ich nur zwölf Eier."

„Elender!" rief zornerregt Cornelius. „Und Du bist mein Bruder! Warte, ich will Dir eine Idee von der Situation geben, in welcher sich ein von einem schändlichen Wucherer gepreßter armer Teufel befindet!"

Cornelius, welcher eine in das Trockenöl getränkte

Bürste in der Hand hatte, fuhr damit Belle=Plante zwei= bis dreimal über das Gesicht.

„Du Bösewicht!“ schrie Belle=Plante, kaum im Stande, die zusammengeklebten Lippen auseinander zu bringen. „Zu Hülfe! Mutter Simone! Zu Hülfe! Herr Bürgermeister! Er hat mich vergiftet, erstickt, impastirt! Er hat mein Leben für mehr als zehn Jahre verkürzt! Barmherzigkeit! ich glaube, mein Hemdkragen ist besudelt!“

Louise befand sich bei Mutter Simone. Auf das Geschrei Belle=Plante's kam sie herbeigelaufen, glaubend, die beiden Brüder erwürgten sich. Aber als sie Belle=Plante gewahrte, dessen Gesicht wie ein aus dem Brat=ofen gezogenes Stück Fleisch aussah, brach sie in schallen=des Gelächter aus. Diese Heiterkeit erhöhte die Wuth des Eingeölten.

„Geh' nur!“ schrie er, „Zauberer! Sei zufrieden! Morgen wirst Du mehr von mir hören! Der Herr Amt=mann wird es Dir zeigen! Wir wollen doch einmal sehen, ob Du das Recht hast, einem Menschen einen Mauer=anstrich zu geben! Und außerdem hast Du mein Hemd verdorben!“

„Setze Dich hierher“, sagte Cornelius, „und höre mich an. Zur Entfernung des Oels bedarf es einer chemischen Präparation, welche weder Jemand in Armes noch in Clamecy kennt. Ich allein vermag Dich von dieser Tünche zu befreien; aber ich lasse sie so lange auf Dir, bis Du alles das herausgibst, was Du dem Fischer über die ordnungsmäßigen Zinsen abgenommen. Jetzt

thue, was Du **nicht** lassen kannst; ich nehme nunmehr die Stelle des **Wucherers** ein und Du diejenige des Leihers. Ich bemerke Dir **übrigens**, daß Du die von mir ausgesprochene Bedin**gung** nicht zu befolgen brauchst."

„Das ist seh**r** gut, sehr gut, Cornelius! Du wirst glücklich sein, mit **sechs** Monaten Gefängniß wegzukommen! Ich werde dafür **sorgen**, daß Du im Gefängniß vermoderst, und sollte es mich einen ganzen Hof kosten!"

„Aber, Herr Belle=Plante", bemerkte unter Lachen Louise, „Sie sehen zu häßlich aus, um hier zu bleiben; Sie haben das Aussehen eines Mandelkuchens! Wenn Sie darauf bestehen, sich nicht wieder rein machen zu lassen, so müssen Sie sich verzinnen lassen."

„Es steht Ihnen gut an, mich zu foppen, öffentliche Person!"

„Was hat er gesagt?" fragte Cornelius.

„Er sagte: höfliche Person", antwortete absichtlich Louise.

„Nein!" schrie Belle=Plante erbittert. „Ich habe öffentliche Person gesagt, ja, öffentliche Person! Hörst Du, Cornelius? Und ich werde überall im Dorf herumsagen, daß sie Deine Dirne ist."

Diese Worte fielen in der Küche der Mutter Simone. Cornelius, in die höchste Wuth gebracht, suchte nach einem festen Gegenstand, um Belle=Plante seinen Unwillen begreiflich zu machen. Er bemerkte den Hecht von gestern auf dem Küchentisch. Mit beiden Händen ergriff er ihn

in den Kiemen und führte damit auf den Rücken Belle-Plante's einen so fürchterlichen Schlag, daß der Getroffene zehn Schritte weit hinaus auf die Gasse taumelte.

„Nimm das", rief er ihm nach, „und trage es in Deine Küche! Das ist Hecht!"

XVIII.

Zu Hause angekommen, versuchte Belle-Plante sich von seinem Ueberzug zu befreien. Cornelius hatte indessen wahr gesprochen. Das Trockenöl klebte wie eine neue Haut auf seinem Gesicht. Das frische Wasser, welches Belle-Plante zuerst verwandte, diente nur dazu, seinem Gesicht eine intensivere und mehr schimmernde Kupferfarbe zu geben als zuvor. Als die Knechte ihres Herrn ansichtig wurden, stoben sie nach rechts und links auseinander, um nach Herzenslust zu lachen. Nur die alte Gothon, durch ihr hohes Alter und die in seinem Gefolge auftretenden Gebrechen zu stetem Ernst verurtheilt, blieb bei Belle-Plante und suchte ihm, soweit es eben in ihren schwachen Kräften stand, zu helfen. Zuerst nahm sie zur Seife ihre Zuflucht; indessen blieb dieses Reinigungsmittel diesem teuflischen Anstrich gegenüber wirkungslos.

„Gott verzeihe mir!“ sagte sie, „ich glaube, Herr, man muß Sie in die Wäsche thun; die Seife bewirkt nicht mehr Effect auf Ihrem Gesicht, als riebe ich einen Kürbis, um ihn weiß zu machen.“

„Dann ist es unnütz, die Seife länger zu verbrauchen“, bemerkte Belle-Plante.

„Wie, wenn ich Sie mit Weihwasser wüsche, Herr?“

„Alte Närrin! wenn Deine Kessel rostig sind, wirst Du sie dann auch mit Weihwasser sauber putzen? Ich habe gesehen, daß Du Asche anwendest, willst Du die oxydirte Pfanne in guten Stand setzen. Thue dasselbe bei mir und scheue Dich nicht, tüchtig zu reiben.“

„Aber, Herr, ich werde Ihnen die Haut wegreiben!“

„Immer vorwärts, Gothon; es ist mir das lieber, als wenn sie sich von selbst schält und neu ersetzt.“

Die Alte machte sich an die Arbeit.

Cornelius und Louise hatten sich mittlerweile in den Hof Belle-Plante's geschlichen und ergötzten sich an seiner jammervollen Miene. Cornelius widerstand indessen nicht lange dem Gelüste, den Chemiefehler zu beseitigen, dessen sich Gothon schuldig machte; deshalb begab er sich in die Küche.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Frau Gothon“, begann der Gelehrte, „daß die Seife nur durch die Pottasche, welche sie enthält, wirkt; die Pottasche aber ist aus der Asche gewonnen; die aber verdankt ihre den Schmutz beseitigende Kraft nur der Pottasche. Folglich bewirken Sie nicht mehr, als arbeiteten Sie jetzt noch mit der Seife.“

„Mein Gewehr!“ schrie Belle-Plante. „Mein Gewehr her, daß ich ihn erschieße!“

„Dann wärest Du recht übel dran“, antwortete Cornelius kalt. „Du müßtest Dein ganzes Leben lang die

Farbe einer Wärmpfanne behalten. Tödte mich, wenn Dir das auf die Strümpfe hilft!"

„Wohlan, so befreie mich wenigstens von Deinem teuflischen Oel und ich sage dem Amtmann keine Silbe."

„Streife den Wucherer ab", antwortete Cornelius, „sonst nicht!"

Hiermit ging er mit beiden Händen in den Taschen fort und suchte Louise auf.

„Ich will den Hecht Belle-Plante's schmoren lassen", sagte er zu Louise, „und wenn Du einwilligst, so verzehren wir ihn unter den Weiden."

„Sehr gern", antwortete Louise; „mein Vater ist nach Clamecy gegangen und so gehört der ganze Tag unser. Ich will der Hanne sagen, daß sie uns einen Kuchen macht."

„O", rief Cornelius fröhlich aus, indem er sich die Hände rieb, „einen Hecht, einen Kuchen und Louise als Theilnehmerin an dem Frühstück! Cornelius ist ein glücklicher Schurke! würde ein Großherr ausrufen, spräche er von mir. Als wenn das Glück nur für diese Art Leute da wäre!"

„Gott ist es", erwiderte Louise, „welcher Sie für eine gute That, die Sie vollbracht haben, belohnt."

„Schön Dank!" antwortete der Gelehrte; „mehr als die Hälfte dieser guten That fällt Dir zu."

Während die beiden unter den Weiden saßen, präsentirte sich Mutter Simone, gefolgt von einem alten Manne, auf dessen Antlitz das Siegel der Ehrlichkeit ruhte.

„Hier, Herr Cornelius", begann die Alte, „ist Vater Navette, welcher Sie gern sprechen möchte."

„Wohlan, er rede", antwortete Cornelius. „Guter Mann, was haben Sie mir zu sagen? Trinken Sie übrigens erst ein Glas Wein. Mutter Simone, holen Sie für Herrn Navette ein frisches Glas."

Mutter Simone, hocherfreut über den Erfolg ihres Schützlings, lief und holte ein Glas.

„Mein Herr Zauberer!" begann Vater Navette.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Navette?" fiel Louise ein.

„Verzeihung, mein Fräulein, ich habe mich vielleicht schlecht ausgedrückt; aber da Herr Cornelius Herrn Belle-Plante wegen seiner Wucherei verzauberte, so wünschte ich, daß er mir denselben Dienst erwiese wie dem Fischer Jakob."

„Hm!" machte Cornelius, indem er die ernste Miene eines Audienz ertheilenden Königs annahm.

„Meine Geschichte ist folgende, Herr Gelehrter! Ich bin der Leinweber des Herrn Belle-Plante und er schuldet mir hundertundneunzig Franken für gelieferte Waare."

„Wie? Belle-Plante schuldet Ihnen diese Summe für gefertigte Leinwand? Das ist unmöglich. Ich weiß aus bester Quelle, daß er seine Tücher nur alle vier Monate wechselt."

„Sie müssen aber wissen", fiel Louise ein, „daß Belle-Plante jährlich Leinen aus Petermann, das heißt, aus Tiretaine und gestreifter Baumwolle, anfertigen läßt. Hier-

aus läßt er dann seinem ganzen Dienstpersonal Kleider machen und zieht den Betrag an dem Lohn ab. Der Gewinn an dem Hanf und der Leinwand ist siebenmal größer als der Erlös auf dem Markt."

„Belle-Plante ist doch der gemeinste Wucherer der Welt!" bemerkte Cornelius; „er wird die Weltkenntniß fördern. Es ist keine Frage, daß er in seinem Geiz wirkliche Erfindungsgabe entwickelt. Aber fahren Sie fort, Vater Navette; ich bemerkte dies nicht für Sie, sondern für mich."

„Seit zwei Jahren schuldet er mir", fuhr Vater Navette fort, „diese neunzehn Pistolen. Ich gab mir vergeblich Mühe, mein Geld zu erhalten; denn er vertröstete mich vom Sanct-Antoniustag auf Sanct-Johann, von Sanct-Johann auf Sanct-Martin und von Sanct-Martin auf Weihnachten. Auf diese Weise hielt man mich von einem Kalendertermin zum andern hin, und von Geld war keine Rede. Nun wollte das Unglück, daß wir eine Kuh verloren, und da es an den Mitteln fehlte, sie durch eine andere zu ersetzen, so machte ich mich auf und ging zu Herrn Belle-Plante und sagte zu ihm: «Diesmal, Herr Belle-Plante, muß ich unbedingt Geld haben!»

«Mein lieber Vater Navette», erwiderte er mir, «wenn Sie mich auf die Spitze des Sanct-Martinsthurms stellten, um Geld für Sie aufzutreiben, so fände ich doch keinen Sou.»

«Es fällt mir nicht ein, Sie auf den Martinsthurm zu stellen», erwiderte ich, «weil mir der Thürmer den

Schlüssel versagen würde; aber ich werde Sie vorladen lassen.»

«Wenn Sie wollen, Vater Navette», hat er mir geantwortet, «stelle ich Ihnen einen Wechsel auf sechs Monate Sicht aus und Sie lassen ihn discontiren.»

Mit einem Streifen Papier, anstatt Geld, damit war mir nur schlecht gedient; aber Noth bricht Eisen! Ich nahm also sein Papier. Schon war ich im Hof, als er mich zurückrief.

«Apropos, Vater Navette», sagte er mir, «es fällt mir da was ein. Da es doch Ihre Absicht ist, das Billet discontiren zu lassen, ist es nicht besser, es geschieht gleich hier? Sie sparen alsdann einen Gang in die Stadt.»

«Aber Sie haben mir doch vorhin versichert», warf ich ein, «daß Sie keinen Sou besäßen und stellte man Sie auf den Sanct-Martinsthurm?»

«Ich habe Geld im Haus, aber es gehört nicht mir», antwortete Belle-Plante. «Da Sie aber ein braver Mann sind, so will ich mich Ihnen verbindlich zeigen und über jene Gelder verfügen.»

«So!» gab ich zur Antwort; «weil ich ein braver Mann bin, deshalb wollen Sie mich bestehlen!»

«Das ist nicht Alles», erwiderte er; «ich wechsele Ihnen das Papier für hundertsechzig Franken in neuen Thalerstücken.»

Ich sträubte mich wie ein Teufel im Weihkessel; indessen es half Alles nichts; ich mußte thun, wie er wollte."

„Belle-Plante ist ein infamer Wicht", sagte Louise; „aber was kann Ihnen Herr Cornelius nützen?"

„Verzeihung, Louise, Verzeihung", sagte Cornelius; „ich kann in dieser Sache etwas, selbst viel thun. Wenn Belle-Plante nicht Vater Navette die ihm abgeschwindelten dreißig Franken herausgibt, so verpflichte ich mich, sie zu übernehmen."

„Wenn Ihr Luftballon fertig sein wird, Cornelius?"

„Gewiß", erwiderte dieser, „das versteht sich von selbst, Louise. Geben Sie sich zufrieden, Herr Navette; ich sorge Ihnen für das vorläufig Verlorene und werde Sie zur rechten Zeit rufen lassen."

Bei diesen Worten kam Mutter Simone unter die Weiden und fragte, ob sie Belle-Plante einlassen dürfe.

„Ohne Zweifel! Mutter Simone, lassen Sie ihn eintreten und schleppen Sie ihn hierher, wenn er nicht gutwillig gehen will. Sie hätten uns kein besseres Dessert auftischen können. Für Sie, Vater Navette, kann Belle-Plante nicht gelegener kommen; verbergen Sie sich hier hinter den Weiden, und wenn ich Ihnen ein Zeichen gebe, kommen Sie hervor."

„Da bist Du ja!" begann Cornelius.

„Ja", erwiderte Belle-Plante; „bist Du jetzt bereit, mir die scheußliche Maske abzunehmen?"

„Das wäre schade", antwortete der Gelehrte; „denn sie schützt Dich vor Insektenstichen und vor der tödtlichen Einwirkung der Feuchtigkeit."

„Wenn Du mir die Geschichte hinwegmachst, gebe ich Dir die drei Franken für den Fischer.“

„Nein!“

„Willst Du für sechs?“

„Nein!“

„Für zehn?“

„Unnütz, zu handeln“, sagte Cornelius. „Fünfzehn Franken sind zu geben oder nicht zu geben. Du weißt, daß ich hier den Wucherer vorstelle und Du den Leiher. Versuche nun, Dich meinen Bedingungen zu unterwerfen.“

„Gut denn! ich gebe die verlangten fünfzehn Franken; nun setze mich in meinen früheren Stand zurück.“

„Zuerst die fünfzehn Franken. Du weißt, daß man nicht eher die Kuh aus dem Stalle läßt, bis der Hirte geblasen hat. Diese Lection hat mich einmal drei Sous gekostet und ich vergesse sie nicht.“

Belle-Plante händigte Cornelius fünfzehn Franken ein.

„Jetzt hoffe ich“, fuhr jener fort, „daß Du mir den Firniß aus dem Gesichte schaffst. Was zögerst Du noch?“

„Einen Augenblick!“ entgegnete Cornelius. „Teufel! Du hast es eilig! Wir haben zusammen noch ein kleines Geschäft zu regeln. Vater Navette, kommen Sie heraus!“

Dieser verließ bei der Aufforderung sein Versteck und stellte sich vor Cornelius.

„Kennst Du diesen Mann?“ fragte Cornelius den Geizhals.

„Gewiß! Warum sollte ich ihn nicht kennen? Er ist der vorzüglichste Mann und der untadelhafteste Lein-

weber. Aber in welcher Beziehung steht das mit meinem Gesicht?"

„Das wirst Du gleich sehen. Sprechen Sie, Vater Navette, haben Sie bei dem Emporkömmling nichts zu reclamiren?"

„Ja, mein Herr Gelehrter. Wenn es Herr Belle-Plante ist, den Sie Emporkömmling nennen, so habe ich jene dreißig Franken zu reclamiren, welche er gestern an meiner Rechnung abzog."

„Das ist doch meine Provision, altes Thier! Verstehen Sie in Ihrem Alter nicht einmal, was Provision ist? Cornelius, mache ihm die Sache begreiflich; er weiß recht wohl, daß ohne Provision keine Geschäfte gemacht werden! Manchmal hat ein Individuum tausend Franken in der Brieftasche und kann sich nicht einmal ein Pfund Brod kaufen, gibt man ihm keine Provision."

„Die Sache liegt hier anders", sagte Cornelius. „Du schuldest diesem Manne seit zwei Jahren Geld und kannst also nichts Anderes thun, als die Rechnung bei Heller und Pfennig bezahlen."

„Sieh einmal an!" entgegnete Belle-Plante. „Er hat doch eingewilligt, und Vater Navette ist ja kein Kind, Cornelius."

„Wohlan! ich will Dir das Wort, einwilligen, erklären. Gibst Du nicht sofort die ungerechter Weise abgezogenen dreißig Franken heraus, so behältst Du in alle Ewigkeit Dein Pflaster im Gesicht!"

„Geh' doch, Cornelius, Du willst scherzen! Es ist nicht möglich, so etwas von mir zu verlangen."

„Erinnere Dich, daß ich der Wucherer bin und Du der Leiher. Es steht Dir frei, nicht einzuwilligen, wie Vater Navette auch nicht einwilligt."

„Hältst Du auf diese Weise Dein Wort? Bis jetzt hielt ich Dich nicht für eine solche Canaille, Cornelius! Wenn Du mich denn nicht abwaschen willst, so gib mir die fünfzehn Franken wieder, die Du mir für den Fischer abgeschwindelt!"

„Durchaus nicht!" antwortete Cornelius. „Du hast das Geld zurückgegeben, außerdem gehört es dem Fischer, nicht mir."

„Glaubst Du denn, daß es von einem rechtschaffenen Menschen und noch dazu einem Bruder delicat und anständig ist, meine Lage zu mißbrauchen und mich zu ruiniren?"

„Was willst Du denn? Ich bin der Wucherer und Du bist der Leiher."

„Sage lieber, daß Du der Räuber bist und ich der Beraubte!"

„Mein Gott! Das ist immer die alte Leier."

„Keine Epigramme, Cornelius! Ja oder nein! Willst Du mich rein machen?"

„Nein!"

„Gut! ich gehe zum Amtmann."

„Geh' nur, Belle-Plante! Die Seife des Herrn Amtmann wirkt vielleicht besser als die der alten Gothon."

Belle-Plante ging mit so raschem und entschlossenem Schritt fort, als gälte es, in fünf Minuten in Clamecy zu sein. Bald aber kehrte er zurück.

„Du achtest nicht darauf, Cornelius", fing er aufs neue an, „daß Du Vater Navette mehr Unrecht als Gutes thust. Ich stelle Dir nun die letzte Proposition. Ich will Navette fünfzehn Franken zurückgeben und dann soll er das ganze Jahr für mich arbeiten."

„Dreißig Franken! Denn ich bin der Wucherer und Du bist der Leiher."

„Barmherzigkeit! Fräulein Louise, verwenden Sie sich doch für mich!"

„Ich bin der Wucherer, sage ich Dir, und lasse mich auf nichts ein!"

„Wohlan! nimm die dreißig Franken! Gott aber wird Dir das nie verzeihen!"

„Sei gewiß, er wird mir das verzeihen. Da Gott sich nicht einmischen will, einem Unterdrückten zur Gerechtigkeit zu verhelfen, so kann er es nicht schlecht finden, wenn ein Anderer seine Arbeit besorgt."

„Willst Du endlich mein Gesicht abwaschen, Cornelius?"

„Du hast Furcht, daß ich Dich noch für andere Geschichten zur Rückerstattung zwinge! Sei außer Sorge! Ich glaube Dir hinreichend gezeigt zu haben, welche Stellung ein Wucherer dem Leiher gegenüber einnimmt. Jetzt danke ich ab."

Hierauf zog Cornelius eine Phiole aus seiner Tasche, schüttete eine gewisse Säure auf die Ecke seiner Serviette und gab Belle-Plante die natürliche Gesichtsfarbe wieder.

XIX.

Cornelius arbeitete unterdessen mit so viel Eifer an seinem Luftballon, daß gegen Ende Juli die Leinwand zur Hälfte eingeölt war. Das erste Faß Oel hatte bis dahin seine richtige Verwendung gefunden; als aber der Gelehrte zu dem zweiten und letzten griff, fand er es zu seiner Betrübniß durch ruchlose Hand verdorben und durchaus nicht mehr verwendbar. Dieser Act niedrigster Gemeinheit konnte nur während der Zeit vollzogen worden sein, als das Oel noch in dem Hof Belle-Plante's lag. Wir vermögen allerdings nicht zu behaupten, dieser habe den Streich gegen seinen Bruder ausgeführt. Wir wissen nichts; denn die Erben Belle-Plante's wären sonst im Stande, uns vor das Civilgericht citiren zu lassen, und zwar wegen Ehrenkränkung ihres Onkels, und das Civilgericht ist nicht geneigt, Gründe, die ich vielleicht meinerseits erheben könnte, anzuhören. Ihr hättet gut sagen vor den Schranken dieses Gerichts, daß der gute Ruf Belle-Plante's schon dahin gewesen sei, als Ihr ihn der Ehrlosigkeit geziehen! Hier geht es genau so wie bei einer

blinden Fensterscheibe, die man eingeworfen; wohl oder übel heißt es den Beutel ziehen und bezahlen! Immerhin bleibt es Thatsache, daß das Oel in dem Augenblick, wo es verwendet werden sollte, für Cornelius einen unersetzlichen Verlust bildete. Er besaß keine Hülfsquellen mehr und konnte sich demnach auch kein Trockenöl mehr kaufen und hätte man ihm ein ganzes Faß für dreißig Sous angeboten. Cornelius befand sich in einem Zustand der Bestürzung, was Ihr leicht begreifen werdet. Aus Mangel an Oel mußte er nun seine schönste und fruchtbarste Unternehmung, die je ein menschlicher Geist ausgesonnen, auf halbem Wege liegen lassen. Jener Ruhm, von dem Cornelius so viel geträumt, entging ihm nun, wie ein Vöglein entwischt, auf das man eben die Hand legen will, um es einzufangen. Ein Faß Trockenöl kostete dem Unglücklichen fünfundachtzig Franken! Er hätte jetzt zur Beschaffung eines solchen die schönsten zehn Jahre seines Lebens hingegeben, wie in gewissen Verhältnissen eine Frau für einen Faden zum Nähen einen Diamanten hergäbe. Cornelius zerraufte sich nicht wie ein klassischer Held die Haare; er jammerte nicht und erhob auch nicht die Hände zum Himmel, Flüche und Verwünschungen ausstoßend, wie ein gewisser römischer Held in Friedenszeiten; denn unser Gelehrter machte weder auf das Klassische noch Römische Anspruch, das könnt Ihr mir glauben; er gab dem Faß einen tüchtigen Fußtritt und stürzte es um.

Als Louise kam, fand sie den Geliebten in einer Situation, ähnlich wie Marius auf den Trümmern von

Karthago. Er saß auf einer Rolle Leinwand, stützte die Ellenbogen auf die Kniee, hielt mit beiden Händen den Kopf und betrachtete mit unverwandtem Blick das bischen Rußwasser, welches auf dem Oberleder seines Stiefels zurückgeblieben.

„Was hast Du?" rief beunruhigt das Mädchen.

Cornelius verharrte im Schweigen.

„Antworte mir rasch, was Du hast, Cornelius!"

„Frage lieber, was ich nicht habe! Ich habe kein Oel mehr. Dieses Gemisch von Wasser und Ruß ist Alles, was mir Belle-Plante übrig gelassen!"

„Was? Belle-Plante, Ihr Bruder? (Louise redete ihren Geliebten meistens mit Sie an.) Wahrhaftig, dieser Mensch ist zu Allem fähig. Man muß ihn der Gerechtigkeit überliefern."

„Denkst Du, Louise? Ich soll von einem Zuchtpolizeigericht den Namen meines Vaters entehren lassen? Nein! Hundertmal nein! Lieber will ich mein ganzes Leben lang elend und unbekannt bleiben!"

„Sie haben ein edles Herz, Cornelius! An den edlen Herzen scheint übrigens das Mißgeschick sich stets reiben zu wollen, als suche es einen ihm würdigen Gegner. Sollte man aber den Verlust nicht ersetzen können?"

„Nein, Louise; denn man kann nur mit Trockenöl die Leinwand undurchdringlich und dicht machen."

„Ich will sagen, mein Freund, daß es mir vielleicht möglich ist, ein neues Faß Trockenöl zu beschaffen."

„Wie so, Louise?“ fragte Cornelius, indem er die Ohren spitzte wie ein Schlachtroß beim Ton der Trompete.

„Ein wenig Geduld“, erwiderte Louise; „ich weiß noch nicht wie, aber ich suche.“

In der That befand sich das arme Mädchen auch fast am Ende seiner Hülfsmittel, denn schon hatte sie nach und nach alle Kostbarkeiten verkauft und mit dem Erlös die Pension des Geliebten bezahlt, ohne daß dieser es bemerkte.

„Kommen Sie, Cornelius, und geben Sie mir Ihren Arm“, fügte Louise hinzu; „wir machen einen Spaziergang durch unsere Wiese. Die Bewegung gibt uns vielleicht eine gute Idee ein.“

„Recht so, Louise“, antwortete der Gelehrte. „Es gibt Schriftsteller, welche nur im Gehen arbeiten können, und Jean Jacques Rousseau erdachte sich seine «Nouvelle Héloïse» auf Spaziergängen.“

Cornelius machte sich maschinenartig auf die Beine, wie man eine Statue mit Hülfe einer Schiffswinde aufrichtet. Er nahm den Arm seiner Geliebten, schritt längs der Weiden hin und richtete seine Augen schweigend zur Erde, als hätte er irgend etwas im Grase verloren. Der nachdenkende Blick Louisens fiel auf Mutter Simone's Kuh, welche, ohne an etwas Schlechtes zu denken, in einem Winkel der Wiese emsig weidete.

„Ich habe Ihr Oel, Cornelius!“ rief das Mädchen plötzlich aus, indem es in die Hände klatschte.

„Mein Oel! Wo ist es?“ sagte Cornelius, welcher

sich ungeachtet seiner ernsten Situation in eine geometrische Auflösung vertieft hatte.

„Sieh da! Hier ist es! Die Kuh meiner Amme!"

„Du bist wahnsinnig, Louise! Glaubst Du wohl, daß man einen Luftballon mit Butter und Käse einölt?"

„Gehen wir nur gleich zur Mutter Simone und beunruhigen Sie sich im Uebrigen nicht."

Beide begaben sich auf dem kürzesten Weg zu der Hauswirthin.

„Amme", begann Louise, „wie lieben Sie mich?"

„Wie meine Tochter, die ich verloren habe", antwortete Mutter Simone.

„So lieben Sie mich mehr als Blanchette, Ihre Kuh?"

„Mein Fräulein, wie können Sie eine solche Frage an mich richten?"

„Gut denn! Wenn ich mich aber in einer großen Verlegenheit befände, wenn diese die letzte Hoffnung meines Glücks überstiege, würden Sie Blanchette opfern, um mich aus Angst und Sorgen zu befreien?"

„Wenn es absolut sein müßte, ja!" antwortete die Frau.

„O, es muß absolut sein, Amme!" erwiderte Louise und bedeckte die Hände der Mutter Simone mit Küssen. „Wenn es nicht absolut sein müßte, würde ich gewiß nicht die Zumuthung an Sie stellen, daß Sie sich von Ihrer lieben Kuh trennen!"

„Geliebtes Mädchen! Sie bezahlen mir ja doch die Kuh zehnmal über ihren Werth. Morgen führe ich sie auf den Markt."

„Und Sie geben mir den Erlös, nicht wahr, Amme?"

„Den gebe ich Ihnen, geliebtes Kind! Aber jetzt erlauben Sie mir, daß ich Sie umarme. Seitdem Sie ein erwachsenes Fräulein sind, wagte ich nicht mehr, mich diesem Glück hinzugeben!"

Louise warf sich an den Hals der guten Mutter Simone und diese drückte das Mädchen in großer Bewegung an die Brust. Während dieser Zeit entfielen Cornelius, wie einem großen Einfaltspinsel, mächtige Thränen auf seine Hemdkrause.

Mutter Simone wollte zu ihrem Kochherd zurückkehren.

„Nein, bleiben Sie, Mutter Simone!" sagte Cornelius. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Ihr uns gegenüber bewiesenes Benehmen ist ohne Zweifel außerordentlich schön; aber erlauben Sie mir, daß ich es nur von einer Seite betrachte. Es beweist uns unwiderleglich, daß die elterliche Liebe keine Folge der Vaterschaft zu sein braucht, das heißt, man liebt nicht deshalb allein, weil man einem Sprößling das Dasein gegeben. Sie, Mutter Simone, sind nicht die natürliche Mutter des Fräulein Desallemagne, Sie haben ihr nicht das Leben geschenkt, Sie haben ihr nur die Brust gegeben für monatlich fünfzehn Franken. Sie waren für Louise etwa dasselbe, was die Hirschkuh für das arme Kind der Genoveva von Brabant war. Indessen lieben Sie Louise mehr, als ihr eigener Vater sie liebt, dessen bin ich gewiß. Woher kommt das, Mutter Simone? Weil Sie sich daran gewöhnt

haben, sie zu sehen; weil sie unter ihren Augen groß und ein schönes Frauenzimmer geworden und sich hübsch entwickelt hat. Sie lieben Louise, wie ein Blumengärtner seine Blumen liebt, die er pflegt und deren Wachsthum er beobachtet. Sehen Sie, so und nicht anders liebt ein Vater sein Kind. Für ihn ist das Kind ein kleines Wesen, mit welchem er sich nicht allein wegen der vorhandenen Liebe verbunden hat; denn ist es ein Schreihals oder häßlich von Gestalt, ist das Gesicht voll von unvertilgbaren Flecken, oder zeigen sich sonstige Gebrechen an ihm, so erregt es den Widerwillen des Vaters, und dieser Widerwille bleibt, wenn das Kind, wie schon bemerkt, fehlerhaft von Gestalt ist, einen unangenehmen Charakter entwickelt, wenn es mit einem Wort jene Mängel zeigt, welche die Zuneigung zurückdrängen. Glauben Sie, Mutter Simone, daß ein Vater sein neugeborenes Kind lieben könnte, wenn es in der Gestalt eines Hasen das Licht der Welt erblickte? Ja, ich bin sogar überzeugt, daß ein Vater sein Kind in solcher Gestalt lieber als Hasenpfeffer aufzehrte, als ihm seine aufrichtige Liebe bethätigte. Es ist einmal so, daß die Eltern einer Mißgeburt lieber den Sarg als die Wiege gönnen. Warum indessen wollen sie von einer solchen Trauergestalt nichts wissen, wenn es sich doch darum handelt, ein Wesen, das man seinen Nachkommen nennt, zu lieben? Sie antworten mir, Mutter Simone, daß sich die Eltern doch auch an mißgestaltete Kinder attachiren; vergessen Sie aber nicht, daß das nur von jener Freundschaft herrührt, welche sich schließlich bei allen

Leuten mehr oder weniger entwickelt, die in stetem Verkehr leben. Die Handlungen eines Vaters gegen sein Kind beruhen auf Egoismus. Anstatt dem Wurm einen Polichinell zu kaufen, mit dem er glücklich wäre, schafft ihm der Vater schöne Kleider an, denn das macht ihm, wie er glaubt, Ehre! Ist der Vater ein Notar und der Sohn zeigt die unzweideutigsten Spuren eines Dichters, so muß er doch Notar werden! Liebt die Tochter eines Edelmanns einen Bürgerlichen, so wird keine Rücksicht bei einer Heirath darauf genommen; die Unglückliche muß einen Ebenbürtigen nehmen! Ein Vater bricht bei dem Verlust seines Sohns, um den er sich bis dahin fast nicht bekümmerte, in heftiges Wehklagen aus. Wissen Sie auch warum, Mutter Simone? Ich will es Ihnen sagen, weil der Vater Gott weiß welche Hoffnungen auf seinen Sohn gesetzt hatte und ihn in eine sociale Stellung hineinträumte, durch welche jener Vater mit sammt seiner Familie Glanz und Ruhm zu haschen wähnte. Der Beweis für diese Behauptung liegt darin, daß wir den Tod unserer Kinder nie mehr bedauern, als wenn sie in einem Alter sterben, in welchem die auf sie gesetzten Hoffnungen und Erfolge noch nicht Lügen gestraft werden konnten. Stirbt ein kleines Mädchen, so betrauert es die Mutter, als wäre es schon eine große Dame gewesen; stirbt ein kleiner Knabe, so beweint ihn der Vater als einen großen Dichter, einen angesehenen Finanzmann oder berühmten Advocaten, vielleicht auch als einen für die Familie allzu früh heimgegangenen Minister!"

Während Cornelius so sprach, hielt er die Mutter

Simone an der Schürze fest, als befürchte er, daß sie ihm fortlaufe."

„Werden Sie bald ein Ende finden, Herr Cornelius?" fragte sie ernstlich. „Ich muß gehen, damit Ihr Mittagessen nicht anbrennt."

„Gut, so wird mir Louise das Vergnügen bereiten, mich weiter anzuhören."

„Ganz und gar nicht", erwiderte diese. „Ich habe überhaupt auf Ihre Auseinandersetzungen nicht Acht gegeben."

„Dann vollende ich meine Deduction bei der Rückkunft der Mutter Simone."

„Ja", erwiderte diese; „erwarten Sie mich unter der Ulme."

Als Mutter Simone an Blanchette, ihrer Kuh, vorüberkam, reichte sie ihr eine Hand voll Gras, welches das Thier treuherzig verschluckte; dann gab ihr die Alte einen Kuß auf das Maul.

„Arme Blanchette!" sagte sie, „ich hoffte, wir würden uns niemals trennen; aber es muß doch sein, um Louise aus Angst und Sorgen zu befreien. Wie wirst du, fern von mir, leiden müssen, meine Blanchette!"

Als Mutter Simone fortging, stieß die Kuh ein klägliches Gebrüll aus, als hätte sie die Worte ihrer Herrin verstanden.

„Beide thun mir in der Seele weh", sagte Louise. „Ich werde den Vater zu bestimmen suchen, die Kuh zu kaufen; später können wir sie dann der Mutter Simone zurückgeben."

„Louise", entgegnete Cornelius, „ich fürchte jetzt, daß ich nicht reüssire. Und wie soll ich in diesem Falle mit Dir und besonders mit Mutter Simone abrechnen, die uns so ergeben ist?"

„Du reüssirst, mein Freund!" entgegnete Louise. „Diejenigen, welche man auf der Erde so sehr liebt, liebt auch Gott im Himmel."

Das Eine stand indessen fest, daß nämlich die arme Blanchette auf den Markt zu Corvol geführt und dort verkauft wurde. Herr Desallemagne ließ sich nicht bewegen, die Kuh anzukaufen.

Cornelius beeilte sich nun, nach Paris zu schreiben, und verlangte dringend ein neues Faß Trockenöl. Unterdessen machte er sich hinter seine Gleichungen und wartete in Geduld die Ankunft der Bestellung ab. Was sich mittlerweile ereignete, theilen wir in Nachstehendem mit.

Es war ungefähr neun Uhr abends; Cornelius saß an dem Tisch der Mutter Simone und stillte in bedächtiger Weise seinen Hunger an einer respectabeln Hammelkeule, als ein mit vier Pferden bespannter Wagen an der Hausthür still hielt und sich alsbald durch Peitschenknallen bemerklich machte, wodurch ein Haufen Neugieriger angelockt wurde. Drei Personen stiegen aus, von welchen der eine ein sehr großer, das heißt langer Mensch war. Er trug einen goldgestickten Rock, und der lange Zopf fiel bis auf die Schultern herunter. Die beiden andern trugen ebenfalls reiche Kleider; doch schienen sie nicht mehr ganz neu zu sein. Im Gefolge befand sich ein sehr schlauer Pudel.

Das sonst so vornehm aussehende Quadruped warf sich ohne Ceremonie auf die Hühner der Mutter Simone, als hätte es den Auftrag gehabt, einen säumigen Steuerpflichtigen unsanft zu mahnen.

„Schon genug! Fontenoy!“ rief einer der drei Herren dem Hund zu, worauf dieser augenblicklich zurückkam und sich an die Seite des Rufers stellte. Cornelius wollte eben hinausgehen und sehen, was das Alles zu bedeuten habe, als die Reisenden eintraten.

„Mein Herr“, sagte der große Mann im goldgestickten Rock, indem er sich an den Mechaniker wandte, „Sie sind wohl der Gelehrte Cornelius?“

„Der Gelehrte Cornelius? Nein. Thatsache ist nur, daß ich Cornelius heiße.“

„In diesem Fall sind Sie es, mit dem wir Geschäfte haben. Lassen Sie sich aber in Ihrem Nachtessen nicht stören, Herr Cornelius. Wenn Sie es erlauben, so leisten wir Ihnen mit unserem Vorrath Gesellschaft.“

Ein Bedienter brachte aus dem Wagen kalte Küche und eine ziemlich große Anzahl Flaschen, und nun setzte sich die neu angekommene Gesellschaft an den Tisch zu Cornelius.

„Ich weiß nicht“, sagte dieser zu meinem Onkel Benjamin — denn er war es in höchsteigener Person — „ob ich Sie schon gesehen oder von Ihnen geträumt habe; Ihre Figur ist mir jedenfalls nicht unbekannt.“

„Sie konnten mich wohl bei dem Könige sehen, wenn Sie je zu ihm gegangen sind.“

„Das konnte ich nun freilich nicht; denn meine Schritte führen mich nicht zu dem König, wohl aber glaube ich Sie in dem Postwagen von Auxerre nach Clamecy gesehen zu haben. Sie trugen einen rothen Rock, worüber wir während der ganzen Fahrt lachen mußten."

„In diesem Fall, mein Herr, haben Sie sich durch eine zufällige Aehnlichkeit irre führen lassen; denn ich bin Herr von Choiseul, der Premierminister des Königs. Dieser General hier zu Ihrer Linken ist der Marschall von Sachsen und der andere Herr der Kanzler von Frankreich." *)

---

*) Die plötzlich hier erscheinenden und in die Handlung unserer Novelle eingreifenden Personen sind mit noch einigen andern, welche später kurze Erwähnung finden, die Hauptfiguren in Tillier's Roman: „Mein Onkel Benjamin", und zeichnen sich durch Humor und Frivolität aus. „Mein Onkel Benjamin", das ist der Dr. med. Benjamin Rathery von Clamecy, welcher sich durch seine endlosen Späße und Neckereien, durch seinen sarkastischen Witz ebenso hervorthut wie durch seine Trunkenheit und Liebenswürdigkeit, gilt es irgendwo zu helfen. Ein reicher College, Dr. Minxit, setzt Rathery als Erben ein und gibt ihm so die Mittel an die Hand, seinen Launen und Einfällen nach Wohlgefallen nachzuhängen. Die häufigen Gesellschafter des Arztes sind: sein Schwager Machecourt, ein „tapferer" Gerichtsvollzieher; der Advocat Page, welcher nie anders als zwischen zwei Weinsorten plaidirt; der Procurator Rapin, der einen seiner Clienten vorladen ließ, weil er ihm ein Faß Landwein zum Präsent gemacht und dieses gegen eine bessere Sorte vertauscht haben will; der Notar Arthus, welcher nach einem reichlichen Diner noch einen Salm als Dessert verspeist; der Schneider und Poet Millot-Ratout, Verfasser einer großen Weihnachtshymne, ein im

(Der Kanzler von Frankreich war Machecourt, der Schwager meines Onkels.)

„Ich glaubte immer", erwiderte Cornelius, „der Marschall von Sachsen sei schon längst todt."

„Ich weiß wohl, daß die im Sold der Engländer stehenden politischen Zeitungen dieses Gerücht verbreiteten, um unsere Armee zu entmuthigen; aber Gott, welcher «Frankreich schützt», wie Sie das schon auf den Münzen von sechs Franken sehen können, erhielt dem König diesen würdigen und treuen Diener."

„Ich wünsche es, mein Herr", erwiderte Cornelius, „und bin hocherfreut, zu sehen, wie der Herr Marschall ißt und trinkt, als falle es ihm noch lange nicht ein, zu sterben."

„Was Sie da sagen, Herr Cornelius, beweist, daß die Wohlthaten, mit welchen Sie der König ehrt, nicht besser hätten angebracht werden können; ich werde ihm Mittheilung darüber machen."

„Erlauben Sie, Excellenz, von welchen Wohlthaten wollen Sie sprechen? Ich habe von dem König nie etwas Anderes empfangen als die Aufforderung, Steuern zu bezahlen."

„Wenn Sie mich ganz anhören wollen, Herr Cornelius, so werden Sie bald finden, daß Sie dem König mehr Erkenntlichkeit schulden, als Sie vermuthen. Seine

---

Schlaf schreibender Stadtschreiber und ein alter, von dem Urin-Doctor Minxit und später von Rathery unterhaltener Sergeant mit seinem treuen Pudel Fontenoy. Anmerk. d. Uebers.

Majestät haben davon sprechen hören, daß Sie das Mittel gefunden, einen Luftballon nach Willkür durch die Luft zu führen."

„Und wie konnte das Seine Majestät erfahren? Ich habe nur mit meiner Louise und Vater Desallemagne darüber gesprochen."

„Was kann Ihnen daran liegen, wie Seine Majestät das erfuhr? Wollen Sie vielleicht die Staatsgeheimnisse enträthseln?"

„Ganz und gar nicht, Excellenz; aber ich habe jedenfalls das Recht, über das, was Sie mir sagen, zu staunen."

„Staunen Sie, soviel Sie wollen, mein Herr; Seine Majestät findet nichts Böses darin. Hören Sie mich nur ohne Unterbrechung an. Der König hat mich beauftragt, Ihnen als ein Zeichen der gegen Sie gehegten Achtung zwölfhundert Franken einzuhändigen, und fordert Sie dadurch auf, Ihre so wichtige Erfindung fertig zu stellen."

Cornelius wollte seinen Ohren nicht trauen; aber Herr von Choiseuil gab dem Bedienten ein Zeichen, worauf dieser das Zimmer verließ und alsbald wieder mit einem schweren Geldsack eintrat.

„Hier, mein Herr, ist die Summe, welche ich Ihnen im Auftrag Seiner Majestät überreiche. Zählen Sie, damit Sie sich überzeugen, daß dieser Sack zwölfhundert Franken enthält."

„Ich mißtraue Seiner Majestät nicht", erwiderte Cornelius, „und bitte Sie, dem König meine Erkenntlich-

keit und Ergebenheit zu übermitteln. — Excellenz", fuhr er fort, „darf ich Ihnen ein Glas Cassis anbieten? Mutter Simone bereitet ihn selbst und ganz vorzüglich."

„Wir acceptiren das gern, der Marschall von Sachsen und ich; ich sehe es als meine Pflicht an, dem König über den Empfang, den Sie uns zu Theil werden ließen, den nöthigen Bericht zu erstatten."

„Und wird der Herr Kanzler kein Glas Cassis annehmen?"

„Dem widersetze ich mich", sagte Benjamin. „Das würde sich für einen Mann seines Ranges nicht passen."

„Und ich sage Dir, Choiseul, daß ich Cassis annehme! Das verstößt gegen kein Gesetz."

„Wenn Du das thust, lasse ich Dich in die Bastille bringen!"

„Und wenn Du das thust, so blase ich auf Deinen Minister und Du fliegst als Staub in die Luft."

„Aber", bemerkte Cornelius, „der Kanzler scheint auf grünem Fuß mit Ew. Excellenz zu stehen!"

„Was wollen Sie! Diese Actendrescher werfen sich in die Brust. Ich werde Seiner Majestät einen Rapport einreichen, daß er sie an das Katzentischchen setze und zur Strafe sitzen lasse."

Unterdessen hatte Mutter Simone eine ganze Wasserflasche voll des vortrefflichen Getränkes geholt, und nun leerten sich die Gläser ebenso rasch, wie sie gefüllt wurden. Cornelius machte die Bemerkung, daß die Minister des Königs sehr gut tranken; er folgte ihrem Beispiel, über-

zeugt, daß man sich nicht auf der Fährte eines Ministers irre führen lassen dürfe.

„Es scheint mir“, sagte Cornelius leise zu Herrn von Choiseuil, „daß der Kanzler ein wenig betrunken ist.“

„Er ist voll“, bemerkte der Marschall.

„Marschall“, sagte Machecourt, „wenn Du nicht die Schlacht bei Fontenoy gewonnen hättest —“

„Legen Sie kein Gewicht darauf, Kanzler; Sie wissen, daß die Soldaten eine rüde Sprache führen wie die Sackträger!“

Die Wasserflasche war leer.

„Mutter Simone“, rief Cornelius, „bitte, noch eine solche Flasche; ich bezahle sie.“

„Ich habe aber nichts mehr“, antwortete Mutter Simone.

„Nun, gibt es denn im Dorf keinen Cassis mehr?“ fragte Choiseuil.

„Herr Belle-Plante fabricirt ihn noch; aber er verkauft das kleine Gläschen nicht unter zwei Sous.“

„Gut, so gehen Sie dahin und lassen Sie sich diese Flasche füllen; sagen Sie ihm, es wäre für den Premierminister.“

Mutter Simone kehrte bald zurück und sagte, daß Belle-Plante die Wasserflasche nicht unter zwölf Franken fülle.

„Bieten Sie ihm fünfzehn Franken an und sagen Sie ihm, er solle seinen Schnaps selber bringen.“

XX.

Einige Augenblicke später erschien Belle-Plante wirklich mit der baumwollenen Nachtmütze auf dem Kopfe und trug, wie die Amme ihre Puppe schleppt, die Wasserflasche in den Armen.

„Schlingel!" sagte Cornelius, der es auch bereits im Kopfe spürte, „warum grüßest Du nicht den Minister?"

Hiermit ergriff er die Nachtmütze und schleuderte sie in die hinterste Ecke des Zimmers.

„Aber Du siehst doch wohl, daß ich nicht grüßen kann, da ich die Flasche in den Händen halte!"

„Legen Sie kein Gewicht darauf, Herr Belle-Plante", sagte der Minister; „die Gelehrten haben ganz besonders freie Manieren."

„Das ist für zwölf Franken Waare", sagte Belle-Plante, indem er die volle Flasche auf den Tisch setzte.

„Hier sind achtzehn", sagte Choiseul; „indessen müssen Sie uns die Ehre geben, mit uns anzustoßen."

„Er? Belle-Plante mit uns anstoßen?" sagte Cornelius; „aber der ist ja ein verbauerter Bauer, der nicht einmal lesen kann."

„Was liegt daran", bemerkte der Minister, „er ist ein guter Landwirth, und Seine Majestät, welche ich repräsentire, ehrt alle Leute von Verdienst."

„He! Cornelius, hörst Du? Du Luftballonfabrikant!"

„Und Du, siehst Du, Du Rübenbauer?" entgegnete Cornelius, seinen Geldsack emporhaltend.

„Seine Majestät", fuhr der Minister fort, „haben mir befohlen, mit Herrn Belle-Plante anzustoßen. Also setzen Sie sich hierher und lassen Sie uns anstoßen!"

Als Cornelius mit Belle-Plante anstoßen wollte, zog dieser sein Glas zurück.

„Wie?" sagte der Minister, „Sie wollen nicht einmal mit Ihrem Bruder anstoßen, Herr Belle-Plante?"

„Woher wissen denn Ew. Excellenz, daß das mein Bruder ist?" bemerkte Cornelius.

„Noch einmal, mein Herr, was kann Ihnen daran liegen! Das ist ein Staatsgeheimniß."

Der Kanzler war vom Tisch aufgestanden und beeilte sich, den Satz des spirituosen Getränks, welcher auf dem Grund der leeren Wasserflasche zurückgeblieben war, dem Pudel in den Rachen zu gießen. Der Marschall von Sachsen seinerseits blieb auch nicht unthätig; er betrachtete prüfenden Blickes den Rest in seinem Glase, erhob dasselbe gegen das Licht und sprach mit Pathos:

„Simson, wie bist Du so klar!
Ist es gelogen oder wahr,
Daß Du mir in vergangener Nacht
Den Kopf so warm gemacht?

Landesverräther! Du sprichst kein Wort?
Schändlicher Wühler! Dich schick' ich fort
Zur Verdammniß!"

Und hiermit flog die Flüssigkeit die Kehle hinunter. Belle-Plante ließ sich nicht der Trägheit zeihen. Er verzehrte die Ueberreste der Schöpsenkeule, berechnend, daß er dadurch für den folgenden Morgen das Frühstück spare.

Die Improvisation des Marschalls erregte so helles Gelächter, daß selbst der Pudel sein lautes Geheul nicht zu unterdrücken vermochte. Dieser Höllenlärm veranlaßte den Nachtwächter, der sich gerade in der Nähe befand, dicht an das Haus zu treten. Er klopfte an die Thür der Mutter Simone, triumphirend, verspätete, straffällige Zecher aufzugreifen. Mutter Simone aber, stark geworden durch die Gegenwart des Ministers, weigerte sich entschieden zu öffnen.

„Oeffnen im Namen des Königs!" rief der Wächter.

„Wenn ich Dir aufmache, wirst Du mit schöner Nase abziehen, mein armer Baudruche!"

„Immerhin, aufgemacht!" erwiderte dieser.

Herr von Choiseul befahl die Thür zu öffnen.

„Meine Herren!" sagte der Wächter, „Sie sind in der Strafe."

„Wie? In der Strafe der Premierminister Seiner Majestät! Impertinenter! Geben Sie Acht, daß ich Sie nicht absetze!"

„Aber alle hier sind doch nicht Minister", erwiderte

der Wächter. „Da ist zum Beispiel Herr Belle=Plante, der doch kein Minister ist.“

„Das hat seine Richtigkeit“, sagte Herr von Choiseul. „Wenn denn hier einmal einer in Strafe kommen muß, so schreiben Sie Herrn Belle=Plante auf!“

„Aber, Baudruche —“

„Hier gibt es keinen Baudruche“, erwiderte der Wächter. „Sie, Herr Belle=Plante, sind in der Strafe.“

„Sehr gut, Wächter! Sie werden eine Beförderung erhalten!“

„Aber, Herr Minister!“ sagte Belle=Plante, „Sie wissen doch sehr wohl, daß Sie mich zwangen, hier zu bleiben.“

„Was wollen Sie? Sie sind in der Strafe; da kann ich nichts dagegen thun. Das Gesetz muß seinen Lauf nehmen.“

„Und Cornelius? Er ist so gut wie ich in der Tinte!“

„Cornelius hat vom König die Erlaubniß, hier zu sein, solange es ihm überhaupt gefällt.“

„Nun denn“, fiel der Kanzler ein, „Choiseul, habe Mitleid mit dem armen Mann.“

„Wie? Kanzler, so viel halten Sie auf die Handhabung der Gesetze? Dieser Mann ist mir als ein Geizhals bezeichnet worden, als ein Wucherer, ja fast als ein Dieb. Uebrigens liegen uns Beweise hierfür vor; denn er nahm uns für seine Flasche, die keine drei Sous werth ist, fünfzehn Franken ab. Außerdem ist er schon deshalb

der Strafe verfallen, weil er uns ohne Licenz eine Flüssigkeit verkaufte.“

„Die Affaire liegt in der That sehr ernst“, bemerkte der Kanzler; „was denken der Herr Marschall?“

„Ich denke, die Sache ist abgemacht, wenn er die fünfzehn Franken dem Wächter gibt und dieser sich damit einverstanden erklärt. Sind Sie das zufrieden, Wächter?“

„Wenn es der Herr Minister so haben wollen —“

„Und Sie, Belle-Plante?“

„Wenn es denn so sein muß“, sagte dieser seufzend.

„Die Sache ist geordnet“, erwiderte der Minister mit langem und lautem Gähnen. „Meine Herren, es ist Zeit, daß wir abreisen! Denken Sie daran, daß wir in dringenden Geschäften zum König befohlen sind. Adieu, Herr Cornelius!“

Aber Cornelius schlief schon an dem Tische den tiefen Schlaf des Gerechten.

XXI.

Am folgenden Morgen fand sich Cornelius in seinem Bett, ohne daß er wußte, wie er hineingekommen. Er glaubte nur von dem Herzog von Choiseuil und dem Marschall von Sachsen geträumt zu haben; indessen erinnerte ihn der auf seinem Nachttisch liegende Sack mit zwölfhundert Franken an die Wirklichkeit, und Alles, was er von der stattgehabten Scene verstand, war eben diese Summe Geldes. Rasch stand er auf, steckte das Geld ein und ging fort, ohne daß es Mutter Simone bemerkte. Durch diese erfuhr Louise, was sich am Abend vorher zugetragen, und was sie anlangt, so glaubte sie an den Minister. Sie erwartete Cornelius und wurde seines Ausbleibens wegen ungeduldig; dann streifte sie um das Dorf und suchte ihn. Alles, was man von ihm wußte, beschränkte sich auf die Mittheilung, ihn auf dem Weg nach der Schleuse von Armes gesehen zu haben. Endlich um vier Uhr Nachmittags kehrte Cornelius zurück und trieb, eine Rolle Velinpapier in der Hand, die Kuh der Mutter Simone

vor sich her. Blanchette ging schnurstracks in ihren Stall und Cornelius begab sich zu Herrn Desallemagne. Als ihn Louise sah, empfand sie Lust, sich in seine Arme zu werfen, aber sie barg ihre Freude unter einer betrübten Miene.

„Endlich sind Sie da, Herr Cornelius! Es ist recht artig, fortzugehen, ohne Jemand auch nur eine Silbe davon zu sagen! Und woher kommen Sie, verwünschtes Kind?"

„Louise", begann Cornelius, nachdem sich Fräulein Desallemagne gesetzt hatte, „warum haben Sie keine Ringe mehr?"

„Weil ich keine mehr habe", antwortete Louise, durch diese unvorhergesehene Frage überrascht.

„Wohlan! Ich, ich will, daß Sie Ringe haben!"

Hiermit zog er zehn Ringe aus der Tasche und warf sie Louise in die Schürze.

„Sie sind ein Narr, Cornelius! Was wollen Sie, daß ich mit zehn Ringen anfange?"

„Nein, Louise, ich bin kein Narr! Haben Sie vielleicht keine zehn Finger?"

„Ja, und zwei Daumen, macht zwölf."

„Das ist wahr", bemerkte Cornelius; „ich habe da einen Rechenfehler gemacht, den der Goldarbeiter hätte verbessern sollen; übrigens ist diesem Irrthum leicht abzuhelfen; ich werde noch sechs andere kaufen, damit Sie an jedem Finger zwei zu gleicher Zeit tragen können. Sie müssen das Verlorene wieder einholen! Louise, warum haben Sie keine Ketten mehr um den Hals?"

„Weil es zu warm ist und sie mir lästig werden.“

„Wohlan! Ich will, daß Sie Ketten um den Hals haben.“

Hierauf warf er vier Ketten von verschiedener Farbe Louise in die Schürze.

„Aber was soll ich denn damit anfangen, Cornelius?“

„Was man eben mit solchen Ketten anfängt, Louise. Louise, warum — Louise — aber wo ist denn zum Teufel die Ohrringtasche?“ rief er, indem er mit der Hand über seine Weste strich. „Ah, da ist sie; ich habe sie schon gefunden! Louise, warum haben Sie keine Ohrringe mehr? Warum haben Sie keine Ketten mehr um den Hals? Warum haben Sie keine Ringe mehr?“

„Sie langweilen mich mit Ihren vielen warum.“

„Wohlan! Ich, ich will es Ihnen sagen! Sie besitzen keine Ringe, keine Ketten, keine Ohrringe mehr, weil Sie das Alles verkauft haben, um den armen Cornelius zu unterhalten. Die Familie hat den Cornelius aufgegeben, und da haben Sie gesagt, Sie: Dieser Mensch hat Niemand mehr auf der Erde als mich; so muß ich Sorge für ihn tragen. Und das haben Sie redlich gethan, wie eine Mutter um ihr Kind. Cornelius war reich, und deshalb beeilte er sich, seinen Reichthum zu benutzen und sich erkenntlich gegen Sie zu zeigen. Sehen Sie her, Louise, hier sind Ohrringe!“

Hiermit warf er Louise vier Paar Ohrringe in die Schürze, welche selbst eine Gräfin zu einem von Glück strahlenden Lächeln gebracht haben würden.

„Mein Gott! Cornelius, ich bedarf keiner Kostbarkeiten! Sie hätten besser gethan, der Mutter Simone die Kuh zurückzukaufen.“

„Es ist wahr“, erwiderte Cornelius, „die arme Blanchette! Ein so gefühlvolles Quadruped! Wer sagt Ihnen aber, daß ich die Kuh nicht zurückgekauft habe?“

„Was? Daran hätten Sie gedacht, Cornelius?“

„Ja, daran habe ich gedacht, ich, wiewohl ich nur ein Gelehrter bin. Blanchette ist mit mir von Clamecy nach Haus gekehrt, und jetzt erfreut sie sich der Liebkosungen der Mutter Simone.“

„Gute Amme, wie wirst du zufrieden sein!“

„Ich habe ebenso gut an Mutter Simone gedacht wie an ihre Kuh. Sehen Sie hier, Louise, diese goldene Kette habe ich für sie gekauft und ich bitte Sie, der alten Frau das Geschenk zuzustellen.“

„Spaßen Sie? Trägt etwa Mutter Simone eine goldene Kette?“

„Danach frage ich nicht. Sie kann das Ding ihrer Kuh umhängen, wenn sie will. Hier ist noch eine silberne Schnupftabaksdose, die Sie ihr in meinem Namen überreichen.“

„Aber, mein Freund, Mutter Simone schnupft nicht.“

„Thut nichts. Man soll Cornelius wenigstens nicht der Undankbarkeit zeihen.“

Louise nahm die Kette und die Dose in der Absicht, die beiden unnützen Gegenstände gegen Sachen zu vertauschen, welche der Amme besser zusagen würden.

„Erklären Sie mir endlich, Cornelius, wie diese Goldwaaren so plötzlich in Ihre Taschen gekommen sind? Ich weiß, daß der Premierminister gestern hier ankam und Sie besuchte.“

„Und der Marschall von Sachsen, Louise, und der Kanzler! Der König ehrt mich; er interessirt sich für meinen Luftballon und schickte mir durch seinen Minister zwölfhundert Franken.“

„Das wäre also die Erklärung für Ihre Freigebigkeit! Ich wette, daß Sie jetzt kein Geld mehr haben.“

„Ich besitze noch neun Franken zehn Sous. Das reicht für meine unbedeutenden Ausgaben hin, bis mein Luftballon fertig ist.“

„Neun Franken zehn Sous von zwölfhundert Franken! Sie sind ein merkwürdiger Verschwender, Cornelius, und ich sehe wohl, daß ich, sobald wir verheirathet sind, die Börse verwalten muß. Und was haben Sie sich wohl gekauft?“

„Mir, Louise? Eine Rolle Velinpapier und ein Parallelogramm mit chinesischer Tinte.“

„Aber Sie hätten doch auch an sich denken sollen, Cornelius. Sie besitzen nur einen Rock.“

„Ei, habe ich denn zwei Körper?“

„Dann haben Sie nur noch ein halbes Dutzend Socken.“

„Es gibt in Frankreich Tausende von Menschen, welche gar keine haben.“

„Es fehlt Ihnen das Nothwendigste.“

„Was könnte einem fehlen, wenn man glücklich ist?“

„Aber wenn Sie nun unglücklicher Weise eine Fensterscheibe im Dorf zerbrechen?“

„Wohlan, so bitte ich Sie um zwölf Sous und bezahle sie damit.“

XXII.

Unterdessen begannen die Tage kürzer zu werden. Cornelius wußte wohl seine Abende zu verbringen; aber Belle-Plante, welcher weder eine Louise besaß, noch lesen konnte, wie sollte er jene zwei langen Stunden verbringen, welche sich zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen ausdehnen? Belle-Plante mußte sich also, da er das Licht unter allen Umständen zu sparen suchte, nach seinem Abendbrod zu Bett legen. Aber die verlorene Zeit ist eine Ausgabe! Er war jedoch auf dem Gebiet des Geizes ein großer Feldherr; er beklagte, ja er beweinte die unbenutzt dahineilenden Stunden, welche er, sich auf seinem Lager bald rechts, bald links werfend, verbringen mußte. Was war also zu thun, um den Abend thätig zu verleben? Ihr wäret in das Wirthshaus gegangen; aber für Belle-Plante war das ein verbotenes Eden, in welches er niemals einen Fuß setzte. Was machte denn Belle-Plante mit seinem Gelde? Er legte die Thaler zu sechs Franken in eine Schublade, die kleinen Thaler in eine andere und die Louisd'or in seine

Gurte. Auf diese Weise erfreute er sich seines Reichthums, sagt Ihr. In der That bin ich Eurer Ansicht und überzeugt, daß ein verloren gegangener Sou dem Geizhals ebenso großen Kummer bereitet, als er Freude bei dem Gewinn eines Sou empfindet. Der Geiz ist gewiß das Schlimmste, was ein Mensch tragen kann. Wenn Gott mir sagte: Ich gebe Dir vier Millionen Renten unter der Bedingung, daß Du ein Geizhals wirst, so würde ich ihm antworten: Mein Gott, behalte Deine Kapitalien und lasse mir meine Sorglosigkeit; wenn ich einen Sou habe, so freue ich mich darüber; hätte ich aber Deine Millionen, würde ich mich ihrer nicht erfreuen!

Fest steht in allen Fällen, daß Belle-Plante zunächst daran dachte, stricken zu lernen; übrigens fragte er sich, ob er bei dieser Beschäftigung wohl das Licht verdiene? Dann dachte er an die Ausgaben für seine Leinweberei und fand schließlich, daß dieses Handwerk leicht zu erlernen sei. So entschloß sich denn der Geizhals, Leinweber zu werden.

Vater Navette besaß einen alten Webstuhl, den er in einer Ecke seines Bodens aufbewahrte. Belle-Plante kaufte diese Maschine unter der Bedingung, daß Navette jeden Abend eine Stunde Unterweisung gebe und dafür fünf Sous erhalte. Der Webstuhl wurde nun im Keller aufgeschlagen, dessen Zugloch der Knicker vergrößern ließ, in das er dann einen mit ölgedrängtem Papier überspannten Rahmen stellte. Hierauf ging er an die Klippklapparbeit.

Als man im Dorfe erfuhr, daß Belle-Plante Leinweber geworden, machten sich die spöttischen Bemerkungen an allen Enden und Ecken breit und er konnte nicht mehr über die Straße gehen, ohne diese oder jene Spöttelei zu hören. Am meisten waren die Gassenbuben hinter ihm her, welche bekanntlich unerbittlich gegen alles Lächerliche sind, jenen Fliegen gleich, die den stärksten Menschen stechen, ohne daß dieser im Stande wäre, sich ihrer zu erwehren. Also die Gassenbuben versammelten sich jeden Abend an der Kellerthür; in einem günstigen Augenblick öffneten sie diese und schrieen im Tempo:

Belle-Plante, Geizhals, Bauer!
Das Leben wird ihm sauer!
Leineweber tripp, trapp!
Leineweber klipp, klapp!

Sobald Belle-Plante dieses Spottliedchen hörte, griff er rasch nach der neben ihm stehenden Peitsche, und nun ging es die Treppe hinauf, indem immer drei Stufen übersprungen wurden. Was half das? Die Gassenbuben flogen wie Spreu auseinander, drehten dem Gefoppten eine lange Nase und riefen höhnisch aus der Ferne:

Belle-Plante, Geizhals, Bauer!
Das Leben wird ihm sauer!
Leineweber tripp, trapp!
Leineweber klipp, klapp!

Kaum befand sich Belle-Plante wieder im Keller auf seinem Webstuhl, als auch die Gassenbuben wieder er-

schienen, wie die Herren Spatzen, welche sich so leicht aus dem Staub machen und immer wiederkommen.

Eines Tages kam der Hirtenbube des Herrn Desallemagne, mit Namen Pierrot, auf einen guten Einfall, von dem seine Kameraden nicht einmal eine Ahnung hatten. Er drückte seinen Kopf durch das Oelpapier, mit welchem bekanntlich der in dem erweiterten Kellerloch stehende Rahmen überzogen war, und fing nun an, etwa sechs Fuß über Belle-Plante stehend, aus Leibeskräften zu rufen:

Belle-Plante, Geizhals, Bauer!
Das Leben wird ihm sauer!
Leineweber tripp, trapp!
Leineweber klipp, klapp!

Beim Anblick dieses Kopfes, welcher in der unverschämtesten Weise sein Eigenthum und seinen Aufenthaltsort verletzte, warf Belle-Plante das Schiffchen hin und stürzte nach der Peitsche. Pierrot will den Kopf zurückziehen, aber der Kopf bleibt stecken, sei es nun, weil er sich in einem schönen Rahmen ölgedrängten Papiers befand, oder sei es aus irgend einem andern Grunde; genug, der Kopf beharrte dabei, stecken zu bleiben. Pierrot hatte freilich alle Ursache, fortzukommen, aber ohne Kopf ging das doch nicht; deshalb riß er ihn mit Gewalt zurück. Indessen haperte es jetzt mit den Ohren; sie schienen sein Verderben zu werden. Der Rahmen war geschickter, er gab nach und nun rannte der Bube, ihn wie einen Weiberhalskragen auf dem Rücken schleppend, davon. Belle-

Plante nahm die Verfolgung auf; als er aber gewahrte, daß er dem Dieb nicht näher kam, schrie er: „Bösewicht, lasse mir wenigstens meinen Rahmen! Taugenichts, bleibe stehen, ich füge Dir kein Leid zu!“ Aber der Schlingel, erschreckt durch die Bewegungen des Rahmens, welche sich recht fühlbar auf seinem Rücken machten, rannte verzweifelt weiter, etwa wie ein Hund, an dessen Schwanz ein Stück Blech gebunden wurde. Pierrot stürzte in die Küche des Herrn Desallemagne, dort Zuflucht suchend. Einige Augenblicke später kam auch Belle-Plante, keuchend und schnaufend wie ein alter durchlöcherter Blasebalg, dort an.

Louise und Cornelius begriffen sofort, um was es sich handelte und brachen in helles Gelächter aus.

„Wollen Sie mir erlauben, Fräulein Desallemagne, daß ich diesen kleinen Bösewicht durchbläue?“

„Und warum, Herr Belle-Plante, wollen Sie diesen Knaben schlagen?“

„Weil er mir diesen Rahmen stahl.“

„Ich stelle den Buben unter meinen Schutz“, sagte Cornelius, „und wenn Du es wagst, ihn nur anzurühren, so hast Du es mit mir zu thun.“

„So gib mir wenigstens meinen Rahmen zurück, Professor!“

Der Knabe hatte sich endlich von seinem zudringlichen Anhängsel befreit.

„Sieh“, sagte der Gelehrte, indem er den Rahmen mitten ins Zimmer schleuderte, „da ist er!“

Belle=Plante bemühte sich, ihn aufzuheben; Cornelius war aber rascher als er, nahm ihn auf und warf ihn ins Kaminfeuer.

Belle=Plante kreuzte die Arme und rief: „So willst Du mich mit Gewalt ruiniren!“

„Ich will Dich corrigiren“, erwiderte Cornelius; „denn ein Geizhals Deines Schlages ist übler daran als ein ruinirter Mann; er erfreut sich an nichts mehr. Ich werde nicht länger dulden, daß der Sohn meines Vaters sich muthwillig zum Gespötte der Leute erniedrigt. Wo auch nur zwei oder drei Bauern zusammenstehen, hört man von Deinen Ungereimtheiten, Deiner Filzigkeit, Deiner Unflätherei sprechen. Ich werde mich immer auf Deinen Wegen zeigen, und wenn Du mich bei dem Amtmann, der nicht besser ist als Du, verklagst, so will ich nicht vergessen, ihm über gewisse Dinge Aufschlüsse zu geben, die sich seit dem Tode meines Vaters zugetragen haben! Jetzt gehe, denn ich empfinde Abscheu vor Dir! Louise ebenfalls. Es ist mir unerträglich, einen Menschen, welcher sechs Güter besitzt, nach einem elenden Rahmen rennen zu sehen.“

Belle=Plante zog sich, ohne ein Wort zu erwidern, zurück.

Unterdessen kam das von Cornelius erwartete Oel an. Mit neuem Eifer machte er sich an seinen Luftballon und brachte ihn bald so weit, daß er geprüft werden konnte. Diese Prüfung ging in Gegenwart des ganzen Dorfes vor sich. Cornelius begnügte sich übrigens diesmal damit, seinen Luftballon an einem Tau befestigt aufsteigen

zu sehen, denn er übergab seinen Platz der Katze der Mutter Simone. Beide, die Katze und der Ballon, fielen nach einer Stunde etwa langsam zur Erde nieder, ohne daß es weder dem einen noch dem andern Theil geschadet hätte. Cornelius war mit seiner Arbeit sehr zufrieden, nicht minder mit dem ersten Versuch. Dem Erfinder blieb nichts weiter zu thun übrig, als sein Schiffchen mit den zu einer Luftreise nöthigen Sachen auszurüsten. Indessen sollte noch nicht alles Elend für ihn überwunden sein.

Eines Tages, als Cornelius in seiner Wiese beschäftigt war, trat der Priester zu ihm.

„Mein Herr", begann der fromme Mann, „Sie arbeiten da an einem gottlosen Werk."

„Wie so, Herr Pfarrer?"

„Weil Sie mit Ihren mechanischen Experimenten zeigen, daß Sie nicht an das Dasein Gottes glauben."

„Im Gegentheil, Herr Pfarrer; denn je größer die Intelligenz eines Menschen ist, desto mehr sieht er sich gezwungen, einen Schöpfer vorauszusetzen."

„Wenn Gott den Menschen die Herrschaft der Luft hätte geben wollen, so würde er ihnen Flügel geschenkt haben!"

„Wenn Gott gewollt hätte, daß die Priester auf dem Kopfe ein Stück gewichstes Leder tragen, so würde er sie mit einer Calotte haben zur Welt kommen lassen!"

„Das ist ein Spaß, aber kein Argument, mein Herr!"

„Wohlan! so will ich Ihnen ein Argument geben. Wenn Gott den Menschen die Regionen der Luft hätte

verbieten wollen, so würde er nicht dulden, daß sie einen Luftballon trägt."

„Die weniger unterrichteten Leute werden dann sagen, daß Elias in einem Luftballon zum Himmel fuhr."

„Meiner Treu, ich will nicht schwören, daß es sich anders verhielt."

„Dann sind Sie ein Gottloser!"

„Ich behaupte nicht das Gegentheil, Herr Pfarrer!"

„Ich werde Ihnen die Pforten der Kirche verschließen!"

„Was kann mir daran liegen! Ich gehe nicht in die Kirche."

„Ich verweigere Ihnen die Sacramente!"

„Ich bedarf ihrer nicht."

„Ich werde Sie nicht in meinem Kirchspiel begraben!"

„In diesem Falle sparen meine Erben zwölf Franken."

„Ich werde Ihren Luftballon auf öffentlichem Platze verbrennen lassen!"

„Und ich, Herr Pfarrer, werde, wenn Sie sich nur das geringste Attentat auf meinen Luftballon zu Schulden kommen lassen, Ihr Pfarrhaus in Brand stecken!"

„Sie werden Weiteres von mir hören, mein Herr."

„Sehr wohl! Aber wenn Sie mir etwa per Post schreiben, so frankiren Sie den Brief!"

„Der Elende!" sagte der Priester, indem er sich entfernte.

„Der Heuchler!" erwiderte Cornelius und machte sich an sein Räderwerk.

XXIII.

Einige Tage später brach über das Dorf ein sehr natürliches Gewitter los, wie es überhaupt Gewitter zu thun pflegen: mit Blitz und Donner und dem Gefolge von Regen u. s. w. Diesmal richtete es allerdings in den Weinbergen Schaden an. Es war an einem Samstag, als diese Katastrophe über Armes hereinbrach. Des folgenden Tages, also am Sonntag, bestieg der Priester die Kanzel und predigte, daß der Zorn Gottes nur deshalb über die Gemeinde gekommen sei, weil Cornelius sich mit teuflischen Erfindungen beschäftige. Er erklärte, daß unser Freund Cornelius ein Zauberer sei und daß das Dorf mit allen Arten von Ueberschwemmungen, die der fromme, sanftmüthige und liebevolle Priester herzählte, heimgesucht werden würde, solange der verfluchte Luftballon existire. Zur Bekräftigung seiner Drohrede citirte der Mann Gottes viele Sprüche aus der heiligen Schrift; denn die heilige Schrift ist für den Heuchler dasselbe, was für den gewissenlosen Advocaten der Codex ist: hier wie dort lassen sich Stellen finden, mit denen man Unbequemlichkeiten zu

beseitigen sucht. Die Predigt, mit kräftigen Armbewegungen und mit weit aufgerissenen, nach dem Himmel gerichteten Augen vorgetragen, machte einen tiefen Eindruck auf die Gläubigen von Armes.

Louise, welche hörte, was man an ihrer Seite flüsterte, sah voraus, was kommen würde. Sie verließ die Kirche, und nachdem sie Cornelius von dem Vorfall unterrichtet, fuhr das Mädchen so schnell nach Clamecy, als das Pferd laufen konnte, in der Absicht, bewaffnete Hülfe zu requiriren.

Nach der Messe versammelten sich die Bauern unter der Vorhalle der Kirche und reizten sich gegenseitig auf, gegen den Luftballon loszumarschiren.

„Ja“, schrie Panuche, „nicht einmal ein Dorn wird mehr ordentlich in unserer Gemarkung wachsen, solange der Satansballon im Dorfe ist! Dieser Cornelius ist ein Zauberer! Und der Beweis hierfür liegt in der Weise, wie er Belle=Plante, der noch Niemand in der Gemeinde etwas Böses zugefügt hat, das Gesicht angestrichen! Stellt Euch vor, meine Brüder, es war eine Art Oelüberzug, der selbst gegen Weihwasser Stand hielt!“

„Es ist wahr“, erklärte Belle=Plante; „er brannte auf meinen Backen, als wäre es ein Erzeugniß der Hölle gewesen! Was überhaupt Menschen möglich war, wandte ich an, um mich davon zu säubern. Nichts half! Aber Cornelius reinigte mein gefärbtes Gesicht mit einem einzigen Tropfen!“

„Er reitet die Wölfe“, sagte ein alter Bauer. „Kürz=

lich bin ich ihm zu Pferd begegnet und sah, wie er auf einer solchen Bestie saß. Als ich seiner ansichtig wurde, schlug ich ein Kreuz und alsbald ging er in Rauch auf."

„Wenn es sich also verhält", entgegnete Navette, „dann genügt es, wenn wir Bazout hinschicken und ihn vor dem Luftballon ein Kreuz schlagen lassen."

„Ich glaube nicht", meinte der Fischer, „daß er ein Zauberer ist. Und doch ist er wiederum ein Zauberer; denn er hat mir zu den neunzehn Franken verholfen, welche mir Belle-Plante zu viel abgenommen."

„Was wollen neunzehn Franken bedeuten", erwiderte Panuche, „wenn man das Unrecht ins Auge faßt, das er uns Andern zufügt? Jedes Jahr wird die Ernte vernichtet und Ihr werdet sehen, daß er nächstens eine Pest in unserem Dorfe heraufbeschwört. Das ist die Ansicht des Herrn Pfarrers, gelobt sei Jesus Christus!"

„Ja, ja!" schrieen die Bauern durcheinander. „Er bringt uns die Pest ins Dorf!"

„Wer es mit dem Herrn Pfarrer hält", schrie Panuche, „der folge mir!"

Und mit Lärmen und Toben brach der wilde Haufen nach der Hofraithe der Mutter Simone auf.

Cornelius war frühzeitig benachrichtigt. Er setzte sich auf den Kriegsfuß. Der gute Cornelius hatte sich mit dem langen Bratspieß der Mutter Simone bewaffnet; seine größten Zirkel hing er in den Gürtel, ohne der vielen andern kleineren Zirkel zu gedenken, die sich in seinen Taschen befanden; dann stand ihm der treuergebene Dra-

gon, der Hund seiner Wirthin, helfend zur Seite, mit dem er, wie wir wissen, auf intimem Fuß lebte.

Cornelius erwartete die Stürmer auf der Schwelle des Schuppens, in welchem sich der Luftballon befand. Er fühlte sich zu schwach, den Eingang zur Hofraithe zu vertheidigen; deshalb ließ er alle ruhig die Hecke überschreiten. Als sich aber die Wüthenden in dem Bereich seines Bratspießes befanden, zog er mit der Spitze desselben einen Kreis um sich und erklärte mit lauter und vernehmlicher Stimme, daß er den Ersten, welcher den von ihm gezogenen Kreis überschreite, unbarmherzig durchstoßen werde. Diese energische Erklärung machte die Ungestümsten unter den Angreifern stutzig.

Cornelius, welcher, genau genommen, ebenso gern ein Arrangement angenommen hätte, wie er den Kampf aufnahm, benutzte diesen Augenblick der Unschlüssigkeit, um zu unterhandeln.

„Nun, meine Herren!“ begann er, „ich frage Sie, was Sie von mir wollen? Erklären wir uns gegenseitig, bevor wir kämpfen. Wenn Euer Verlangen kein ganz unverständiges ist, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Euch gefällig zu sein.“

„Wir wollen Deinen Luftballon zerstören“, erklärte Panuche.

„Es würde mich freuen, Euch angenehm sein zu können, wenn mir das in vorliegendem Falle thatsächlich möglich wäre.“

„Ins Feuer mit dem Luftballon! Ins Feuer mit dem Luftballon!“ schrieen die Bauern.

„Meine Herren, bringen Sie Ihre Beschwerden gegen meinen Luftballon vor!“

„Er ist ein Werk des Satans!“ rief Panuche. „Du bist schuld daran, daß unser Dorf durch Hagelschlag heimgesucht wurde! Gott hat uns wegen Dir heimgesucht!“

„Wirklich?“ entgegnete Cornelius. „Sprechen wir, ich bitte, ein wenig über diesen Fall. Ich hoffe, Ihr verurtheilt nicht meinen Luftballon, ohne mich gehört zu haben. Wenn Ihr die Existenz Gottes zulaßt, so laßt Ihr doch auch zu, daß er gerecht ist, nicht wahr? Nun, wie wollt Ihr denn auf den Gedanken kommen, daß er Euch heimsuche, Euch, die Ihr fromme Männer seid, und zwar wegen der Göttlosigkeit eines Dritten, wegen mir, angenommen nämlich, daß ich thatsächlich gottlos sei? Nehmen wir Panuche als Beispiel an. Angenommen also, ich hätte Panuche einen Fußtritt gegeben, und zwar auf den unaussprechlichen Theil seines Körpers, und dieser Panuche liefe nun zu den Chorknaben und zupfte ihre Ohren! Glaubt Ihr wohl, Gott habe weniger Verstand oder Vernunft als Panuche? Glaubt Ihr, Gott thue etwas, was der Angelusläuter nicht thun würde?“

„Meine Herren“, rief dieser, „ich rufe Euch als Zeugen an, daß er mich insultirt!“

„Wie? Ich insultire Herrn Panuche, weil ich sage, daß Gott nicht so dumm sei als er? Müßte ich wirklich sagen, daß Gott weniger Verstand besitze als der Küster

unserer Pfarre? Will Panuche zufällig vielleicht Papst werden?“

Die Bauern brachen in heftiges Lachen aus.

„Meine Brüder —“ begann von neuem Panuche.

„Gß!“ machte Cornelius zu seinem vierfüßigen Freund, indem er mit der Hand auf Panuche wies.

Dieser floh; aber Dragon faßte ihn alsbald an einem Rockschoß, riß ihn ab und apportirte ihn triumphirend Cornelius.

Cornelius steckte den Rockzipfel des Panuche an die Spitze seines Bratspießes, hielt diesen hoch empor, sodaß ihn jeder sehen konnte und rief: „Meine Freunde! Sie sehen hier, daß Gott mit mir und meinem Luftballon ist! Mein Freund Dragon — man kann diesen Titel wohl einem so treuen Hund geben — war mein treuer Gesellschafter bei der Arbeit; er wachte des Nachts bei meinem Luftballon und schützte ihn von allen Seiten; er bellte die Kinder an, welche Steine auf meine Leinwand warfen, und erwürgte eines Tages einen Hahn, welcher an ihr herumpickte. Seht, Gott hat sich auch für diesen Hund erklärt zum Nachtheil der Kirche und dort nehmt Ihr Panuche wahr, beraubt seines halben Rockschoßes! Nun soll mir noch Jemand sagen, mein Luftballon sei Gott mißfällig!“

„Das ist wahr! Das ist wahr! Das ist wahr!“ schrieen die Bauern.

Die Sache des Cornelius schien gewonnen zu sein; aber als der Priester, welcher die Scene vom Fenster aus verfolgte, wahrnahm, daß seine Anhänger schwach wurden,

erschien er auf dem Kampfplatze, das heißt, dem Schlachtfelde.

„Feige Christen!“ tobte er, „verficht man so die Sache des Allmächtigen? Vorwärts! Wer mich liebt, folge mir! Das Paradies denen, die vordringen, die Hölle den Zurückbleibenden!“ Und er avancirte an der Spitze seiner Gläubigen.

Cornelius machte eine halbe Wendung, legte seinen Spieß als Lanze ein und stieß so heftig nach dem Priester, daß er ihn unfehlbar durchbohren mußte, wie man mit der Nadel einen spröden Stoff durchbohrt. Der Priester wich zwar dem furchtbaren Stoß aus, konnte aber nicht verhindern, daß seine Soutane in der Gegend der Lenden getroffen wurde. Der Bratspieß fuhr durch bis in die Ulme, vor der der Mann der Kirche Posto gefaßt hatte, und nagelte ihn fest.

Cornelius wollte seine Waffe aus dem Holz des Baums zurückziehen, merkte aber alsbald, daß ihm das nicht gelingen würde; er ergriff den Zirkel in seinem Gürtel, sprang drei Schritte zurück, erhob den Arm, warf den Kopf nach hinten und rief mit sprühenden Augen, daß er Jeden, der in seine Nähe komme, zusammenstoße. Freund Dragon hielt sich an der Seite des Bedrohten und fletschte seine Zähne, die wie Dolchmesser in seinem Rachen erschienen.

In diesem Augenblick kam Mutter Simone daher, in der einen Hand einen Topf mit siedendem Oel und in der andern eine sehr große Bürste tragend.

„Herr Cornelius", rief sie, „hier haben Sie Ihr kochendes Trockenöl."

Dieser tauchte die Bürste in die wallende Flüssigkeit und drang nun auf die Stürmer ein. „Jedem von Euch", donnerte er, „der mir was anhaben will, ergeht es wie Belle-Plante!"

Beim Anblick der entsetzlichen Bürste wich die erschreckte Menge zehn Schritte zurück.

„Christen!" schrie Panuche, „ehe Ihr zurückweicht, fordert wenigstens Euern Seelsorger aus seiner Gewalt!"

„Euer Priester ist Kriegsgefangener. Nur unter der Bedingung des Friedens kann ich ihn Euch ausliefern! Das Gute bei der Sache bleibt jedoch der Umstand, daß er sein Ehrenwort nicht zu geben braucht, nicht entwischen zu wollen. Ich werde ihn mit jener Rücksicht behandeln, welche er seinem Charakter und seiner fatalen Position nach verdient. Ihr seht übrigens, daß er nicht ganz seiner Freiheit beraubt ist. Er kann von der Spitze des Bratspießes bis zum Ende, das ich in der Hand halte, auf und ab gehen."

„So geben Sie mir wenigstens meinen Rockzipfel heraus!" rief Panuche.

„Das hängt nicht von mir ab; er gehört dem braven Dragon. Ich kann ihn nicht zwingen, seine Beute herauszugeben."

„Was, Feiglinge", schrie Panuche, einen letzten Angriff versuchend, „Ihr wollt Euern Priester in dieser traurigen Situation und meinen Rockzipfel in den Zähnen des Hundes lassen, daß ihn diese verfluchte Dogge zerfetze?"

XXIV.

In demselben Moment ritt ein mit einem rothen Rock bekleideter Mann auf einem rabenschwarzen Pferd in den Hof, den gezogenen Degen in der Rechten emporhaltend.

„Das ist der Teufel!“ rief eine Stimme.

Mit diesem Ausbruch des Schreckens stoben die Stürmer nach allen Richtungen auseinander. Der Höllenreiter machte sich auf die Verfolgung des Panuche, der nach dem Pfarrhause stürzte, ergriff ihn, zog ihn, als wäre er nur ein Kind gewesen, aufs Pferd und legte ihn vorn über den Sattelknopf, etwa wie einen Sack, galoppirte auf den Weg, der nach Chevroches führt, setzte an einer seichten Stelle über die Yonne und verschwand dann im nächsten Gehölz.

Wer war dieser Reiter? Das ist nun die Frage. Da ich Euch, die Ihr das Glück genießt, in einem aufgeklärten Jahrhundert zu leben, nicht weis machen will oder kann, der Teufel in leiblicher Gestalt sei erschienen, so theile ich Euch kurz und gut mit, daß jener Reiter kein Anderer

war als mein Onkel Benjamin. Nun wollt Ihr aber noch weiter wissen, wie dieser dazu kommt, zu Gunsten des Cornelius zu interveniren und allein die Schlacht zu gewinnen. Da mir nichts ferner liegt, als mich in Mysterien zu bewegen, so werde ich Euch klares, helles Licht verschaffen. Benjamin befand sich gerade auf dem Wege nach Dornecy, um einen Kranken zu besuchen. In der Nähe der Maladerie bemerkte er ein auf dem Boden liegendes Pferd und einen umgestürzten Wagen. Er hob das Pferd auf, fand aber alsbald, daß es seinen Weg nicht fortzusetzen im Stande sei. Ein junges Mädchen saß am Rand des Weges und weinte; es war Louise.

„Trösten Sie sich", sagte Benjamin, „Ihr Pferd wird bald wieder in Ordnung sein und der Wagen ist nicht zerbrochen."

„Ach, mein Herr, ich weine nicht wegen meines Geschirrs!"

Und hierauf erzählte sie, was sich in Armes zugetragen.

„Sie haben nicht nöthig, die bewaffnete Macht in Clamecy zu requiriren", erwiderte Benjamin; „Ihr Cornelius ist einer meiner Freunde, ich übernehme es, die fatale Geschichte zu regeln. Dafür verlange ich dann nachträglich einen Kuß und zwar bei unserer ersten Begegnung."

Benjamin bestieg seinen famosen Rappen und galoppirte davon.

Panuche durchflog wie eine Grasmücke die Wälder, Wiesen und Felder, welche an ihm vorbeizuhuschen schienen, so fabelhaft rasch durchschnitt er die Luft, innerlich überzeugt, sich in den Krallen des Teufels zu befinden, auf der Reise zur Hölle. Er plapperte ein Paternoster nach dem andern. Mein Onkel setzte seine Beute in einem dunklen Speisegewölbe seines Schlosses nieder und ließ sich ihn am folgenden Tage vorführen.

Benjamin hatte in seinem großen Saal eine Art Thron herrichten lassen. Arthus bestieg ihn und stellte den himmlischen Vater vor; zu seinen Füßen lagerte der Pudel des Sergeanten, welcher den Erzengel darstellte; nur fehlte ihm die Lyra. Benjamin, in der Nähe des Throns auf einem schwarzbehängten Tische sitzend, übernahm in demselben Costüm, das er tags vorher getragen, die Rolle des Teufels; Page, mit seiner langen Alonge-Perrücke, repräsentirte den heiligen Joseph; Parlante war der Sohn Gottes und Manette*) bestand darauf, die heilige Jungfrau zu spielen. Rapin, Guillerand und Machecourt schmückten sich nach Gutdünken als Heilige.

Mein Onkel empfand eine kindliche Freude, seinen Freunden das Schauspiel des jüngsten Gerichtes vorzuführen; alle waren benachrichtigt, in Corvol zu erscheinen, und Niemand fehlte.

Ein in Schwarz gekleideter Diener holte Panuche aus seinem Gefängniß und verband ihm die Augen, weil er,

*) Eine von Dr. Rathery begünstigte Wirthsfrau.

wie der dienstbare Geist bemerkte, den Glanz Gottes und den ihn umstrahlenden Glorienschein nicht aushalten könne, was Panuche sehr plausibel vorkam. Man ließ ihn vor dem himmlischen Vater knieen.

„Wie heißest Du?“ fragte ihn dieser mit ernster Stimme.

„Jean Panuche, mein ewiger Vater“, antwortete der Küster.

„Wie alt bist Du?“

„Aber“, erwiderte Panuche, „ich sollte meinen, daß Sie das genau wissen müßten.“

„Wessen Standes?“

„Küster. Uebrigens ist es unmöglich, daß ich Ihnen unbekannt bin. Ich habe Ihnen oft genug Oremus gesungen.“

„Genau das ist es, was ich Dir vorwerfe. Habe ich wohl nöthig, Euren schreienden Gesang anzuhören? Ihr seid versessen darauf, mein Lob zu singen, und Eure Stimmen sind doch so falsch wie der Ton einer zerbrochenen Geige! Ich benachrichtige Dich hiermit, daß Euer Gesang, den ich nun schon seit achtzehnhundert Jahren anhören muß, nachgerade anfängt mir lästig zu werden. Wollte ich Musik hören, ich würde in die Oper gehen, aber nicht in die Kirche. Ihr werdet es zu verantworten haben, wenn ich nicht mehr in die Messe komme.“

„Himmlischer Vater“, sagte der Schutzengel, „ich gebe Dir zu bedenken, daß mein Client nichts dafür kann, wenn er eine falsche Stimme besitzt; Du hast sie ihm ja gegeben.“

„Das ist richtig“, bemerkte der himmlische Vater; „gehen wir zu einer andern Sache über. Satan, was hast Du ihm vorzuwerfen?“

„Ich klage ihn an, daß er im Winter Angelus um sechs Uhr läutete, anstatt um fünf, und daß er das Läuten sehr häufig ganz und gar sein ließ, wodurch die heilige Jungfrau so tausendfältig um den englischen Gruß kam.“

„Aber“, sagte Panuche, indem er sich vor dem Schutzengel verbeugte, „ich habe diese Stimme doch irgendwo schon gehört?“

„Still!“ entgegnete der Engel und fuhr dann fort: „Himmlischer Vater, ich gebe Dir zu bedenken, daß auch das nicht seine Schuld ist; er schlief. Hing es nun von ihm ab, zu schlafen oder nicht zu schlafen? Bist Du es nicht, der dem Schlaf befahl, den Menschen während einer gewissen Zeit seines Willensvermögens zu berauben?“

„Das ist richtig“, sagte Gott. „Ich wollte dem Menschen einen Begriff von seiner Nichtigkeit geben; deshalb befahl ich das. Gehen wir zu einer andern Sache über.“

„Ich klage Panuche an“, fuhr der Teufel fort, „daß er zu seinem Vortheil geweihtes Brod der Kirche im Dorf verkaufte.“

„Ich habe dem Teufel zu erwidern“, entgegnete der Schutzengel, „daß, wenn Panuche dieses heilige Brod der Kirche verkaufte, sich ihm alle möglichen Versuchungen des Diebstahls darboten. Wie der himmlische Vater weiß, macht die Gelegenheit den Dieb.“

Der himmlische Vater nickte zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe.

„Wenn ein Mensch ehrlich und rechtschaffen blieb", fuhr der Schutzengel fort, „so kommt es nur daher, daß sich ihm keine Gelegenheit zum Betrug, zur Unehrlichkeit darbot, und dann läßt man ihn in das Paradies. Ein Mensch, welcher zehnmal Gelegenheit fand zu stehlen und nur einmal ein Dieb wurde, ist, sage ich, ein ehrlicherer Mensch als jener, welchem es an Gelegenheit dazu gebrach. Und doch schickt man ihn dann in die Hölle! Wenn Panuche geweihtes Brod der Kirche stahl, so that er es in seiner Eigenschaft als Küster. Wäre er ein Rentier mit jährlichen fünfzigtausend Franken, so würde er wahrscheinlich nicht eine einzige Krume veruntreut haben. Deshalb denke ich, man weist diese Anklage zurück."

„Wohl gesprochen, mein Schutzengel!" sagte Panuche.

„Was der Schutzengel vorbrachte, enthält Wahrheit", bemerkte der himmlische Vater; „gehen wir zu einer andern Sache über."

„Ich klage Panuche an", fuhr der Teufel fort, „gegen das sechste Gebot gefehlt zu haben."

„Teufel!" sagte der himmlische Vater, „das ist sehr ernst. Was sagt der Schutzengel hierzu?"

„Der Engel antwortet, daß Du jeden Menschen nach einer gewissen Façon organisirt hast, und daß er sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, nach dieser Organisation zu handeln, ebenso wie die Ente nothwendiger Weise ins Wasser gehen muß und die Katze nothwendiger Weise

Mäuse fängt. Der Mensch neigt zum Bösen hin und das Gute ist nur das weniger Schlechte. Ich vergleiche die Menschen mit ihren verschiedenen Neigungen mit jenen Steinen, welche sich auf dem Abhang eines Berges befinden. Der platte Stein verbleibt in seiner Lage; der eckige kommt bei dem geringsten Hinderniß zur Ruhe; aber der runde Stein rollt den ganzen Berg hinunter. Ich sage nicht, daß es dem Menschen völlig unmöglich sei, den Trieben seiner Organisation zu widerstehen; aber jedenfalls ist es äußerst schwer, und unter zehn Menschen findet sich gewiß nicht einer, welcher diese Kraft besäße."

„Das ist sehr wahr", sagte der himmlische Vater; „der Engel hat Recht. Es bleibt immer ein und dasselbe alte Gesetz, nach welchem sich die Erde um die Sonne dreht und die Sonne um die Erde. Gehen wir zu einer andern Sache über."

„Panuche", fuhr der Teufel fort, „hat das Dorf gegen Cornelius rebellisch gemacht; er hat den Bauern von Armes weis gemacht, daß sein Luftballon Dich beleidige."

„Wer hat Ihnen das befohlen, Herr Panuche?" sagte der himmlische Vater. „Habe ich zufällig Dich dazu verleitet?"

„Und hat weiter die Bauern glauben gemacht", fuhr der Satan fort, „Du hättest wegen des Luftballons auf das Dorf hageln lassen."

„Wer hat Ihnen das gesagt, Herr Panuche?"

„Ich habe es geglaubt, himmlischer Vater."

„Du lügst, Panuche, denn Du bist sehr gut vom Gegentheil überzeugt. Du wolltest dem Haß dienen, den der Priester gegen Cornelius ausspeit. Außerdem will ich nicht, daß die Priester mit meinem Namen in ihren persönlichen Streitigkeiten interveniren. Meiner Treu, das könnte mir noch fehlen, in dem Sprengel von Armes zu erscheinen und hageln zu lassen, weil dort ein Gelehrter ist, welcher friedlich an seinem Luftballon arbeitet! Du wirst Deinem Priester sagen, daß ähnliche Sachen nicht mehr vorkommen. Was hat der Schutzengel auf diese Hauptanklage zu erwidern?"

„Ich begnüge mich damit, die göttliche Gnade für meinen Clienten zu erflehen, und unterstelle mich der Weisheit des Vaters."

„Ich gebe dem Vater zu bedenken", sagte die heilige Jungfrau, „ob nicht der Priester der Strafbarste von Allen sei."

„Das ist er", sagte der Vater, „und da der Herr Panuche nicht tugendhaft genug für das Paradies und nicht schlecht genug für die Hölle ist, so soll er noch einmal zur Erde zurückkehren und sich noch einmal in dem Dienst eines Küsters versuchen. Wir befehlen sonach dem Satan, Panuche dahin zurückzubringen, wo er ihn aufgegriffen."

Hiermit wurde die Sitzung aufgehoben.

Man gab Panuche einen Schlaftrunk und am Abend brachte ihn ein Diener auf den freien Platz zu Armes.

XXV.

Nach einigen Tagen war der Ballon des Cornelius, über alle Feinde und Angriffe triumphirend, fertig gestellt und nichts stand ihm mehr im Wege, sich majestätisch in die Lüfte zu erheben. Um der Luftballonfahrt mehr Feierlichkeit zu geben, setzte Cornelius sie auf den 29. September, den Tag des Landespatrons, fest. Am Abend vor diesem feierlichen Tage soupirte Cornelius bei Herrn Desallemagne. Der Gelehrte strahlte vor Freude; aber Louise war traurig; ihr sagte eine innere Stimme, daß ihr ein Unglück bevorstehe. Nach dem Nachtessen, es war schon spät, wollte sie Cornelius zurückbegleiten.

„Theurer Freund", sagte sie zu ihm, „eine Bitte müssen Sie mir gewähren."

„Und welche?" fragte Cornelius.

„Mich morgen mit in Ihren Luftballon zu nehmen."

„Das geht nicht, Louise; mein Luftballon ist nicht dafür eingerichtet und außerdem faßt er nicht so viel Hydrogen, um uns beide emporzutragen."

„Sie hintergehen mich, Cornelius. Sie vermuthen irgendeinen unangenehmen oder gar gefährlichen Zwischen-

fall und wollen mich keiner Gefahr aussetzen. Und doch wissen Sie, daß unser beider Leben nur eins ist."

„Entmuthigen wir uns nicht, Louise", sagte Cornelius; „ich muß Muth haben."

„Ich bin dessen bedürftiger als Sie", entgegnete Louise; „wenn Sie es aber nicht anders wollen, so sprechen wir nicht mehr davon."

Während beide am Pfarrhaus vorübergingen, bemerkten sie in der Stube des Priesters Licht. Er war gerade damit beschäftigt, ein Gewehr zu prüfen.

„Sieh einmal an!" sagte Cornelius; „ich glaube, er will auf die Jagd gehen."

Hiermit setzten sie ihren Weg fort.

Louise begleitete Cornelius bis zur Thür der Mutter Simone. Dann sagte er ihr Lebewohl; denn am folgenden Morgen wollte er sie nicht sehen. Als er Louise herzlich an die Brust drückte und küßte, fühlte er auf seinen Wangen ihre heißen Thränen. Cornelius riß sich ungestüm los und schloß sich in sein Zimmer ein.

Am folgenden Morgen, nachdem der Gelehrte aufgestanden war, prüfte er das Firmament. Es hatte in der Nacht geregnet und dicke, schwere Wolken eilten rasch am Himmel dahin. Cornelius wollte indessen seine einmal festgesetzte Auffahrt nicht verzögern, deshalb verbrachte er den ganzen Vormittag mit der Zurüstung zur Abfahrt. Um zwei Uhr umstand eine ungeheure Menge Neugieriger das Gehöft der Mutter Simone, denn die Nachricht von der Luftschifffahrt des Cornelius hatte sich in der weiten

Umgegend verbreitet und Jedermann wollte dieses seltene Schauspiel mit ansehen.

Bald hierauf erschien Cornelius in dem Hof; er sah blaß aus, unser armer Freund, denn er hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen; aber seine Augen strahlten und sein Gang zeigte edlen Stolz. Nichts erhebt einen Menschen mehr als eine ihn beobachtende Menge.

Der letzte Gedanke des Cornelius weilte bei Louise. Er rief Mutter Simone zu sich und überreichte ihr ein mit Silber beschlagenes Notizbüchlein, die einzige werthvolle Sache, welche er einer Frau anbieten konnte. „Wenn mir ein Unglück begegnet", sagte er, „so geben Sie das Louise; komme ich gesund und wohlbehalten zurück, so sagen Sie ihr nichts davon."

Dann stieg er in sein Schiffchen.

Als der Luftballon sich zu erheben begann, richtete sich sein treuer Freund Dragon empor, welcher stets an der Seite des Gelehrten geblieben war, und sprang nach dem Schiffchen, wohl in der Absicht, Cornelius zurückzuhalten. Dieser Act der Anhänglichkeit wurde von der versammelten Menge als eine schlimme Vorbedeutung angesehen.

Nachdem der Luftballon etwas nach rechts und links geschwankt, erhob er sich majestätisch in die Lüfte unter dem Beifallsgeklatsch der Zuschauer. Die Räder arbeiteten heftig wie die Schaufeln eines Dampfschiffes und unterstützten sehr merklich das Emporsteigen, indem sie den Luftballon gerade gegen den Wind trieben, in der Richtung nach Clamecy hin.

In diesem Augenblick zuckte eine Art Blitz oberhalb Armes durch die Luft. Ein Flintenschuß wurde hörbar und bald hierauf sah man Trümmer des einen Luftballonrades zur Erde fallen, welche auf dem Platz des Dorfes in Stücke schlugen. Gleichzeitig erhob sich ein heftiger Wind, trieb pfeilschnell den Luftballon immer höher und höher, bis er schon nach einigen Minuten hinter den Chevrochesbergen verschwand.

Man erwartete Cornelius den ganzen Tag, man erwartete ihn des folgenden Tages, man erwartete ihn die ganze Woche; aber er erschien nicht und Niemand vermochte Aufschluß über ihn und seinen Luftballon zu geben. Vergeblich nahm Louise ihre Zuflucht zu allen möglichen Zeitungen und inserirte das Verschwinden ihres Geliebten, um etwaige Nachricht bittend. Niemand wußte etwas von ihm, und so mußte ihn die arme Louise bald als todt beweinen.

Sie trug die Stücke des zerbrochenen Rades in ihren Garten und vertraute sie dort der Erde an. Täglich erschien Louise aber am „Grabe" ihres armen Cornelius, um zu weinen und von ihm zu träumen.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

währte Methode behauptet diese, unserer Literatur zur Ehre gereichende Sammlung den Vorrang vor allen ähnlichen Erklärungsversuchen. Sie allein gibt vollständigen Nachweis der Entstehung der Dichterwerke und ihrer Quellen, ausreichende sprachliche und sachliche Erklärung und gründliche ästhetische Würdigung.

Der „**Pädagogische Jahresbericht 1877**" (S. 372) bringt nachstehendes Referat über dieses Unternehmen:

„Zum Lobe der Düntzer'schen Erläuterungen etwas zu sagen, ist nicht mehr nöthig; des „Verfassers gründliche und zuverlässige Arbeiten sind bekannt genug und das Nöthigwerden „neuer Auflagen beweist, welchen Anklang sie finden. Auch die Angriffe, denen sie in neuester „Zeit ausgesetzt gewesen sind, haben daran nichts geändert. Düntzer hat eben nicht schul„mäßige Erläuterungen schreiben wollen, aber strebsame Lehrer haben vieles aus seinen Er„läuterungen der Schule zu gute kommen lassen. Und so bleibt's hoffentlich. Dann wird „auch das einzige, was man diesen Erläuterungen an einigen Stellen vorwerfen könnte: „allzugroße Gründlichkeit in der Schule keinen Schaden stiften. Reifere Schüler aber, die „behufs des Selbststudiums zu diesen Erläuterungen greifen, können sich an der Gewissen„haftigkeit des Verfassers ein Beispiel nehmen."

In Separat-Ausgaben erschienen aus dieser Sammlung

Goethes lyrische Gedichte erläut. von **Heinrich Düntzer.** Zweite Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 13 M. Elegant gebunden 15 M.

Goethes westöstlicher Divan erläutert von **Heinrich Düntzer.** 1878. 3 M.

Goethes Faust erläut. von **Heinrich Düntzer.** I. II. Theil. Dritte Auflage. 1877. 1879. 3 M.

Klopstocks Oden erläut. von **Heinrich Düntzer.** 2. Auflage. 2 Theile in 1 Bande. 1878. 6 M. Elegant gebunden 7 M.

Schillers lyrische Gedichte erläutert von **Heinrich Düntzer.** Zweite Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 10 M. Elegant gebunden 12 M.

Uhlands Balladen und **Romanzen.** Erläutert von **Heinrich Düntzer.** 1879. 2 M.

Tillier, Claude,

Zwei Brüder Novelle von Claude Tillier. Deutsch von Eduard Prätorius

Leipzig 1879